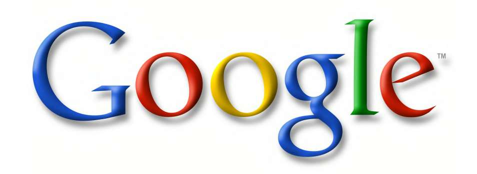
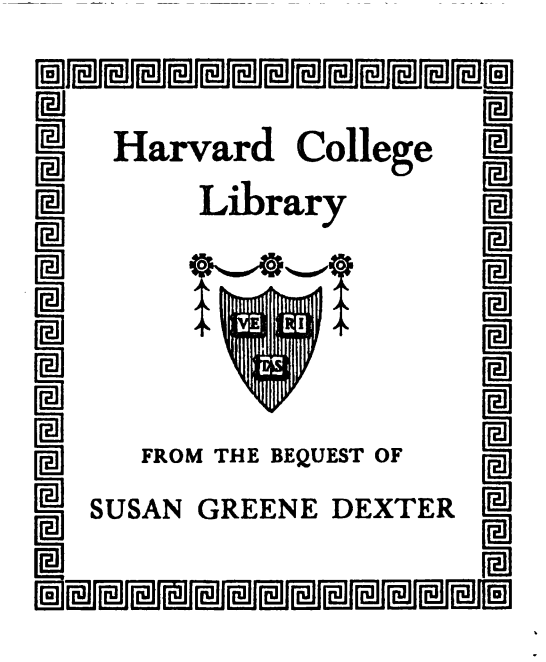





Harvard College
Library
VE
RI
TAS
FROM THE BEQUEST OF
SUSAN GREENE DEXTER

Beiträge zur Volks- und Völkerkunde.
Erster Band.

Volksglaube und Volksbrauch

der

Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.



Berlin,
Verlag von Emil Felber.
1893.

Volksglaube und Volksbrauch

der

Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Beiträge

zur

Volks- und Völkerkunde.

Erster Band.

Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.



Berlin,

Verlag von Emil Felber.

1893.

o

Volksglaube und Volksbrauch

der

Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.



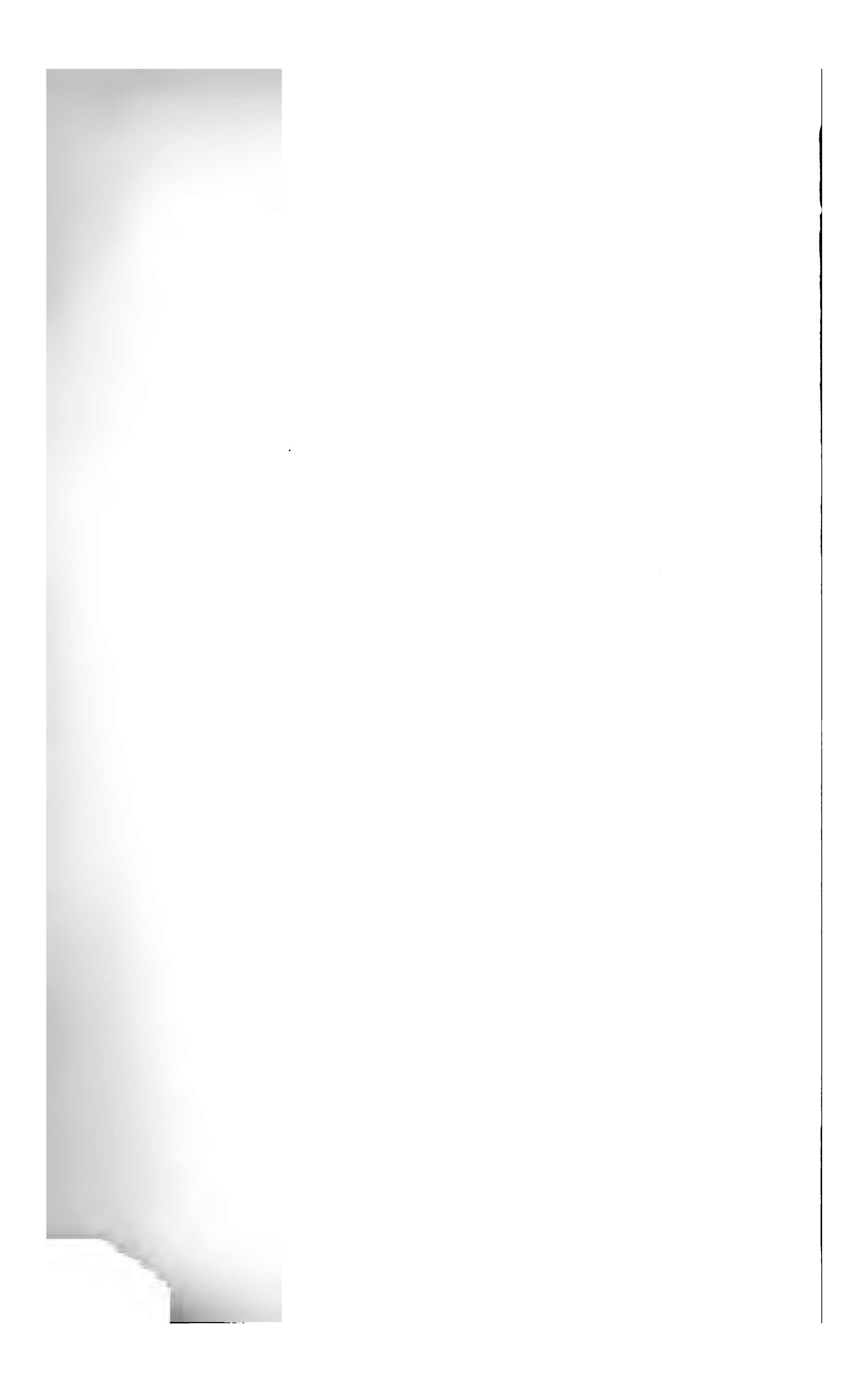
Berlin,
Verlag von Emil Felber.
1893.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Adolf Bastian

verehrungsvoll

zugeeignet.



Inhaltsverzeichnis.

Lautwert der siebenb.-sächsischen Buchstaben.

å dumpfes, kurzes a.

ĕ dumpfes, kurzes e.

â, ê, î, ô, û lange Vokale.

j nach n, d, t und l will den voraufgehenden Konsonanten mouillieren.





Vorwort.

Ich weiſs nicht, ob es Anderen ebenso geht, für mich aber liegt die ganze traumhafte Schönheit des Märchenlandes über Siebenbürgen ausgegossen. Für den Volksforscher ist dies Ländchen, mit seinen himmelanstrebenden Bergen und Zinnen, seinen weltverlassenen Hochlandstälern, ein fruchtbarer Boden, ein Eldorado der Volkskunde. Brot- und heimlos habe ich im Dienste der Volkskunde dies wundervolle, bezaubernde Märchenland nahezu fünfzehn Jahre lang, bis auf den heutigen Tag fast ununterbrochen durchpilgert und im Kreise der einzelnen Völkerschaften ein bedeutendes Material zusammengebracht, das für religionsgeschichtliche Forschung und Völkerkunde der Beachtung wohl wert ist.

Das vorliegende Werk befaſst sich mit dem Volksglauben und religiösen Brauch der Siebenbürger Sachsen, unter denen ich meine Jugendjahre verlebt habe. Das bearbeitete Material ist teils aus älteren und neueren Drucksachen, aus Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern und Gymnasialprogrammen, die schwer zugänglich und zum gröſsten

Teil seit einer Reihe von Jahren gar nicht zu bekommen sind, zusammengetragen worden, teils aber fufst es auf eigenen Beobachtungen und Sammlungen. Meine Absicht ging also in erster Reihe dahin, Zerstreutes in leicht übersichtlichen Zusammenhang, Unbekanntes zur Kenntnis, Bekanntes zum Bewufstsein zu bringen. Die grundlegenden Werke meiner verdienstvollen Vorgänger J. W. Schuster, Fr. Müller, Haltrich, J. Wolff, Fr. Fronius, G. D. Teutsch u. a. habe ich überall, wo es möglich war, herangezogen, daneben aber auch die für siebenbürgisch-sächsische Volkskunde wichtige, handschriftliche Sammlung einschlägigen Materials, die mein Grofsvater mütterlicherseits, Andreas Roth, ein illiterater Mann, auf seiner Wanderschaft als Handwerksgeselle (1818—1825) unter dem Titel: „Dageb1edder" angelegt hat. Diese Sammlung enthält, bunt durcheinander gewürfelt, Lieder und Sprüche, Märchen, und vor allem zahlreiche Heilmittel und Segenssprüche. Im Hause meiner Grofseltern stand diese Sammlung in hohem Ansehen; sie war für damalige Zeiten ein rechter „Familienratgeber".

Bei der Ausarbeitung dieses Werkes habe ich mich absichtlich in keine Erläuterungen und ausführliche Erörterungen eingelassen; ich wollte eben vom Stoff, vom rohen Material so viel als nur möglich zur Kunde deutschen Volksglaubens und Volksbrauches geben. Künftige Forscher können dann leicht die Schlufsfolgerungen ziehen. Mit Riesenschritten scheint die Zeit zu nahen, wo deutscher Brauch und deutsche Sitte in Klingsors Lande, in Siebenbürgen, verschwunden ist. Fremde überfluten in hastigem Jagen nach Geld und Genufs das stille Eiland mittelalterlicher Romantik, und wo einst der Weidruf deutscher Ritter und der Allelujagesang frommer Pilger erklang, dort braust das Dampfrofs; im flutenden Völkergetümmel taucht bald diese kleine Insel deutschen Volkslebens unter. —

Zum Schlusse will ich diejenigen Schriften mitteilen, denen ich Belege für das vorliegende Buch entnommen habe:

Andree, Richard: Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878.

Bastian, Ad.: Geographische und ethnologische Bilder. Jena 1873.

Baumann, Ferd.: Zur Geschichte von Mühlbach. (Mühlbacher Gymnasialprogramm 1889.)

Haltrich, Josef: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Vierte Aufl. Wien 1885.

Haltrich-Wolff: Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Wien 1885.

Heinrich, G. A.: Agrarische Sitten und Gebräuche unter den Sachsen Siebenbürgens (Sächsisch-Regener Gymnasiumsprogramm 1880).

Hillner, Joh.: Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Geburt und Taufe im Siebenbürger Sachsenlande (Schäfsburger Gymnasialprogramm 1877).

Hopf, L.: Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit. Stuttgart 1888.

Kootz, Julius: Mühlbacher Hexenprocesse. (Mühlbacher Gymnasialprogramm 1883.)

Kraufs, F. S.: Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Münster 1890.

Lippert, J.: Christentum. Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882.

Mätz, Joh.: Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit. (Schäfsburger Gymnasialprogramm 1860.)

Müller, Friedr.: Siebenbürgische Sagen. 1. Aufl. Kronstadt 1857; 2. Aufl. Wien 1885.

Müller, Friedr.: Beiträge zur Geschichte des Hexenprocesses in Siebenbürgen. Braunschweig 1854.

Schuller, G.: Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis im Siebenbürger Sachsenlande. (Schäſsburger Gymnasialprogramm 1863 und 1865.)

Schuller, J. K.: Das Todaustragen und der Muorlef. Ein Beitrag zur Kunde sächsischer Sitte und Sage in Siebenbürgen. Sylvestergabe. Hermannstadt 1861.

— Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelten. Sylvestergabe. Hermannstadt 1862.

Schuster, Fr. W.: Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen. Hermannstadt 1865.

— Ueber den in einigen Ortschaften Siebenbürgens bei Hochzeiten üblichen „Rösseltanz". (Mühlbacher Gymnasialprogramm 1863.)

— Zur Kritik des Märchens vom Königssohn und der Teufelstochter. (Mühlbacher Gymn.-Programm 1869.)

— Woden (ebenda 1856).

— Deutsche Mythen aus siebenb.-sächs. Quellen. (Archiv des Vereins für siebenb. Landesk. VIII. IX.)

Schwicker, J. H.: Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Wien und Teschen 1881.

Sepp, Joh.: Internationale Hochzeits-, Tauf- und Totengebräuche. München 1891.

Wlislocki, H. v.: Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen (in Virchow-Holtzendorffs Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge N. F. Nr. 63). Hamburg 1888.

— Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner. Münster 1891.

Wlislocki, H. v.: Aus dem inneren Leben der Zigeuner. Berlin 1892.

— Aus dem Volksleben der Magyaren. München 1892.

— Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren. Münster 1893.

Wolff, J.: Deutsche Ortsnamen in Siebenbürgen. (Mühlbacher Gymnasialprogramm 1879—1881.)

So möge denn auch diese Arbeit eine gütige, nachsichtige Aufnahme im Kreise der Fachgenossen und Leser finden!

Wildbad Jegenye (Siebenbürgen).

Dr. Heinrich von Wlislocki.

**



I.

Dämonen.

Das grofse Kapitel von den Dämonen, vom Geisterglauben überhaupt, beschäftigt die Mythologen der neuesten Zeit mit Recht in besonderem Mafse, da man endlich zu der richtigen Erkenntnis gelangt ist, dafs eben in diesem Glauben sozusagen die Urtypen des religiösen Vorstellungsvermögens vorliegen, die überall und zu allen Zeiten allen Menschen gemeinsam zu sein scheinen aber doch auch unter dem Einflufs örtlicher und zeitlicher Umstände bei den verschiedenen Völkern eigenartig ausgebildet wurden. Dieser Glaube ist ein Kaleidoskop, an dem man nur leise zu rühren braucht, um immer wieder neue und neue Bilder buntester Art hervorzuzaubern. Die Grundstoffe bleiben dieselben, wenn sie auch in den Bildern verschiedenartig zusammengewürfelt sind. Der Geisterglauben, in welcher Form er immer im Bewufstsein eines Volkes zum Ausdruck gelangt, ist ein Kardinalpunkt für religionsgeschichtliche Forschung, deren Aufgabe es ist, die darauf bezüglichen Akten zu sammeln, um es kommenden Jahrhunderten möglich zu machen, dereinst ein endgiltiges Ur-

teil über den Urkeim des religiösen Gefühles fällen zu können. —

Die Volksüberlieferung der Siebenbürger Sachsen hat auch das Andenken der drei Schicksalsschwestern, der Nornen bewahrt, die unter der Benennung Wenken oder Wäinjken im sächsischen Volksglauben vorkommen. Die Wenken sind ausgereifte Baumseelen, die vorzugsweise aufserhalb der Bäume handelnd auftreten. Die Wenken der Siebenbürger Sachsen, „die Ljesije und Rusalken der Russen, die Vilen der Südslawen, die Lesni panny oder Divé ženy der Čechen, ferner die Holz- und Moosleute in Mitteldeutschland, Franken und Baiern, die wilden Leute in der Eifel, in Hessen, Salzburg, Tirol, die Waldfrauen und Waldmänner in Böhmen, die Tiroler Fanggen, Fänken, Nörgel, die romanischen Orken, Enguane, Dialen, die dänischen Ellekoner, die schwedischen Skogsnufar — bilden eine einzige Sippe mythischer Gestalten."

Wenn auch die Wenken im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen nicht gerade als Schicksalsspinnerinnen, sondern mehr als Krankheitsbringerinnen auftreten und wie alle Krankheitsgeister in Wald und Baum lebend gedacht werden, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dafs sie ursprünglich auch als Schicksalsbestimmerinnen eine Rolle gespielt haben. Darauf zielen einige Kinderlieder, wo sie als Spinnerinnen auftreten (s. Abschnitt IV). Als Krankheitsbringerinnen werden sie in einigen Heilsprüchen angerufen, oft nicht beim Namen, sondern nur einfach „weifse Frauen" genannt (s. Abschnitt III). Ihr Wohnort ist der „dunkle" oder „grüne" Wald, wo sie beim „Brunnen" hausen. In einem Heilspruch werden gar drei Brunnen erwähnt: Isri, Nisri, Pisri, in deren Nähe die drei Wenken wohnen. Als Spinnerinnen treten sie auch in einem Märchen auf. Einem Mädchen wird von der bösen Stiefmutter eine übermäfsige Menge Flachs zum Spinnen in einer Nacht gegeben. Aber plötzlich, ohne dafs es weifs, wie, erscheint in dem verschlossenen Zimmer eine Frau mit breitem Fufs — das

Märchen giebt ihr den Namen: drâinte-fosz, d. i. Drei-Enten-Fufs, ein Fufs so breit als dreier Enten Füfse — und breiten Sitzteilen, zur Rettung. Sie tritt mit ihrem Dreientenfufs das Rädchen so schnell, dafs der Flachs bis zum Morgen aufgesponnen ist. Für die folgende Nacht wird des Mädchens Aufgabe verdoppelt. Aber eine zweite Frau mit noch breiteren Sitzteilen und breitem Daumen zum Drehen des Fadens bringt zum zweitenmal Rettung. In der dritten Nacht ist die Aufgabe verdreifacht. Aber auch die dritte Retterin bleibt nicht aus; sie hat eine breite, herabhängende Unterlippe, vom vielen Nässen des Fadens, und so breite Sitzteile, dafs sie auf zwei Stühlen sitzen mufs (Schuster, im Archiv d. Ver. f. sieb. Landesk. X. S. 79).

Die alemannischen drei Mareien, die dem Menschen bei seiner Geburt den Schicksalsfaden spinnen, die Frau Breite mit dem Gänsefufs, die französische regina pede auca entsprechen den drei Spinnerinnen des mitgeteilten Märchens der Siebenbürger Sachsen (s. Abschnitt IV).

In einem Schlummerliede werden die drei Schicksalsschwestern „Nonnen“ genannt (vgl. Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, I, 163), was eben eine blofse Entstellung von Nornen in Nonnen ist. Name und Wesen beider boten manche Ähnlichkeit. Im Abschnitt über „Glück und Unglück“ werden wir das Wesen der drei Schicksalsspinnerinnen eingehend behandeln, so weit dies aus den spärlichen Überresten der Volksüberlieferung möglich ist.

Wir gehen nun zu einer anderen Art von dämonischen Wesen über, die im Siebenbürgisch-Sächsischen unter dem allgemeinen Namen: âlf, Alb bekannt sind. Dieser âlf ist 1) Alb, 2) Alp. Hiebei müssen wir Laistner's (Rätsel der Sphinx usw. S. 10) Worte zur Erhärtung der folgenden Zeilen anführen: „Es ist längst bekannt, dafs die deutsche Volkssage die Gleichung aufstellt: Alb ist Alp, d. h. das zahllose, vielnamige Heer der Elbe, der in der Luft, im Wasser, im Hause und auf dem Felde, in Berg und Wald,

Heide und Ackerland, auf und unter der Erde hausenden Dämonen, wird unter der nämlichen Bezeichnung zusammengefafst, von welcher das Alpdrücken seinen Namen hat. Dafs in dieser Gleichung zugleich das Rätsel des Mythus beschlossen sei, mufste verborgen bleiben, so lange man bei dem Versuche der Auflösung falsche Werte einsetzte und sich mit dem Ergebnis begnügte, das Volk schreibe den Gewitterwesen oder Windgeistern oder Baumgenien unter anderen Wirkungen auch diese zu, den bekannten quälenden Traum zu erregen, mit anderen Worten, der Alp sei ein Alb. Die rechte Lösung ist aber nur zu finden bei der Wortfolge: „Alb ist ein Alp." Während man also bislang glaubte, die Elben oder Alben könnten auch als Alp drücken, behauptet Laistner, dafs die Vorstellung von Alben, d. h. überhaupt von geisterhaften Wesen, erst aus dem Alptraum hervorgewachsen sei[1]). Dies bezeugt mehr oder weniger auch der Volksglaube der Siebenbürger Sachsen. Der âlf ist in erster Reihe der Alp, der Geist, welcher dem Menschen leibhaftig erscheint und ihn seine Macht spüren läfst. Er kommt in der Nacht zu den Schlafenden und sucht sie zu erdrücken; ja selbst als Buhlgeist (als incubus und succubus) tritt er auf. Dabei ist aufmerksam zu machen, dafs der âlf auch im siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben in den verschiedensten Gestalten erscheint, bald menschlich, bald tierisch; aber auch als Ungeheuer, dessen Aussehen in der Wirklichkeit nichts Entsprechendes findet, tritt er oft auf. Häufig setzt er sich dem Schlafenden als schwarzer Hund oder Katze auf die Brust und droht ihn zu ersticken; häufig erscheint er in der Gestalt von verstorbenen Bekannten. Tritt er als Buhlgeist auf, so nimmt er die Gestalt eines Jünglings oder einer Jungfrau an. „Daraus begreift man leicht, wie die Sage dazu kam, die albischen Wesen oft als lüstern und minnegierig darzustellen und vom geschlecht-

[1]) S. W. Golther's Recension im Archiv f. Anthropologie XX, 252 ff.

lichen Verkehr zwischen Alben und Menschen zu erzählen. Dieses Traumerlebnis braucht dann nur in eine höhere Sphäre der Auffassung entrückt zu werden, um den schlimmen Buhlteufel, der schlafende Weiber überfällt, oder die teuflische Buhlerin, die sich im Traume mit Männern vermischt, zu Alb und Albin zu wandeln, die in Liebessehnsucht aus ihrer fernen Heimat herabsteigen, um mit Menschen einen dauernden Bund einzugehen" (Golther a. a. O. S. 253). Von einer Frau in Mühlbach, die bereits 8—10 Kinder tot zur Welt gebracht hat, sagt das Volk: „Der âlf hot se ämgestälpt" (der Alp hat sie umgestülpt). Man glaubt, dafs, wenn eine Schwangere vom âlf ad coitum benützt wird, dieselbe ihr Kind tot zur Welt bringe. In meiner Jugendzeit sagte man am Gymnasium zu Kronstadt von einem, der der Onanie fröhnte, „he âlfert" (er alfert).

In den meisten Fällen tritt der âlf in seiner eigentlichen Gestalt auf. Er ist klein und dick; er hat einen dicken Kopf, langen weifsen Bart, struppiges Haar, ein breites, altes, runzlichtes Gesicht, blöde, glotzende Augen, plattgedrückte Nase, weiten gefräfsigen Mund und kurze krumme Beine und Arme (Hillner, Volkst. Gl. u. Br. bei Geburt u. Taufe im Sieb. Sachsenl. Schäfsburger Gymn.-Progr. S. 24). So stellt ihn sich allgemein das sächsische Landvolk in Siebenbürgen bis auf den heutigen Tag dar. In Mühlbach erwachte einmal ein Mann unter grofsen Beklemmungen in der Nacht und sah bei dem hellen Mondschein, wie ein kleines, häfsliches Männchen zu seinen Füfsen im Bett stand. Von den Füfsen springt es ihm auf den Bauch, auf die Brust, und da tanzt es ihm unter fortwährendem Gesichterschneiden herum. Der Mann will sich wehren, kann sich aber nicht rühren. Endlich seufzt er: „O Jêses!" (O Jesus), und der Alp verschwindet (Schuster, S. 109). In Kronstadt lebte vor Jahren der alte Tischlermeister Strobel, den der âlf nächtlicher Weile in der Gestalt einer schwarzen Katze, von übernatürlicher Gröfse, plagte. Einmal wachte er jäh auf, erblickte die Katze auf seiner Brust und rief: „Hâr, âm

Hemel!“ (Herr im Himmel). Da sprang ihm die Katze ins Gesicht und biſs ihn ins Genick. Von der Zeit an hatte er sein Leben lang eine eiternde Beule am Nacken. Der â l f plagt den Schläfer so lange, bis er aufschreit. Tut er dies nicht, oder wird er nicht durch jemanden aufgeweckt, so verweilt der â l f bei ihm bis zum Hahnenschrei oder bis zur Morgenröte. Ich habe eine Anverwandte, Josefine Wagner, die stets eine Katze bei sich im Bette hält, damit sie der â l f nicht plage, von dem sie in ihrer Jugend viel zu leiden hatte. Das Schnurren der Katze soll dem Volksglauben gemäſs den â l f vertreiben. „Daher erklärt es sich wohl, daſs die Alben meistens das Licht und den Tag scheuen und bei der Dazwischenkunft eines Dritten das Feld räumen, wie die Traumgestalten der Wirklichkeit nicht Stand halten. Doch den Alptraum im besonderen scheucht namentlich der Schrei, an welchem der Geängstigte aufwacht. Oft kommt es vor, daſs er dabei ein Kissen oder Bettstroh krampfhaft umklammert hält, woraus der vielbezeugte Volksglaube entstand, der Alp könne gefangen werden, verwandle sich jedoch dabei gewöhnlich in einen Strohhalm oder einen ähnlichen unscheinbaren Gegenstand, müsse aber, wenn in dieser Verwandlung gefangen gehalten, endlich seine wahre Gestalt wieder annehmen und könne dann gestraft und für immer verbannt und unschädlich gemacht werden“ (G o l t h e r S. 254). Im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen heiſst es: Wer vom Alp gequält wird, der lasse drei Tropfen Blut aus dem Schwanz einer Katze auf sein Bettstroh rinnen; kommt nun der Alp zu ihm auf Besuch, so kann er sich nicht mehr entfernen und verwandelt sich in einen Strohhalm; der vom Alp geplagte Mensch verbrenne nun sein Bettstroh in einem Backofen, sorge aber, daſs kein Strohhalm unversehrt bleibe, sondern jedes Hälmchen verbrenne. Dann verbrennt auch der Alp (Streitfort). In Knoten gewundenes Stroh wird aus dem Bette entfernt und verbrannt, denn es könnte darin ein â l f stecken. Steckt man aber einige zusammengeflochtene Weidenruten in die Bettstätte,

so vertreibt man dadurch den Alp (Burzenland). Dieser Brauch hängt wohl mit dem deutschen „Weidendrehen“ zusammen. „Im Aargau löst man diejenigen Knoten sorgfältig auf, die man an den Ruten einer dem Wohnhause zunächst stehenden Weide gewahrt; auch das Weidenband einer jeden Strohgarbe, die man im Stalle streuen will, wird erlesen und aus gleichem Grunde nicht mitgestreut. Es könnte ein Hexenschaden mit darin »verknüpft« sein“ (Rochholz, Alemannisches Kinderlied u. Kinderspiel S. 146).

Am schrecklichsten ist der âlf, wenn er den Schläfer in der Gestalt eines verstorbenen Bekannten plagt. Nur im Gesichte gleicht er dem Verstorbenen, im übrigen aber behält er seine Albengestalt bei. Wen der âlf in dieser Gestalt nächtlicher Weile besucht, der siecht und welkt dahin, ohne dafs ihm irgend ein Heilmittel nützte. Gewöhnlich werden Leute von solchem âlf geplagt, die einem Totkranken irgend einen Wunsch absichtlich nicht erfüllt haben, oder ihn auf dem Sterbebett wegen angetanen Leides nicht um Verzeihung gebeten haben (G. Schuller, Volkst. Gl. u. Brauch b. Tod u. Begräbn. Schäfsburger Gymn.-Progr., 1863, S. 39). Wacht man dann plötzlich auf, so findet man gewöhnlich einen Schmetterling im Zimmer vor, in den sich der âlf verwandelt hat. Diesen Schmetterling darf man nicht töten, sondern man mufs ihn hinausfliegen lassen, sonst benimmt man dem betreffenden Toten gänzlich die Ruhe (Grossau, Neppendorf). Wahrscheinlich ist diese Art Alptraum die älteste Form des Alpdrückens überhaupt und hat sich eben aus dem Seelencult, d. h. aus der Verehrung der Toten, entwickelt, auf die sich nach Lippert's Auseinandersetzungen alle Religion zurückführen läfst. Denn diese Verehrung der Toten ist dem Menschen am nächsten gelegen und hat ihn dann weiter zum Gespenster- und Geisterglauben, zum Alptraum, zum Albenglauben u. s. w. stufenweise geleitet. Laistner dagegen nimmt als erste Stufe den Alptraum an, aus dem dann der Albenglaube, Geisterglaube u. s. w. sich entwickelt hat.

Einen Übergang vom Alptraum zu den Alben bildet folgender Volksglauben der Siebenbürger Sachsen: Wer des âlfs, während er von ihm nächtlicher Weile geplagt wird, habhaft werden kann, der macht ihn sich untertänig und gelangt zu grofsem Reichtum, denn nicht nur sein Viehstand gedeiht durch die Künste des âlfs, sondern es führt ihm dieser auch allnächtlich, im Winde einherfahrend, durch den Rauchfang Schätze zu. In Scharosch glaubt man, der âlf fahre im Drehwinde einher (Hillner S. 24). Er ist also schon nicht mehr Alp allein, sondern auch Alb. Auch hieraus also läfst sich mit Laistner schliefsen, dafs die Vorstellung von Alben, d. h. überhaupt von geisterhaften Wesen, erst aus dem Alptraum hervorgewachsen sei. Golther's Worte kennzeichnen auch unseren siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben bezüglich des âlfs und seines Auftretens: „Im Alptraum sah ja der Mensch wirklich derlei Wesen, welche ihm in überirdischer und aufsergewöhnlicher Beziehung erschienen, und so traten die Geistèr in seinen Anschauungskreis ein. Was ihm hier unwillkürlich und ohne sein eigenes Zutun ein natürlicher Vorgang nahe führte, gewann dann in der vom Traum befruchteten Phantasie, welche sich später im Zustande des Wachens das Bild des Alps zurückrief, weitere Ausdehnung. Die Geister, welche leibhaftig dem Menschen erschienen waren und ihm ihre Macht fühlbar gemacht hatten, mufsten doch notwendig irgendwoher kommen; von aufsen trat der Alp in die Hütte und entschwand den Blicken des Erwachenden; er konnte sich also unsichtbar machen und ward nicht überall und immer geschaut. Draufsen in der Natur, in Wald und Wasser und Flur war er daheim, doch verblieb er auch zuweilen als Hauskobold in der Hütte selber gebannt; endlich bei fortschreitend sich entwickelnder Phantasie mochte man auch in den Naturerscheinungen, in Nebel und Wolken, in Sturm und Wind und Regen, im Gewitter, in Licht und Dunkel das Walten solcher Wesen ahnen; das ganze grofse Heer der vielgestaltigen Alben konnte sich in stetig fortwirkenden Vorstellungskreisen aus dem deutlich

erschauten Bilde des nächtlich oder auch bei Tage im Schlafe erschienenen Alps entwickeln. Es liegt auf der Hand, dafs man schliefslich alle Geister- und Göttergestalten mit gewissem Rechte auf den Alp zurückführen darf; denn wirklich kam der Mensch durch diese in seinem physischen Leben wurzelnde Erscheinung wohl überhaupt erst zu solchen Vorstellungen; ebenso gewifs ist auch, dafs diese Erklärung der Alben sehr einleuchtend ist und klar und deutlich den Punkt bezeichnet, wo auf völlig unwillkürliche Weise der Phantasie ein Stoff geboten wurde, den sie dann weiter bearbeitete. Den Alb aus dem Alp folgern und dann dem Alb die Macht über den Sturm oder übers Feuer und Ähnliches mehr zuschreiben, einen solchen Entwickelungsgang begreifen wir psychologisch sehr wohl."

Als Hauskobold, der seinem Besitzer Schätze durch den Rauchfang zuführt, haben wir den âlf der Siebenbürger Sachsen bereits kennen gelernt. Auf Alben als gutmütige, wohltätige Wesen bezieht sich die Sage Nr. 138 und die Parallelen dazu bei Müller (Siebenb. Sagen, erste Ausg. S. 382). Die erste Relation erzählt, wie ein Zendrescher Bauer aus der Mühle heimkehrend auf einer Wiese tanzende Hexen erblickt. Sein Sohn will mit der Axt zwischen sie werfen, er aber verbietet es ihm und grüfst die Tanzenden: „Gott segne euch euren Reigen!" worauf er zur Antwort erhielt: „Gott segne euch euren Sack!" Seit der Zeit ward des Bauern Mehlsack nimmer leer, bis er einmal das Geheimnis ausschwatzte. Die zweite Relation aus Mühlbach ist aber bezeichnender (bei Schuster S. 110). Der Bauer sieht auf einem erlenbewachsenen Rasenplatz einen Trupp „Truden" tanzen. Er grüfst sie:

Got fermîr ij iren dânz!	Gott vermehr' euch euren Tanz!
got fermîr ij iren krânz!	Gott vermehr' euch euren Kranz!

Sie antworten:

Got fermîr ij ire sak,	Gott vermehr' euch euren Sack,
dat e nâkeszt lädich wirt!	dafs er niemals ledig wird!

vgl. dazu den „treuen Eckhart". „In beiden Relationen," sagt Schuster (S. 110), „sind Hexen und Truden offenbar

gutartige, elbische Wesen. Wirkliche Hexen wären bei dem Namen Gottes auseinandergestoben. Überdies zeigt der Wiesengrund und noch mehr der Rasenplatz zwischen den Erlen, dafs der Bauer auf einen Elbentanz gestofsen. Der Name ist wohl nur deshalb verwechselt, weil eben nach siebenbürgisch-sächsischer Anschauung âlf nur für bösartige Wesen in Anwendung kommen darf. Der Ausdruck trud wird übrigens in der Tat nicht nur für Hexen, sondern auch für Elbe gebraucht. Die kenntlichen, runden Plätze auf der Weide, die durch das Lagern des Viehes während der Nacht entstehen und anderwärts den Elben und ihrem Reigen zugeeignet werden, heifsen hier zu Lande trudendânzplaz (Trudentanzplatz), und die trefflichen Pilze, die oft auf solchen Plätzen wachsen, werden von manchen aus Scheu nicht gegessen. Der Aufenthalt des âlf ist sehr verschieden, in Berg und Gestein, in altem Gemäuer, in Wald und Hain, in Wasser und Moor, in Haus und Hof ist er zu treffen."

Als bösartiges Wesen tritt der âlf in der Wochenstube auf, indem er nicht nur die Wöchnerin als Alptraum quält, sondern auch gerne das Kind entführt und an dessen Stelle ein âlfenkind legt. Einer Frau in Mühlbach hatte eben ein âlf das Kind mit einem Wechselbalg (wieszelbâlch) vertauscht, während sie schlief, und die arme Mutter war deshalb untröstlich. Da gab ihr eine weise Frau den Rat, sie müsse dem Wechselbalg aus einem kleinen Geschirr mit einem grofsen Löffel zu essen geben, wenn sie je wieder zu ihrem Kinde gelangen wolle. Die Kindbetterin befolgte den Rat, und da der grofse Löffel weder in das kleine Geschirr noch in den Mund des Wechselbalges hineingehen wollte, weinte und heulte der letztere beständig. Dies währte so lange, bis der âlf in einer Nacht heimlich kam, das gestohlene Kind zurückbrachte und das seinige mitnahm (Müller, 2. Ausg. S. 40). Anders half man sich in Broos, als daselbst ein Kind zur Welt gekommen war, welches sogleich redete und Brot verlangte. Der herbeigerufene Pfarrer verbot, ihm Brot

zu geben, vielmehr müsse eine Hand voll frischgefallenen Schnees auf seine Zunge gelegt werden. Als dies geschehen war, redete das Kind nochmals und sprach: „Euer tausendstes Glück, dafs ihr mir nicht Brot gegeben, sonst wäre eine siebenjährige Hungersnot übers Land gekommen!" Darauf ward das Kind wie andere Kinder und redete nicht mehr, d. h. die Elbe brachten das rechte Kind an Stelle ihres Wechselbalges (Schuster S. 110). Solche ausgetauschte Kinder sind häfslich und wachsen schwer; gewöhnlich sterben sie in ihrem siebenten Jahre. „E äsz hieszich wä en âlf — e huod e wôr âlfsgesicht" = er ist häfslich wie ein âlf — er hat ein wahres âlfs-Gesicht, sagt man von einem häfslichen Menschen.

In den letzten Wochen kann der âlf das Kind auch im Mutterleibe zu einem âlfs-Kind machen. Auf welche Weise dies geschieht, darüber weifs der Volksglaube nichts zu berichten. In der Hermannstädter Gegend glaubt man, dafs der âlf besonders gerne schwangeren Weibern nachstellt, und Weiber, die in diesem Zustande von „schweren" Träumen geplagt werden, wickeln sich vor dem Schlafengehen eine Binde um den Unterleib, damit der âlf ihnen nichts anhaben könne; es handelt sich hier also um einen geschlechtlichen Umgang mit dem âlf während der Schwangerschaft. Derartige Kinder können gleich nach ihrer Geburt reden und herumlaufen und kommen mit Zähnen auf die Welt. Solch ein Kind weifs die verborgenen Schätze in der Erde, doch selbst darf es dieselben nicht anrühren. Durch grofse Klugheit und Geschicklichkeit, aber auch durch tolle Streiche zeichnet es sich vor allen anderen Kindern aus. In seinem siebenten beziehungsweise vierzehnten oder einundzwanzigsten Jahre verschwindet es auf Nimmerwiedersehen; es heifst: der Teufel hole es ab. —

Der âlf führt uns nun zu den Zwergen hinüber.

Âlf ist den Siebenbürger Sachsen der allgemeinste, bewufst gebrauchte Gattungsname für zwerghafte Wesen überhaupt. Der Name Zwerg kann ihnen einst auch eigen

gewesen sein, ist aber längst bis auf eine einzige, eben wegen ihrer Einzelerscheinung verdächtige Spur verloren und hat nur durch die Litteratur bei den gebildeten Ständen Eingang gefunden (Schuster S. 105). Das gemeine Volk kennt den Ausdruck nicht. J. K. Schuller (in der Ztschr. „Transsilvania“ Nr. 5. Jahrg. 1855) schreibt: „Wenn auch der hochdeutsche Name der Zwerge im Sachsenlande nicht fremd ist, so ist doch der »Gottsberg« oder »Gottsbergel« recht heimisch darin. Jener bewegt sich in den höheren Kreisen, wo man das altertümliche Wort gerne mit modernen Klängen vertauscht; dieser treibt sich im Volk herum und sieht es gerne, wenn man Kinder, die in ihrem Wachstum zurückgeblieben sind, ohne deswegen ungestalt zu sein, nach ihm benennt und so den Naturfehler der Kleinwinzigkeit, so wie der Römer (Horatius, Sat. I, 3. 44) mit dem Worte »Hühnchen« (pullus), mit einem Schmeichelnamen verhüllt. Zweifeln wir aber nicht daran: Der sächsische Gottsberg ist der »Gitewerk« oder »Getwerk«, d. i. der Gezwerg des Nibelungenliedes und anderer mittelhochdeutscher Gedichte; und die Metamorphose des Gezwergs in den Gottsberg dankt ihren Ursprung dem häufigen Bestreben, dem unverständlich gewordenen Worte, wenn auch nur phonetisch, einen Sinn zu geben.“ Dagegen meint Schuster (a. a. O. S. 105) wohl mit Recht: „Im »Gotsbärjel« kann ich nicht das neutrale »Getwerc« der mittelhochdeutschen Dichtungen sehen, deshalb nicht, weil es zu augenscheinlich Deminutiv des »Gotsbuorich« ist, der entschieden auf Frô's Eber führt.“ Der »Gotsbuorich« (Gotteseber) und die »Adventkräm« (Adventssau) gehen zu Weihnachten um und strafen den, der zu dieser Zeit kauend über die Schwelle geht (Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde d. S. Sachsen S. 282). Wie dem immer sei, so viel ist gewifs, dafs zwerghafte Wesen auch noch heutigen Tages „Gotsberg“ oder „Gotsbergel“ genannt werden. Die einzige Spur des Namens Zwerg bei den Siebenbürger Sachsen findet sich in den beiden Goldkindern bei Haltrich (Märchen, S. 1), worin am Schlufs berichtet

wird, dafs aus dem Land der sieben Zwerge das Wasser des Lebens geholt worden sei. „Der ganze Schlufs aber sieht wie eine Flickerei aus“ (Schuster S. 106). Dafür aber kennt das siebenbürgisch-sächsische Volk den sonsther unbezeugten Namen „Zänken“ für zwerghafte Wesen, freilich auch nur in einer einzelnen Sage. Es wird nämlich erzählt, dafs die Zänken, winzig kleine, aber geschickte Leutchen, die »Hönjekirch« (Hünenkirche, Riesenkirche) im »Hönjendôl« (Hünenthal) bei Maldorf erbaut haben (Schuster S. 106).

Von einem Land der Zwerge ist im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen keine Spur zu finden, obwohl Schuster auch hierfür Belege anführt, und zwar: „1) das wahrscheinlich eingeführte und oben erwähnte »Land der sieben Zwerge«, worin das Wasser des Lebens zu finden ist, 2) das ewigblühende Pfefferland, das unser Eigentum ist, 3) die »domenâen«.“ Das »Land der sieben Zwerge« fällt von selbst weg, nachdem es — wie ja auch Schuster glaubt — durch die Litteratur eingeführt, in einem einzigen Märchen als „Flickschlufs“ vorkommt. Was nun das „Pfefferland“ der Zwerge anbelangt, so kommt dasselbe ebenfalls nur in einer einzigen Sage (Nr. 147 bei Müller, 1. Aufl.) vor, wie dies auch Schuster hervorhebt (S. 106). In einem Dorfe wird zur Winterszeit Hochzeit gehalten, wobei natürlich frisches Obst fehlte. Zwei Weiber boten sich an, solches zu holen. Ein junger Bursche geht ihnen voraus aus dem Hochzeitszimmer und versteckt sich in einem leeren Fafs. Die Weiber besteigen das Fafs, und auf ihr Wort: „Hi, hi! än't fieferlânt!“ (hi, hi, ins Pfefferland) fängt das Fafs zu rollen an. Sie fahren mit unglaublicher Geschwindigkeit über Land und Meer und gelangen in einen ewigblühenden Garten, im Pfefferland gelegen, woher also die beiden Weiber das gewünschte frische Obst den Gästen herbeischaffen. . . Nun schreibt Schuster: „Die beiden Weiber sind zwar Hexen, wie die Reise ins Pfefferland überhaupt im Hexenglauben vorkommt; das Pfefferland hingegen, wie es in dieser Sage erscheint, als ein ewig-

blühender Garten, kann kaum etwas anderes sein, als das selige Land der Elbe, der sieben Zwerge, wo ein immerwährendes Blühen und Leben ist und auch der Brunnen des Lebens quillt.“

Das Pfefferland hat mit den Zwergen nichts zu schaffen, und die ganze Sage fufst auf dem Hexenglauben. Der ewigblühende Garten ist eine blofse Zutat, die irgendwo anders her entlehnt worden ist.

Was nun das dritte Land der Zwerge im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen anbelangt, so lesen wir vorerst Schuster's darauf bezügliche Auseinandersetzungen (a. a. O. S. 107): „Auch in dem bekannten Kinderliede (Schuster, Volksl. etc. S. 382 Nr. 182) von dem Ritt in die Düömenåen oder Domenåen, so verderbt es ist, hat J. K. Schuller (a. a. O.) wohl richtig ein Land der Zwerge erkannt. Domlenk und Domenhanz sind auch Gattungsnamen für Zwerge und wohl nur deshalb im Gebrauch seltener geworden, weil einer derselben als „domelenk Hanz“ zum Helden eines Märchens geworden, worin er allerlei fremde Züge meist von Thor und Siegfried angenommen und allmählich seine Genossen verdunkelt hat. Die Domenåen sind unzweifelhaft ein Elbenland; vielleicht darf man das Wort geradezu deuten als Auen, wo die Däumlinge wohnen. Schuller hat nur die vier Zeilen:

Sule mer regde fråen	Sollen wir reiten (zu) freien
än de düömenåen.	in die Düömenaen.
De Krazewöz wór uch dó,	Der Krazewöz war auch da,
de Hepentep kåm uch nó!	der Hepentep kam auch nach!

Davon fehlen in anderen Relationen die beiden letzten Zeilen und stehen dafür viele andere. Ich betrachte noch eine — die reichste — von diesen Relationen:

Se sûle regde fråen	Sie sollen reiten freien
än de domenåen.	in die Domenaen.
De domenå wôr net derhîm,	Der Domenå war nicht daheim,
de gisz låg af em stîn,	die Geis lag auf dem Stein,
de kaz låg af em hiert,	die Katz' lag auf dem Herd,
der hangt låg fur der dir.	der Hund lag vor der Tür.

Se wûle sich nèt wiejen,
se wûle sich nèt riejen,
se wûlen uch nèt afstón,
se wûlen uch nèt fur de kenenk gôn,
se wûlen uch nèt schalmåren,
wier de brokte wêren;
se sången,
se sprången,
se drånken ousz de kanen,
se schlagen de bangen:
terum, terum, titum, titum!

Sie wollen nicht weichen,
sie wollen sich nicht rühren,
sie wollen auch nicht aufstehn,
sie wollen auch nicht vor den König gehn,
sie wollen auch nicht schalmieren,
wer die Braut wäre;
sie singen,
sie springen,
sie trinken aus den Kannen,
sie schlagen die Pauken:
terum, terum, titum, titum!

Ich erkläre — sagt nun Schuster — den Sinn des Ganzen etwa so: Es wird ein vergeblicher Ritt — natürlich auf dem Knie — ins Land der Elbe unternommen, entweder um für den kleinen Reiter dort eine passende Braut zu suchen — wahrscheinlich eine Prinzessin, — oder — auch das könnte der Sinn des Liedes sein — um des Königs Hochzeit zu sehen. Der Elbenkönig (wenn man in der offenbar verdorbenen (!) dritten Zeile das unverständliche domenå so bessern darf) ist entweder nicht zu Hause oder läſst nicht vor sich treten, weil er selbst Hochzeit hält. Ziege, Katze, Hund — Vieh und Haustiere der Elbe, wie sie auch sonst bezeugt sind, und zugleich selbst Elbe in Tiergestalt — liegen ruhig vor und in der Vorhalle. Das Hausgesinde offenbart seine neckische Elbennatur, indem einige den Ankömmling ruhig angrinsen, ihn weder vor den König führen, noch ihm verkünden wollen, wer die Braut sei (oder: welche als Bräute zu vergeben seien?), während andere mit harmloser Schadenfreude um ihn springen und singen, aus Kannen zechen, trommeln und lärmen. Meine Deutung macht auf Unumstöſslichkeit keinen Anspruch: mir ist nur das Eine sicher, daſs wir uns in dem Kinderliede in elbischer Atmosphäre bewegen. Andere Relationen verstärken diese Gewiſsheit. So enthält ein Bruchstück die Schluſsverse:

Mousz, Mousz, kier det housz! Wisel, wisel, dråg et ousz!	Maus, Maus, kehr' das Haus! Wiesel, Wiesel, trag' es hinaus!

Maus und Wiesel sind elbische Wesen. Hier sind sie elbisches Hausgesinde. In Kinderspielen und Gebräuchen kommt Mäuschen vielfach in solcher Bedeutung vor. Den ausgefallenen Milchzahn steckt man ins Mausloch und spricht dazu die Formel:

Hå gien ech dir den helzeränen,
gäf ta mir en knêcheränen!
Hier gebe ich dir den hölzernen,
gieb du mir einen knöchernen. . . ."

So weit Schuster. Ob nun dies Kinderlied sich in „elbischer Atmosphäre" bewegt, das bleibt dahingestellt, so viel ist gewifs, dafs düömenåen oder domenåen kein Reich der Zwerge oder Alben ist. Im Laufe der Jahre habe ich an verschiedenen Orten des Siebenbürger Sachsenlandes nach einer Erklärung dieses Ausdrucks geforscht, aber vergeblich. Bald hiefs es düömenåen oder domenåen, bald dominåen oder duminåen, eine Erklärung davon aber konnte mir niemand geben, bis dafs ich selbst auf den richtigen Sachverhalt kam. In einigen Ortschaften wird in der dritten Zeile statt domenå — „domine" gesagt, und somit haben wir auch den Schlüssel ins Land der Zwerge. Noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts lernten die Kinder schon in der Dorfschule lateinisch, und lateinische Brocken wurden in die gewöhnliche Umgangssprache unbewufst herübergenommen. Dies domenåen ist nichts anderes als das lateinische dominium, womit man auch noch heutigen Tages einen Herrensitz, ein Herrschaftsgut u. s. w. benennt. Hierfür spricht auch die Wendung meiner Variante: „De domine wôr net derhîm!" = der Domine war nicht daheim! Mit „Domine" (Herr) werden auch heutzutage, wenn auch nur scherzweise, „gelehrt tuende" Leute angeredet. —

Wie sich nun immer die Sache mit diesem Lande der Zwerge verhalten mag, so viel ist gewifs, dafs der Volksglaube der Siebenbürger Sachsen in alter Zeit eine ganze Reihe von zwerghaften Wesen aufzuweisen hatte, von denen heute sozusagen nur noch die Namen fortleben. An erster Stelle stehen die Imtchen oder Umtchen (J. K. Schuller Transs. 5. 1855). Das Wort Imtchen in seiner uneigentlichen Bedeutung bezeichnet ein zwerghaftes, hilfloses Wesen und wird in diesem Sinne gröfstenteils auf Kinder bezogen oder auf Leute, die sich in ihrer Schlichtheit und Unerfahrenheit nicht in die Welt zu schicken wissen. In seiner eigentlichen Bedeutung benennt es, wie das niederdeutsche emken und omeken und das hochdeutsche Heimchen die Hausgrille (Schuster S. 111). Heimchen heifsen in Ostthüringen und im Vogtlande die Kinderseelchen (Grimm, Myth. 367), in Westfalen Zwerge (Kuhn, Westfäl. Sag. 2, 80) und anderwärts Albe (Grimm 382). Sie bringen Glück ins Haus und dürfen nicht getötet werden (Wuttke, Deutscher Abergl. § 150). „Den Anlafs zu dieser Auffassung," schreibt Lippert (Christentum, Volksgl. u. Volksbr. S. 505) „boten sie gewifs als Herdbewohner. Bei Tschechen führen Nachtschmetterlinge den Namen der tötenden Göttin. In Westfalen heifst ein solcher Molkentöwerer (Molkenzauberer), in Schlesien der Weifsling Molkendieb. In beiden Fällen dürfte die Alpvorstellung mafsgebend sein. Wie der Alp die Gestalt eines Strohhalms oder einer Bettfeder annehmen kann, so kann er auch als Schmetterling erscheinen — die Molke deutet auf die ablösende Spende. Ebenso steht diese Fetischeigenschaft des Schmetterlings mit dem Raupenzauber der Hexen in Verbindung. Dieser Tierfetischmus erklärt ganze Gruppen von Hexensagen und die nicht wenig zahlreichen der „verwunschenen Menschen", welche in Tiergestalt ihre Schätze hüten oder sonst umgehen, ferner die von unheimlichen Tieren, welche an Kreuzwegen und Stegen dem Menschen auflauern, aufhocken etc. Mit diesen Vorstel-

lungen hat die Phantasie bis in unsere Zeit dichtend umzugehen gewufst." Shakespeare hat nicht ohne Grund seinen Elfen Namen gegeben wie: Motte, Spinnwebe u. s. w. Nach dem Volksglauben der Siebenbürger Sachsen bringen Grillen Segen ins Haus; nach anderer Meinung sind sie auch Boten des Todes. In meiner Kinderzeit schreckte man uns abends mit dem Grillengezirpe, indem man uns sagte: „Hîr, det Grômantchen kit!" (Hör', das Graumännchen kommt!) Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte zu Kronstadt in der Burggasse ein armer Seiler, der, einmal einen Stein der Stadtmauer loslösend, einen Ziegenschädel voll Heimchen fand. Um diese Tierchen zu vernichten, warf er den Ziegenschädel ins Herdfeuer. Am nächsten Morgen, als er Feuer anmachen wollte, war der Ofen mit blanken Goldstücken angefüllt. Der Seiler war nun ein reicher Mann, aber er fand seit dieser Zeit keine Ruhe mehr; allnächtlich safs an seinem Bett ein kleines, graues Männlein und zirpte ineinemfort: „Warum hast du meine Geschwister verbrannt?" Da sammelte der Mann viele Heimchen und liefs sie in seinem Hause frei. Seit der Zeit besuchte ihn das graue Männlein nicht mehr. Den Mann nannte man spottweise den „Imchen-Petrus"...

„Wenn in den imtchen zuletzt eben nur Grillen stecken," schreibt Schuster (S. 112), „so wird auch der männliche häzel — ebenfalls Benennung der Hausgrille — auf elbische Natur Anspruch haben. Schon sein Name erinnert an Heinzel und Heinzelmännchen. Noch näher klingt äufserlich an die Heinzelmännchen unser hänzepänz, änzepänz, der unstreitig hierher gehört. Ob er, wie Schuller meint, auch sprachlich gleichen Ursprungs sei mit den Heinzelmännchen oder, nach Müllers Ansicht, von enz (angelsächs. ent) herzuleiten, also ursprünglich Riese und nur zum Kobold herabgesetzt sei, bleibt unentschieden." Will man eine unbedeutende, wertlose Kleinigkeit bezeichnen, so sagt man: Das ist gut für den Hänzepänz! Eine Kleinigkeit wird scherzweise Hänzepänzerei

genannt. Müller macht dagegen für sich geltend das Vorkommen des Wortes auch in der Form Änzepänz und den Umstand, dafs der Beiname Heinz, Hinz für die Katze bei den Siebenbürger Sachsen unbekannt ist. Einen Hausgeist aber, in dessen Namen die Katze steckt, finden wir im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen auch vor. Schuller („Transsilvania“ 5, 1855) hat nämlich nachgewiesen, wie der Ausdruck Krazewöz, der eigentlich eine Gurke bedeutet, uneigentlich aber zur Bezeichnung eines kleinen Knirps gebraucht wird, in dieser Anwendung nur irrtümlich, nach verlorenem Verständnis zu dieser mit dem Namen der Gurke gleichlautenden Form gekommen und richtig Kazeböz lauten müsse. Der sächsische Krazewöz mag mit dem Katzebutz und Katzenweit in der Gegend von Hanau identisch sein. Eine bei Hermannstadt noch zuweilen gehörte Schelte ist das kazebösenzårchen (Zårchen-Sara), was ebenfalls ein „muttertelliges“ oder armes Imchen bedeutet (Haltrich-Wolff a. a. O. S. 258). Buz werden im Siebenbürgisch-Sächsischen feiste, vollwangige Kinder genannt. In Oberdeutschland ist der Butz ein verlarvt erscheinender Hauskobold, doch nennt man Butz auch ein zwergigtes Kind; es ist dasselbe Wort mit dem siebenbürgisch-sächsichen ferbàt und dem oberdeutschen buderli (verbuttetes Kind) und buderwinzig, zwergenklein (Haltrich-Wolff, S. 258). Der Hezempenz ist das rheinländische Hinzel- oder Heinzelmännchen. Der Hepentep scheint unter den Zwergen die Rolle gehabt zu haben, die der hinkende Hephästos unter den Göttern hatte (Haltrich-Wolff S. 258). Hinkende Menschen werden Hepentep gespottet. Ein anderes Wort zeigt schon durch die Redensart, in welcher es ausschliefslich gebraucht wird, seine mythische Bedeutung. „Giet dem Bartesch uch en strämpel!“ (gebt dem Bartesch auch einen Schenkel) pflegt man, ohne sich der Bedeutung des Wortes bewufst zu sein, scherzend bei der Mahlzeit zu sagen, wenn man einen der Dienstleute oder einem Kinde,

das nicht bei der Tafel sitzt, ja einem Hunde, einer Katze etwas von der Tafel reicht, oder auch nur ein abgegessenes Bein wegwirft. Das wird sich auf das Opfer beziehen, das man von jeder Mahlzeit dem Hausgeist zu bringen gewohnt war. Ein Hausgeist wäre also dieser Bartesch, und darauf weist auch die Geringfügigkeit des Dargebrachten, die sich für alle Wesen dieser Gattung wiederholt" (Schuster S. 113). Schuller erinnert sich bei diesem Bartesch jener Bertha, welche die wilde Jagd führt und vermutet, dafs er einst in höherem Range, vielleicht als männlicher alter idem jener Bertha an der Spitze der wilden Jagd gestanden.

Als letzten der zwerghaften Hausgeister im Siebenbürger Sachsenlande haben wir noch den Bísakesz zu erwähnen. Mit diesem Namen werden unruhige, wilde, wenn auch nicht eben bösartige Kinder liebkosend angerufen, oft aber auch mit diesem Wesen geschreckt. In einem Kinderspruch (Schuster S. 113) heifst es:

Bisakesz	Bisakesz
drâg hûlz än't bakesz!	trag' Holz ins Backhaus!
kam zeräk	komm' zurück,
fal af de räk	fall' auf den Rücken,
bräinj mer e stäk	bring' mir ein Stück
mâr hîbesz mät!	mürben Kuchen mit!

J. K. Schuller hielt in seinen Beiträgen zu einem Wörterbuch bîs für das Adjektiv böse, und in akes vermutete er einmal einen elfenartigen Geist (agaz), ein andermal einen bösartigen Kobold, indem er das Wort ableitete aus demselben Stamme, aus dem das süddeutsche hagg, hagsch (altes, böses Weib, Hexe) entsprossen (s. Schuller, Zur Kunde ss. Spottnamen u. Schelten S. 8). Die rechte Deutung und Ableitung wird bei dem mittelhochdeutschen akust (Schlechtigkeit, Tücke) zu suchen sein; nebenbei mag auch das thüringische Verb bîsake (belästigen, quälen) erwähnt werden (Haltrich-Wolff S. 361). Wir haben im Bisakesz wohl einen reizbaren Hauskobald zu suchen.

„Es mufs auffallen,“ schreibt Schuster (S. 139), „dafs unsere Überlieferung in überwiegender Menge Wald- und Wassergeister, darunter besonders Moorgeister kennt, die Bergelbe fast nicht vertreten sind, da doch unser jetziges Vaterland im ganzen Sinne des Wortes ein Gebirgsland ist. Diese Erscheinung entspricht der Neigung der Eingewanderten, sich vorzugsweise in Tälern anzusiedeln, das eigentliche Berg- und Felsgebiet zu meiden und weist neben vielen anderen Überlieferungen darauf hin, dafs unsere Vorfahren nicht aus einem Gebirgsland, sondern aus wald- und moorreichen Gegenden gekommen. Sowohl Flandern als Westfalen waren reich an Mooren und besonders letzteres auch an Wäldern, und Moor und Wald fanden die Einwanderer noch reichlicher in der neuen Heimat, die sie urbar machten.“ Einen Bergalben suchen die einheimischen Mythologen in dem Ausdruck Wicht und Wichtel, womit eigentlich der Turmfalke bezeichnet wird.

Waldgeister sind im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen noch immer verhältnismäfsig zahlreich vorhanden, wenn auch dieselben weniger zum eigentlichen Zwerg- oder Albengeschlecht zu gehören scheinen. Vor allen ist es die Baschgrîs (Buschgrofsmutter) und Baschmôter (Buschmutter). Schuster (a. a. O. S. 250) hat beide mythisch zu deuten versucht und eine „Hel“ darin gefunden zu haben gemeint. Beide sind gewöhnliche Waldgeister, wie sich dieselben fast jedes Volk vorstellt. Struppige, flatternde Haare; grofse, feurige Augen und überaus grofse Zähne kennzeichnen diese Wesen, mit denen die Kinder geschreckt werden. Dasselbe gilt auch vom Baschäinjel (Buschengel). Einen wüst und unordentlich aussehenden, insbesondere ungekämmten Menschen nennt man Baschänjel (Schuster S. 115). Oft erscheint die Baschmôter als weifsgekleidete Frau den Holzfällern im Walde und treibt sie von ihrer Arbeit weg, besonders wenn sie unerlaubte Sachen treiben, den Wald verunreinigen, rauchen u. s. w. Ein Bauer aus Nieder-Eidisch ging einmal

um Holz in den Wald und rauchte dabei sein Pfeifchen. Da erschien ihm die Baschmôter und rief: „Wie wagst du in meinem Walde zu rauchen? Tust du dies noch einmal, so ergeht es dir übel!“ Der Mann lief davon. Am Waldrande aber sammelte er sich Reisig und nahm seine Pfeife wieder hervor und wollte rauchen. Aber da rollten Steine, Erde, Bäume an ihn heran, und mit schwerer Mühe konnte er sein Leben retten und heimkehren (vgl. Müller, Sagen, 2. Aufl., S. 32). Es heifst im Volksglauben, dafs die Waldfrau oder Baschmôter auserwählten Menschen, ihren Lieblingen auch das sogenannte Springgras verschafft, womit man alle Fesseln und Schlösser geräuschlos öffnen kann. Es hat eine herzförmige Gestalt, und ein Tropfen wie Gold oder Blut hängt daran; denn es wächst gewöhnlich auf solchen Bergen und zwar an der Stelle, wo einmal jemand ermordet worden ist. Hat man es gefunden, so schneidet man sich den Ballen der linken Hand auf und läfst das Blatt dahin einwachsen, worauf man alles Eisen durch die blofse Berührung sprengen kann (Müller a. a. O., 2. Aufl., S. 26). Wer sich zur Baschmôter verirrt und ihre Töchter, die Waldmaide, unterhält, bekommt von ihr viel Geld (Mühlbach). Solche Waldmaide, erzählt das Volk, hat man schon einigemal gefangen und gefesselt ins Dorf gebracht; aber jedesmal sind sie entwichen. In Neudorf bei Bistritz fing man einmal zwei solcher Waldmaide und brachte sie ins Dorf. Zuerst entfloh die eine, später die andere. Die zuerst entfliehende rief der noch zurückbleibenden zu: „Lea, Lea, alles sô, nor zewat der dällsom and der fârbledrich klî ös, dât nät sô!“ (Lea, Lea, alles sage, nur zu was der Dillsame und der vierblättrige Klee ist, das sage nicht!) Dill hat im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen eine zauberabwehrende und zaubererstickende Kraft. Wer ein vierblättriges Kleeblatt findet, heifst es im Volksglauben, ohne es gesucht zu haben, dem steht ein Glück bevor; auch kann der, der es gefunden hat, die Truden (s. Abschnitt IV) sehen, wie sie

abends auf den Kühen hinreiten, den Trudengeiger voran. In Tartlau bringt es aber nur dann Glück, wenn man es nach Hause tragen kann, ohne über ein fliefsendes Wasser zu gehen. Man soll in der Kirche, meinen die Tartler, kein vierblättriges Kleeblatt ansehen, sonst sieht man die Truden mit Schöpfkannen (schôchtert) auf dem Kopfe, und wenn man dann nicht als erster aus der Kirche herauskommt, „so schlagen sie eins so fürchterlich, dafs man's seiner Lebtage nicht vergisst." Ist man aber mit dem Blatte zuvor über einen Graben gegangen, so sieht man nichts (Haltrich-Wolff S. 298). Vor vielen Jahren zeigte ein Schwarzkünstler auf dem Marktplatze zu Mühlbach seine Künste. Das Volk staunte besonders über einen Hahn, der einen mächtigen Heubaum hinter sich herschleppte. Da kam eine Maid mit einem Sack voll Gras auf dem Rücken heran und rief: „Ihr Narren, das ist ja nur ein Strohhalm, was ihr für einen Heubaum anseht!" Sogleich merkten alle den Betrug. Der Zauberer aber wufste sogleich, dafs die Maid ein vierblättriges Kleeblatt im Sack haben müsse. Er nahm ihr daher den Sack ab und sie war nun so sehr in seiner Gewalt, dafs sie den ebenen Weg plötzlich für ein Wasser ansah und sich zum Gelächter des Volkes hoch aufschürzte (Müller, 2. Aufl., S. 25).

Verwandt mit diesen Wesen scheint der Waldjäger zu sein. In den tiefsten Wäldern und höchsten Gebirgen streift ein grofser wilder Mann herum, dessen Leib ganz mit langen dichten Haaren besetzt ist. Die Leute nennen ihn den Baschjäger (Buschjäger). Oft begegnet er Jägern und erteilt ihnen dann guten Rat, z. B. wenn man in der Neujahrsnacht eine Natter in seine Flinte lade, so werde man im ganzen Jahre nie mit diesem Gewehre das Ziel verfehlen (Müller 2. Aufl. S. 26). In Mühlbach und Umgebung sagt man, wenn der Sturmwind im Winter nächtlicher Weile braust: „Der Baschjäger pfeift!" Im Burzenland dagegen meint man: „Der Kriwiz bläst!" Der

Kriwiz scheint auch ein dem Volksbewufstsein entschwundener Berggeist zu sein. Auf hohen Gebirgen soll er in Höhlen hausen, und wenn er manchmal hervorkommt, so entsteht durch sein Blasen und Schnaufen ein kalter, schneidiger Wind. Wenn im Winter der Sturm draufsen heult, schreckt man die Kinder auch mit der Drohung: „Hîrt, der Babau äsz dertouz“ (hört, der Babau ist draufsen). „Ob bei diesem Babau blofs an einen elbischen Waldgeist oder, in Erwägung des Sturmgeheuls, an einen zum Elb herabgesunkenen Anführer der wilden Jagd zu denken sei, bleibe unentschieden. Noch verblafster ist der Babau, wo er blofs zu einem kinderschreckenden Hauskobold geworden“ (Schuster S. 117). Wie denn alle diese zuletzt genannten Wesen im Volksbewufstsein ganz und gar verblafst sind.

Von gleicher Gestalt wie die Baschmôter und die ihr verwandten Waldgeister ist der Schâselt. Das Wort entspricht dem gothischen skohsl. Tâ Schâselt! (du Scheusal) oder „E segd ousz wei e Schâselt“ (er sieht aus wie ein Sch.) sind gewöhnliche Redensarten, wobei durchaus nicht an das abstrakte Scheusal zu denken ist, wiewohl das Wort, wie Grimm vermutet, gleichen Ursprung haben könnte. „Noch bezeichnender erscheint der Ausdruck oft und überall in unseren Gauen in der Bedeutung: Scheuche[1]), namentlich in der Zusammensetzung bireschâselt, d. i. Scheuche auf dem Birnbaum, womit wieder auch uneigentlich ein häfsliches Weib — besonders in geschmacklosem Putz — bezeichnet wird. Ursprünglich könnte dieses Bireschâselt der schützende Baumgeist gewesen sein. Auch jede andere, zur Abwehr der Vögel aufgestellte Scheuche heifst Schâselt und e Schâselt afstälen geradezu: eine Scheuche aufpflanzen“ (Schuster S. 115). Dafs Schâselt ursprünglich ein Wald- und Baumgeist,

---

[1]) Vgl. dazu das magyarische csomó, csóva = Geschwulst, Knoten, Vogelscheuche.

und als solcher eben auch ein Krankheitsgeist ist, dafür spricht vielleicht auch folgendes Mittel gegen das Berufen: Man nimmt von einem auf Bäumen oder im Felde aufgestellten Schåselt (Vogelscheuche), das man aber vorher nicht darf gesehen haben, ein Stück, aus dem das Schåselt besteht, pulvert solches und giebt es dem Kinde in Wasser ein (Haltrich-Wolff S. 262).

„Der Grampus," sagt Schuster (S. 115), „der in einigen Gegenden Deutschlands als eine Art Kobold spuckt, ist bei uns zum Grumpesz, d. i. einem dicken, knorrigen Holzklotz, geworden, aus dem er vielleicht hervorgegangen sein mag, und hat sich so als echten Waldgeist entlarvt. Auch Rübezahl nimmt zuweilen die Gestalt eines Holzklotzes an, der im Wege liegt. Wenn dann der müde Wandersmann sich darauf setzt, rollt er plötzlich unter ihm weg, dafs der Erschrockene dahinpurzelt, den er dann unsichtbar auslacht. Das sind ganz elbische Züge. In Mediasch kam in früheren Zeiten nach dem Kräsztmån (Christmann) an Weihnachten der Krampesz (mät der Bat) und drohte, die Kinder in der Butte mitzunehmen, wenn sie den Eltern nicht gehorsam wären. Gleiches Schicksal mit dem Grampus hat sein Vetter Pilwiz erfahren, indem er bei uns zum Pelewelesz, d. i. Knüttel, herabgesunken ist, während sein Kamerad, der Bobeloz noch immer in Ansehen steht und ein Schreckgeist der Kinder ist, denen man, wenn sie sich nicht beruhigen lassen, droht, man wolle den Bobeloz rufen, dafs er sie in den Wald mitnehme." J. K. Schuller (a. a. O.) hat auch den Päkesz unter die Waldgeister der Siebenbürger Sachsen eingereiht, indem er das Wort mit Pucks und Puck in Verbindung bringt und mit Recht die Ableitung von dem lateinischen pecus abweist. Mit diesem Ausdruck werden die Michelsberger Holzhändler gespottet. Ein Mensch, der uns durch seine Zudringlichkeit zur Last fällt, ist ein Päkesz. Schuster (S. 116) meint: „Ich finde in dem Pekesz den Abkömmling eines lateinischen picus wie in dem gleich-

bedeutigen Pacheresz oder Patcheresz, womit dieselben Michelsberger gemeint sind, passeres oder das walachische paszere. Die Bildung des Wortes päkesz aus picus ist ganz sächsicher Lautregel gemäfs. Das ablautende u mufste nach derselben in stummes e schwinden, das i der Stammsilbe in ä übergehen, wie Sächel der Sichel, Mächel dem Michel, Gläk dem Glück und auch päken dem picken gegenübersteht. Wenn ich nicht irre, so wird gerade in Michelsberg der Specht auch Päkesz genannt. Ob unter diesen Umständen die elbische Natur des Päkesz nicht aufzugeben wäre, bin ich zweifelhaft. Dafs die Lautverschiebung in dem Worte fehlt, zeugt auch für die Entlehnung — etwa aus jener Zeit, wo auch in unseren Dorfschulen lateinisch gelehrt wurde. Allerdings ist auch der deutsche Namen des Spechtes mit picus verwandt, der sonst bei uns gebräuchliche, aus seinem Picken hergenommene: Bûmpäker (neben dem gleichbedeutigen: Búmtschaker) erinnert lautlich daran. Allen Völkern Europas war der Specht ein heiliger Vogel. Wie der Michelsberger sucht er seinen Unterhalt im Holz; im Baum ist seine Wohnung, und wer sein Picken und Hämmern von weitem hört, den gemahnt es wohl wie das versteckte Handtieren des kleinen Zwergvolkes. Kurz der Päkesz, der denn doch seinen Namen seit einigen Jahrhunderten haben könnte, verlöre vielleicht seine elbische Natur nicht, nur bliebe er nicht Hausgeist, sondern müfste als Elb gewordener Vogel, als Waldgeist Specht aufgefafst werden." Picus war der Sohn des Saturnus, ein Waldgott der alten Latiner. Der Name des Helden Beowulf bedeutet: Bienenwolf, d. i. Specht (Grimm, Myth. S. 698). Der Specht holt die Springwurzel, die den Weg zu verborgenen Schätzen öffnet. Zu diesen Auseinandersetzungen habe ich nur noch zu bemerken, dafs Päkesz bei den Sachsen in meiner burzenländischen Heimat auch der Buchsbaum heifst. —

Auch von einem eigentlichen Waldmännchen, Holzmandel oder Hûlzmåntchen erzählt die Sage (Müller,

2. Aufl., S. 19). Wo jetzt das Dorf Holzmengen, sächsisch Hûlzmängden, steht, wohnte ein winzigkleines Männchen, welches auf jeden Wochenmarkt eine Fuhre Holz nach Hermannstadt brachte. Niemand kannte seinen eigentlichen Namen. Man nannte ihn das Holzmandel. Bald siedelten sich in seiner waldreichen Gegend Leute an, die man alle Holzmandel nannte, weil sie Holzhandel trieben. Das Holzmandel aber verschwand und ward nicht mehr gesehen. Sein Name ward auf das Dorf übertragen ... Der Schlufs von einer Variante dieser Sage, die mir Herr Ad. Adleff mitteilte, ist für die vergleichende Sagenkunde von Bedeutung. Es heifst nämlich, dafs das Holzmandel nicht gleich nach der Ansiedelung der Leute in seinem Waldrevier verschwand, sondern im Gegenteil den Leuten hilfreich beistand, ihnen guten Rat erteilte, ja selbst das Baumfällen für sie ganz allein verrichtete. Aber die Leute bewiesen sich ihm gegenüber undankbar, spotteten ihn wegen seiner winzigen Gestalt und Häfslichkeit. Einmal waren die Leute mit dem Holzmandel draufsen im Walde und bliesen sich in die Hände, um sie zu erwärmen, denn es war ein bitterkalter Wintermorgen. Da fragte das Holzmandel: „Warum bläst ihr?“ Die Leute versetzten: „Um uns die Hände zu erwärmen!“ Zu Mittag kochten sie eine Suppe, und während sie afsen, bliesen sie in den Löffel. Da fragte das Holzmandel: „Warum bläst ihr in den Löffel?“ Die Leute antworteten: „Damit wir die heifse Suppe abkühlen!“ Da ärgerte sich das Holzmandel und rief: „Mit solchen Betrügern will ich nichts mehr zu schaffen haben. Ihr bläst einmal, damit es warm werde; dann bläst ihr, damit es kalt werde; ihr wollt mich nur betrügen!“ Und das Holzmandel verschwand und ward nicht mehr gesehen. Ihm zu Ehren nannten die Leute ihr Dorf Hûlzmängen, aber es kehrte nicht mehr zu ihnen zurück. ...

Dies Märchen scheint ein Allerweltsmärchen zu sein, wie dies Giannini in einer Broschüre „L'Uomo Selvaggio“ (Lucca, Giusti 1890) nachgewiesen. Dies Holzmandel ist

identisch mit dem „wilden Alten“ (vad öreg) der Kalotaszeger Magyaren [1]), der uns aufser bei Äsop noch bei Avianus (Satyrus et Viator), bei Erasmus, bei La Fontaine, ferner in alten toskanischen Versen, im Dittamondo von Fazio degli Uberti, im Verliebten Roland, in den Dreizehn Nächten Straparola u. s. w. begegnet. Mario Menghini schreibt in einem Aufsatz (in d. Ztschr. d. Ver. f. Vlksk. I, S. 403): „Dieses gutmütige, vielleicht zu gutmütige Wesen, das über die alltäglichsten Naturphänomene in Bestürzung gerät, und das ein anderes, ihm ähnliches Wesen, das es aufnimmt oder vielmehr sich seiner bedient, für etwas Übernatürliches ansieht, kann wohl eine uralte, vielleicht prähistorische Rasse darstellen, die von einer anderen, intelligenteren überwunden worden ist ... Die verschiedenen Motive der Legende und der Tochterlegenden, die sich im Laufe der Zeit über ganz Europa ausbreiteten, lassen sich in einem gemeinsamen Punkte vereinen, als dessen Grundlage man die Absicht, den Dualismus zwischen Vernunft und Unvernunft darzustellen, ansehen kann.“ —

Wir gehen nun zu den Wassergeistern über. Ihre Gestalt ist nach sächsischem Volksglauben, halb menschlich, halb tierisch, oft von übermenschlicher Gröfse, von hoher Schönheit, oft aber auch von grausenhafter Häfslichkeit mit finsterem Angesicht, langen grünen Zähnen und Haaren. Selten stehen sie dem Menschen hilfreich bei, sondern sie sind im Gegenteil tückisch und grausam und fordern ihre Opfer. Zahlreiche Gewässer im Siebenbürger Sachsenlande fordern einen Menschen zu ihrem Jahresopfer. Dies kann wohl — wie Grimm vermutet — darauf hindeuten, dafs den Wassergeistern einst wirklich zu bestimmten Zeiten Menschen geopfert wurden. „Vielleicht ist auch auf Opfer zurückzuführen der Brauch, von dem nach Einbruch der Nacht vom Bach geholten Wasser nicht zu trinken, ehe einige Tropfen in das Feuer gespritzt werden“ (Schuster

[1]) S. mein Werk: „Aus dem Volksleben der Magyaren“, S. 17 ff.

S. 123). „De îscht hangt wirft em än de Bach“ (die ersten Hunde wirft man in den Bach) sagt das Sprichwort. Man glaubt, dafs eben die ersten Jungen einer Hündin rasend werden. Als Ersatz für die Menschenopfer wurden vielleicht Hundejungen den Wassergeistern dargebracht. Auf alten Opferbrauch weist auch der Brauch zurück, dafs man Ertrunkene so aufsucht, indem man einen Laib Brot aushöhlt, eine brennende Kerze hineinsetzt und es den Flufs hinabschwimmen läfst in dem Glauben, dafs, wo der Tote liegt, das Brot still halte. Als sich vor Zeiten ein Pfarrer ertränkt hatte und man den Leichnam nicht aufzufinden vermochte, soll der achtzigjährige Dechant des Kapitels selbst angeordnet haben, dafs eine brennende Wachskerze auf eine Brotkrume gesetzt und in den Kokelflufs gebracht werde, um so den Ertränkten zu erforschen (Schuster S. 123).

Was den erwähnten Glauben über die Entstehung der Hundswut betrifft, so berichtet eine Sage aus Kelling, dafs man zu Zeiten, wann viele Hunde wütend wurden, ein kleines weifses, zottiges Hündchen dem Bach entsteigen sah, das alle anderen Hunde bifs. Schlug man nach ihm, so war es auf der Stelle verschwunden und wurde oft schon in demselben Augenblick im nächsten Dorfe gesehen (Schuster S. 124). Das Hündchen ist hier also gleichsam der ausgeschickte Rächer der Wassergeister.

Der allgemeine Name für Wassergeister Nix, Nickel ist zwar in der Form Nikel erhalten, aber das Wort hat seine alte Bedeutung verloren, indem man damit heutzutage ein buhlerisches Weib bezeichnet, was ja eigentlich dem ursprünglichen Sinn nicht widerstreitet, da ja in vielen Sagen die Nixen mit Menschen buhlen. Der Ausdruck Wasserjungfer für Wassergeister im allgemeinen findet sich im Siebenbürgisch-Sächsischen vor. Wasserjungfer (Waszerjangfer) heifst auch die Libelle. Meerjungfrauen, die wohl aus fremdem Volksglauben entlehnt worden sind, denkt sich das Volk halb menschlich, halb fischgestaltig. Im Mühlbach wohnt die Bachfrâ (Bachfrau), im Kokelflufs

die Kakelfrâ und man sagt, sie verlangen alle Jahre ihr Menschenofer. Darum lassen die Eltern ihre Kinder nicht gern zu Anfang der Badezeit in den Flufs; sie möchten abwarten, bis die Wasserfrau ihr Opfer empfangen. Christlichen Anflug zeigt es, wenn die Kinder am Sonntag vom Wasser ferngehalten werden, damit sie der Flufsgeist nicht hinabziehe und ertränke. Dagegen erscheint es als uralte Vorstellung, dafs das Wasser nichts Unreines duldet. Die böse Köchin im Märchen Nr. 1 bei Haltrich, welche die Goldkinder vernichten wollte, wird vom Flufs, in dem sie sich zu ersäufen versucht, ausgeworfen. Hexen werden daran erkannt, dafs sie nicht untertauchen können. Vielleicht ist auch das sächsische Sprichwort: Bäsz det Waszer fliszt iwer zâ stîn, äs et wider rîn (Bis das Wasser fliefst über zwei Steine, ist es wieder rein) nicht ohne Zusammenhang mit dieser Vorstellung. Ertrinkt jemand im Wasser, so regnet es so lange, bis man seinen Leichnam findet; ertränkt sich aber jemand absichtlich, so „wirft" ihn das Wasser nach neun Tagen auf die Wasseroberfläche herauf. Steine soll man nicht in einen Brunnen werfen, denn es entsteht ein Gewitter. Im Brunnen wohnt die Branefrâ (Brunnenfrau), welche die Kinder zu sich hinabzieht. Kinder biegen sich über die Brunneneinfassung und rufen hinab: „Branefrâ, Branefrâ! zâh mech än de Brânen" (Brunnenfrau, Brunnenfrau, zieh' mich in den Brunnen); dann ziehen sie sich rasch zurück, denn sie fürchten, es könne ihr Wunsch in Erfüllung gehen (Müller, 2. Aufl., S. 35). Im Brunnen wohnt auch der Hôkemân (Hakenmann), der mit seiner hakenförmigen Stange die Kinder zu sich herabzieht. Gleiches gilt auch hinsichtlich des Mumesch, mit dem man in ganz ähnlicher Weise die Kinder schreckt. Der Babau entführt die Kinder in den Wald, der Mumesch zieht sie ins Wasser hinab. Mehr als ein See oder Sumpf heifst in Deutschland Mummelsee, und Wassernixen werden oft Mummeln und Muhmen genannt.

Eine einzige Zusammensetzung mit nikel findet sich im Siebenbürgisch-Sächsischen vor, worüber Schuster (S. 118) also schreibt: „Der Wortbildung nach im Zusammenhang mit nikel steht der Grasznâku, anderwärts auch Grasznanku gesprochen und immer männlich gebraucht. Das Wort ist offenbar eine Zusammensetzung aus grasz (grafs, finster) und nâku, worin der Begriff des Wassergeistes stecken mufs. Grasznâku wäre also ein verstärkter Ausdruck wie irmindest, Bösewicht, Bîsakesz und ähnliche. Allerdings hat auch dieses Wort seine ursprüngliche Bedeutung verloren, die aber unschwer aufzuspüren ist. In seiner heutigen Verwendung bezeichnet es einen finsteren und tückischen Menschen. „Tâ Grasznâku!" ist noch vorwurfsvoller als: „Tâ Isegrim". „Net så esi e Grasznâku" (Nicht sei so ein G.) kann kaum je im Scherz gesagt werden. Von dem Substantiv ist auch ein Adjektiv grasznâckich gebildet, das noch entschiedener den Begriff des Tückischbösen enthält. Håt dich für diem grasznâckige Mäinjtschen! (Hüt' dich vor diesem heimtückischen, finsteren Menschen) ist eine Warnung von schwerem Ernst. Noch verständlicher wird das Wort in Verbindung mit grånzäinjdich (grünzähnig). Grüne Zähne haben die Wasserdämonen, und nur deshalb hat grånzäinjdich in unserer Mundart nur den einen Sinn des Tückischen, Rachsüchtigen, Hämischen, Unverträglichen, Schadenfrohen. E grånzäinjdich Graszनâku würde daher auch, abgesehen von der Bedeutung des Hauptwortes, kaum zu verkennen sein." Es kommt aber auch in der Form Grasznikel vor. Tå grånzäinjdich Grasznickel! war das Lieblingsschimpfwort meines seligen Grofsvaters, mit dem er mich zu beehren pflegte. Von ihren grünen Zähnen soll nach Felix Liebrechts, meines unvergefslichen Meisters, Auseinandersetzungen die englische Wasserfrau ihren Namen haben; grüne Zähne besitzt auch der deutsche und böhmische Wassermann (s. Litteraturblatt f. germ. u. roman. Philologie 1884, 181). Haltrich-

Wolff (S. 359) dagegen meinen: „Vielleicht läſst sich unser Wort auch ohne Mythologie deuten. Graen (oder grån in einigen sächsischen Dialekten) könnte eine volksetymologische Umbildung sein aus grenj, und dieses gehört zu dem mittelhochdeutschen grînen (die Zähne blecken, den Mund lachend, knurrend, weinend verziehen). Zu diesem grînen stellen Hintners Beiträge zur tirolischen Dialektforschung auch das tirolische greinsauer mit der Bedeutung sehr sauer. Verwandt ist damit die von Woeste im Niederdeutschen Jahrbuch 3, 115 mitgeteilte südwestfälische Schelte grensebård, Ginser, und grensesnute, Grinsenschnauze . . . Grasznâku scheint zusammengesetzt zu sein aus grasz (leidenschaftlich erregt, wütend) und nák (nieder- und mitteldeutsch nuk, nück Heimtücke).“ Ich schlieſse mich den Auseinandersetzungen Schusters an und bringe auſser dem erwähnten Grasznikel auch folgenden Reim aus meiner Kinderzeit bei:

Grasznâku, Grasznâku,	Gr., Gr.,
Hu, hu, hu!	Hu, hu, hu!
An der Bôch platsch, platsch!	Im Bache platsche, plätschere,
An den Orsch mech matsch, matsch!	In den . . . . mich küsse!

Mit diesem Reim wurden die Lumpensammler geneckt, die in den damals noch unbedeckten Kanälen von Kronstadt ihrem Geschäfte nachgingen. —

Schon durch seinen Namen zum Wassergeist gestempel[t] ist der Muorlef, Mooralb. Muorlef ist nichts andere[s] als durch Umstellung der Laute nach sächsischer Weis[e] verändertes Muorâlf, Maorelf, das eben dem deutsche[n] Mooralb gleich ist (Schuster, S. 121). Redensarten, i[n] denen das Wort vielfach im Gebrauch ist, erläutern da[s] Wesen des Muorlef ausreichend. E äsz bîsz wei de[r] Muorlef = er ist bös wie der M., e äsz dich mä[t] dem M. = er ist doch mit dem M., gånk zem M., = geh zum M., hîl dech der M. = hole dich der M. u. s. w. Schuller (Das Todaustragen u. d. Muorlef, S. 13) sucht dagegen ganz und gar unrichtig im Muorlef den Moro

oder Markolf der deutschen Litteratur, der in einem sprichwörtlichen und einem epischen Gedichte als schlauer, häfslicher Bauer dem König Salomo und dessen ernster Weisheit gegenübergestellt wird. Schuster hat nun diesen Irrtum, lückenhafter Kenntnis des Volksglaubens entsprungen, zurückgewiesen. „An einzelnen Orten," sagt er, „findet sich eine andere Form des Wortes, die im zweiten Teile ganz unverkappt den âlf enthält. Die Form Murenâlf, Mur'nâlf, möglich geworden durch Einschub des n, ist auch ihrer Anwendung nach ganz dem Muorlef identisch, und wie der zweite Teil der einen Wortform durch den der anderen Licht erhält, so wirkt diese auch wieder umgekehrt durch ihren ersten Teil auf den der anderen erklärend zurück; Mur'n wird durch Muor erklärt wie lef durch âlf. Als blofser Erklärungsversuch des Volkes — wie Schuller vermutet — für das Wort Muorlef darf Murnâlf schon deshalb nicht angesehen werden, weil das Volk am allerwenigsten weifs und sich darum bekümmert, wer eigentlich in dem Muorlef steckt, den es täglich in Scherz und Ernst auszusprechen gewohnt ist. Wie sich Muorlef und Mur'nâlf gegenseitig erklären, so dürften sie beide zusammen geeignet sein, ein drittes Wort zu beleuchten, nämlich: Muresâ, welches als Name, häufiger noch als Appellativ gebraucht wird. Te bäszt beschnupert wei de Muresâ = du bist beschmutzt wie die Moorsau, ist eine tägliche Redensart. Es kommt aber auch vor, dafs man Kinder, die ausgehen wollen, schreckt: Gånk nor, gånk! de Muresâ wirt dich schî frieszen! = Geh' nur, geh'! die Moorsau wird dich schon fressen! Es ist kein Zweifel, dafs, wie der Muorlef lehrt, auch diese Muresâ von Moor abzuleiten und ebenfalls als Moordämon aufzufassen sei."

Auch der fruchtbare Grendel, der in der Nacht aus seinem Moore steigt, um den schlafenden Helden das Blut aus den Adern zu saugen, ist seinem Namen und Aufenthaltsort nach im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen als

Rudiment in dem „Grändelsmôr", einem grofsen, tiefen Sumpf mitten im Walde auf der Senndorfer Gemarkung bei Bistritz erhalten (vgl. H. Wittstock, Sagen u. Lieder a. d. Nösner Gelände, Nr. 38).

Schuster (S. 122) erwähnt noch einen Moorgeist in Ochsengestalt, den Rürüsz (Rohrochsen), der in einigen Redensarten auftritt wie: Net berl wei e Rürüsz (brülle nicht wie ein Rohrochse); te dîszt hieszich wei e Rürüsz (du tust häfslich wie ein Rohrochse) und ähnlichen, aus welchen hervorgeht, dafs des Rohrochsen Stimme häfslich, grausenhaft gedacht wird, d. i. ganz den auch sonsther bekannten Vorstellungen von Wassergeistern gemäfs. In Mettersdorf, erzählt die Sage, nicht weit vom Ende der Kirchgasse, ist eine grofse Wiese, auf der sich der sogenannte Fatabrunnen befindet. Dort gingen einmal zwei Gensdarmen vorbei und sahen zehn Schritte weit von sich ein Ding aufsteigen, halb Mensch, halb Ochse. Kopf, Hände, Brust und Bauch waren Mensch, die Beine waren die eines Ochsen, und es hatte einen langen, dicken Schwanz und war grau. Der eine Gensdarm sagte: „He Bruder, nimm dein Gewehr und schiefs das Tier nieder!" Der aber antwortete: „Ich schiefse nicht darauf, sondern ich will ihm Brot und Gras zu fressen geben." Da sprach das Tier zum Gensdarmen: „Hättest du geschossen, so wärest du in meine Stelle hier gekommen, und es hätte dich niemand, so lange die Welt steht, von hier fortführen können." Das Tier gab ihm nun Salz, Brot und Wasser und sprach: „So lange du lebst, wirst du nicht in Not geraten, wenn du diese drei Dinge besorgst!" Mit diesen Worten verschwand das Tier (Müller, S. Sag., 2. Aufl., S. 39). — Bei Kronstadt ist eine Quelle, „Gespreng" genannt, die trotz ihres grofsen Wasserreichtums fast jeden dritten, vierten Sommer versiegt. Kommt dann im nächsten Sommer das Wasser wieder zum Vorschein, so hört man schon Wochen vorher den Rürüsz brüllen, den Leute oft auf den felsigen Beckenrändern der Quelle in halb menschlicher, halb tierischer Gestalt lustwandeln gesehen zu haben

behaupteten. Grimm (Myth. 458) berichtet auch von einem wilden Stier, der aus einem Sumpfloch in Niedersachsen zu gewissen Zeiten ans Land steigt, und in den „Irischen Elfenmärchen“ der Gebrüder Grimm (S. CXVI) wird aus Simplicissimus mitgeteilt, daſs aus dem Mummelsee, als Hirten ihr Vieh in dessen Nähe geweidet, ein Stier gestiegen sei und sich unter die weidende Herde gemischt habe; ein Wassernix sei ihm sogleich nachgefolgt, um ihn zurückzutreiben, dem er aber nicht gehorchen wollte, bis ihm derselbe gewünscht, es solle ihm sonst aller Menschen Weh und Leid ankommen. Vom entsetzlichen Gebrüll solcher Stiere wird ebenda und sonst in vielen Sagen berichtet (s. besonders Adalb. Kuhn, Sag., Gebr. u. Märchen aus Westfalen, Nr. 35—40, 267).

Weder im Volksglauben, noch in den Sagen der Siebenbürger Sachsen finden wir Berichte über Aussehen, Wohnung, Charakter, Lebensweise usw. der Wassergeister. Eine einzige, noch dazu uralte Bestandteile enthaltende Sage berichtet uns von der Wasserfrau und ihren Heldensöhnen (Müller, S. Sag., 2. Aufl., S. 33). Es wird erzählt: „Auf der Straſse von Mehburg nach Reps war früher ein schöner Wald, in diesem Wald ein See, und in dem See wohnte eine Wasserfrau. Tausend Jahre war sie mit keinem Manne zusammengekommen; da geschah es einmal, und siehe! nach einem Jahre gebar sie zwei Söhne. Den älteren hieſs sie Isian, den jüngeren Isgau. Als beide groſs waren, sagte die Mutter zu ihnen: „Zweierlei ist euch bestimmt: einer wird als berühmter Kriegsheld ein groſses Land unterwerfen, darüber König werden, aber von seinen Untertanen gehaſst und am Ende abgesetzt werden; der andere wird nicht so glänzende Taten verrichten, aber dennoch am Ende König werden und glücklich sein. Wählet!“ Der ältere wählte das erstere, dem jüngeren blieb das zweite. — Da hatte Isian sogleich ein mächtiges Heer; damit zog er hinaus aus Siebenbürgen, eroberte ein groſses Land und lieſs sich eine Hauptstadt bauen und regierte, da er nicht sterblich

war, viele hundert Jahre. Zuletzt führte er aber ein lasterhaftes Leben, peinigte das Volk. Da empörte es sich, setzte ihn ab und jagte ihn aus dem Lande. Nun grämte er sich sehr und wünschte sich den Tod; allein er konnte nicht sterben. Da zog er wie ein Wahnsinniger von einem Ort zum anderen und wurde überall fortgejagt; endlich kam er auch zu seiner Mutter. Die erbarmte sich seiner, berührte ihn schweigend mit einer Rute; da sank er hin und war tot. — Isgau, der jüngere Sohn, hatte sich immer in der Nähe des Sees bei seiner Mutter aufgehalten, und wenn jemand in der Gegend Unglück hatte, dem stand er bei und half; so verschafftte er den Leuten ihr gestohlenes Vieh zurück, so schützte er die Wandernden vor Räubern, so besserte er die Wagen aus, die im Walde zerbrachen. Nach langer Zeit, als der König starb, wählte das Volk ihn zum König, denn einen würdigeren konnte es nirgends finden. Isgau zog nun in die Königsburg und regierte weise und gerecht, und das Volk liebte ihn. — Als die Sachsen nach Siebenbürgen kamen, hielt es Isgau gut mit ihnen; allein es brachte ihm doch den Tod. Es geschah nämlich, dafs viele von ihnen sich an dem See niederliefsen und den ganzen Wald ringsum niederschlugen. Nun trocknete der See durch die Sonne allmählich aus, und so verlosch auch das Leben Isgaus und seiner Mutter, der Wasserfrau, so langsam und schön, wie eine Lampe, wenn ihr das Öl ausgeht . . .“

Offenbar liegt uns hier irgend eine Stammsage vor, die sich mit dem Nixenmythus und später mit der Einwanderungssage verquickt hat. Schuster (S. 120) erinnert bei den Namen Isian und Isgau an Ingo und Isko. Der beständige Aufenthalt im See, das Verlöschen ihres Lebens mit dem Austrocknen des Wasserbeckens stellen die Mutter in die Reihe der Wasserfrauen. . . .

* * *

Der Ausdruck Riese (Risz plur. Risen) wird zwar überall im Siebenbürger Sachsenlande verstanden, volkstümlich aber ist er nicht und wird fast nur in den Städten gebraucht. Der sächsische Gesamtname für Riese ist Hûn, Huin, Höinj, d. i. Hüne. „Wie noch manche unserer Überlieferungen," sagt Schuster (S. 88), „weist auch er nach Westfalen, wo diese Bezeichnung am meisten heimisch ist." Der Riesenmythus ist in den siebenbürgisch-sächsischen Märchen und Sagen so auffallend reich vertreten, dafs man wohl sagen kann: er habe sich im Laufe der Zeit am stärksten im Volksglauben zu erhalten gewufst. Dafür zeugen schon die zahlreichen Benennungen von Örtlichkeiten, wie Hünenweg bei Schweischer, Hünenkirche, Hünentreppe, Hünenmauer, Hünenberg und Hünenburg bei Bistritz, eine andere Hünenburg bei Kaisd, Hünengraben bei Zendrisch, Hünenberg und Hünengasse bei Schäfsburg, Hünenkeller ebendaselbst, Hünenberg und Hünenburg bei Heltau. Neben Höinj wird kein anderer Gesamtnamen für Riesen mit Bewufstsein in dieser Bedeutung vom Volk gebraucht, doch lassen sich mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit noch einige als einst bekannt folgern. Müller z. B. will auch im Hänzepänz oder Änzepänz einen änz = Riese, angelsächsisch ent, finden, obgleich dahinter mehr ein elbisches Wesen steckt (s. oben S. 18). Das bald auf Riesen, bald auf Zwerge bezogene Trol findet sich im Siebenbürgisch-Sächsischen in der Form Drul, weiblich Drula vor. Fast nur noch die weibliche Form ist aber in Gebrauch und wird auf eine plumpe, schwerfällige Weibsperson in vorwerfenden Redensarten verwendet, z. B. Te bäszt en âglämpich Drula = du bist eine unbeholfene Trulle. „Mit Bewufstsein," sagt Schuster (S. 89), „will durch einen sehr gebräuchlichen Ausdruck Uolrangen hauptsächlich die Gefräfsigkeit der Riesen hervorgehoben werden. Von Mastschweinen, die gut fressen, sagt man: se friesze we de uolrangen (sie fressen wie die Uolrangen); zu Kindern, die zu oft Essen verlangen, sagt man: wäld er schî' wider

ieszen ir uolrangen (wollt ihr schon wieder essen, ihr U.), oder: er ieszt înt uorm, ir uolrangen (ihr eſst eins [= einen] arm, ihr U.). Das Wort erinnert allerdings zunächst an Alirunen, Aliorunen, Alraunen, doch gewinnt man durch Zusammenstellung mit diesen keine Erklärung. Weder die alte, weissagende Priesterin, noch weise, zauberkundige Frauen können gefräſsig gedacht werden; auch der Hauskobold schwerlich in so hohem Maſse und am wenigsten die Zauberpflanze. Man müſste sich nur an des Jornandes „teuflische aliorumnen (oder wie sonst der verdorbene Ausdruck lauten mag) halten." Indessen ist, glaube ich, sagt Schuster, die Erklärung aus runge = Riese bequemer und entsprechender. Wenn in dem ersten Teil unseres offenbar zusammengesetzten Wortes dasselbe alhs steckt, das Diefenbach und Leo in aliruna voraussetzen, dieses aber nach Grimms Vermutung die Grundbedeutung saxum hätte, so gäbe das Ganze einen guten Sinn, und wir bekämen in den uolrangen Steinriesen oder Bergriesen (vgl. Grimm, Myth., S. 58 u. 494). Indessen hält Bopp jenes alhs zu der Sanskrit-Wurzel arc = colere, und das würde wohl noch zur Erklärung von Alraunen, nicht aber unserer Uolrangen passen. In solchem Falle wäre es vorzuziehen, unser uol bloſs als verstärkendes Präfix mit der Bedeutung super modum zu fassen, das auch noch einen guten Sinn gäbe. Range, der zweite Teil unseres Wortes, entspricht gotisch: hrunga ursprünglich = virga, aber sehr bald auf schlanke, hochgewachsene Menschen und somit auf Riesen verwendet. Der Name der nordischen Riesen Hrungnir bietet sich zur Vergleichung."

Löpel mit der Bedeutung Tölpel führt Müller an. Dieselbe Bedeutung hat anch Bilesch oder Bölesch. In der Gegend von Schäſsburg liegt auch ein Böleschdorf. Eigennamen der Riesen, wie Bergstürzer, Steinzerreiber und Baumdreher kommen in Märchen und Sagen vor. In einer Sage (Müller, 1. Aufl., Nr. 6), die vom allbekannten „Riesenspielzeug" erzählt, heiſst der Riese Toreschöinj. Müller

sieht wohl mit Recht in dem ersten Teil des offenbar zusammengesetzten Wortes das Appellativ thurs = Riese, das im Siebenbürgisch-Sächsischen tors oder tores gelautet haben könnte. Gewifs steckt im zweiten Teil des Wortes Höinj = Hüne, und der Name scheint also den Begriff „Riese“ zweimal zu enthalten, und sollte richtiger Toreszhöinj oder Toreschhöinj geschrieben werden, was nach siebenbürgisch-sächsischer Sprachweise eins ist (Schuster, S. 90).

Sagen erzählen, dafs einst die Riesen die ganze Welt besessen haben; später wohnten sie zerstreut auf Bergen, auf Felsenburgen, ja selbst in Städten und Dörfern mitten unter den Menschen, von denen sie immer mehr verdrängt werden. Eine Sage erzählt (Müller, 2. Aufl., S. 6), dafs, wenn sie einen Menschen herankommen sahen, sie stets riefen: „Saet doirt kunn de jûmezen en wall'n es äus âser hîmet verdreiwen“ (seht, dort kommen die Ameisen und wollen uns aus unserer Heimat vertreiben,“ oder in einer anderen Sage: „Diese werden uns aus dem Lande hinausfressen.“

Von einem eigenen Riesenland spricht namentlich nur die Sage Nr. 3 bei Müller (1. Aufl.), die mit dem reicher ausgeführten Märchen von den drei Schwestern bei dem Menschenfresser (bei Haltrich S. 162) gleiche Grundlage hat. Schuster (S. 91) hat diese Überlieferung gar trefflich erläutert, so dafs wir gezwungen sind, dieselbe hier mitzuteilen. „Die Sage aus Reen (sächs. Regen) stammend, erzählt: Vor Zeiten gab es übernatürlich grofse Leute, sie hatten Nasen wie ein vier Mafs haltender Milchtopf, Augen wie dicke Kürbisse, Schürzenbänder wie Taue und frafsen Menschen. Einst hatten sie drei Schwestern gefangen und wollten sich diese, nachdem sie mit Nufskernen gemästet worden, von der alten Riesengrofsmutter zubereiten lassen, während sie selbst bis zur Mittagszeit ihren Geschäften nachgingen. Die alte Riesin heizte den Backofen und hiefs die Mädchen auf den Ofenschofs sitzen, um sie hineinzu-

schieben. Die Mädchen verlangten, dafs ihnen zuvor gezeigt werde, wie das zu geschehen habe. Die Alte setzte sich auf den Schofs und wurde nun selbst in den Ofen geschoben. Die heimkehrenden Riesen verfolgten die entflohenen Mädchen und schleuderten ihnen Blitz und Donnerwetter nach. Aber die Fliehenden hatten bereits das Gebiet der Menschen erreicht, und Blitz und Donnerkeil fielen kraftlos an der Grenze des Hünenlandes nieder. — Diese Sage hat schöne und starke Züge. Sie bewahrt uns eine Riesenzeit, ein Riesenland und zeigt uns Blitz und Donner in der Gewalt der Riesen. Mit den Edden hat sie diese Züge und dafs an der Grenze des Hünenlandes der Riesen Gewalt aufhört, gemein. So fallen auch Rübezahls Blitze, als er die entflohene Geliebte verfolgt, an der Grenze seines Gebietes nieder. Oder hätte Musäus diesen Zug der Riesensage entlehnt? Wir haben es also hier mit Gewitterriesen zu tun. Demnach müfste man in den Mädchen sommerliche, milde Wesen sehen. Aber die Sage bietet keine Anhaltspunkte zu weiterer Deutung. Hier kommt nun das erwähnte Märchen zu Hilfe. Es stimmt im ganzen vollkommen mit der Sage überein, nur hat es anderen Eingang und viel vollständigeren Schlufs. Die drei Mädchen lasen Erdbeeren im Walde, als sie von einem ungeheueren Hünen dabei überrascht und zu dessen Wohnung fortgeschleppt wurden. Hier fragte er sie nach der Reihe: „Willst du lieber mein Weib werden oder lieber sterben?“ Die beiden ältesten wollten lieber sterben, die jüngste dagegen ist schlau, verheifst nach Jahresfrist, wenn sie gröfser gewachsen, sein Weib werden zu wollen. Die älteren Schwestern werden nun in einen Stall gesperrt und mit Stritzel und Nufskernen gefüttert; die jüngste bleibt frei und leitet alle Listen, bis zur Bewerkstelligung der Flucht. In diesem Teile weicht das Märchen nicht ab von der Sage. Dann fährt das Märchen fort: Der heimgekehrte Riese verfolgte die Entflohenen mit Siebenmeilenstiefeln. Aber die Mädchen hatte ein alter Mann

gesehen; er zeigte ihnen den rechten Weg, beschenkte sie mit einer Nadel, einer Glasscherbe und einem Wasserfläschchen, und gab ihnen Anweisung zum Gebrauch derselben. Als sie nun der Riese zu erreichen drohte, steckten sie die Nadel hinter sich in die Erde; da wurde der Boden weit und breit voller Nadeln. Der Riese wollte wissen, wie sie da hinübergekommen. Sie riefen ihm zu, sie hätten sich die Schuhe ausgezogen. Er tat dies und zerstach sich die Füfse; die Mädchen gewannen Vorsprung. Bald aber nahte der Riese wieder. Nun warfen sie das Glasstückchen hinter sich, dafs weit und breit die Erde voller Glasscherben wurde und sagten dem Riesen, sie seien auf „allen Vieren“ da hinübergekommen. Er zerschnitt sich dabei die Hände, und sie gewannen abermals Vorsprung. Zum dritten gossen sie ihr Fläschchen aus; ein Meer entstand, das der dumme Riese mit einem Mühlstein am Halse durchschwimmen wollte, wobei er fast ertrunken wäre. Im Grimm eilte er zurück nach Hause, nahm drei mächtige Donnerkeile, stieg auf einen hohen Berg, von wo er bis zur Morgen- und Abendsonne sehen konnte, sah auch die Fliehenden und schleuderte ihnen die Donnerkeile nach, die aber an der Grenze des Hünenlandes niederfielen. Vor Grimm zerbarst er....

Indem hier auch der „alte Mann“ in die Aktion tritt, wird die Scene klarer; der milde und mächtige Ase tritt dem ungeschlachten Riesen, die segnende Naturmacht der verderblichen gegenüber. Zunächst mit den Siebenmeilenstiefeln, d. i. im Sturm, verfolgt der Riese die Mädchen, dann nimmt er das Gewitter zu Hilfe, er erhebt sich, übersieht oder überzieht den Himmel, schleudert Blitze und zerberstet im Grimm, d. h. das Gewitter vernichtet sich selbst durch Entladung. Dafs die Schützlinge des Alten immer sommerliche Mächte sind, haben frühere Untersuchungen vielfältig gezeigt. Eine andere Relation dieses Märchens hat noch bedeutsameren Eingang. Es erzählt: Einst sei Riesenzeit gewesen. Da hätten die Leute oft

vor den eindringenden Riesen aus dem Lande fliehen müssen, und in der Not ihre Kinder, die sie nicht mitzuschleppen vermochten, nur in Erdgruben, die sie oben mit Reisig zudeckten, verbergen können. So war es wieder einmal geschehen, da fanden die Riesen ein solch verstecktes Zwillingskinderpaar, nahmen es mit usw. — Deutlich tritt hier die Flucht der Sonnenmächte vor den Wintermächten, die »Ostfahrt der Götter« hervor." Also erklärt Schuster dies Riesenmärchen. Das von ihm gleichfalls mythisch gedeutete Märchen (S. 99) „Der Königssohn und die Teufelstochter" (Haltrich, Nr. 27, S. 118) spielt mehr in den Teufelsglauben hinein und hat mit dem Riesenmythus gar wenig zu schaffen. —

Was die Gröfse und Kraft der Riesen anbelangt, so werden sie im Volksglauben stets übermenschlich, ungeheuer dargestellt. Das Hünenhemd in der Kaisder Burg mifst in der Brustweite 1¼ Ellen und mit den Ärmeln, die seinem Besitzer bis zu den Ellenbogen reichten, drei Ellen (Müller, 2. Aufl., S. 11). Beim Bau der Kirche zu Hermannstadt werfen sie sich zehn Zentner schwere Steine zu. Der Riese in Schweischer durchschreitet mit zwei Schritten einen Weg, wozu ein guter Fufsgänger mehr als eine Stunde braucht (Müller S. 9). Die Hünenfrauen nahmen oft die mit der Bestellung des Feldes beschäftigten Menschen zu fünfzigen in ihre Schürzen und trugen sie zu ihren Wohnungen als Spielzeug für ihre Kinder; ja Wagen und Pflug, Mensch und Vieh sollen sie auf diese Weise zuweilen mitgenommen haben (Müller S. 8). Andere schreiten von Berg zu Berg. Ihre Fufstritte lassen tiefe Spuren zurück und geben dadurch den Felsen den Namen. Solche Wege und Spuren heifsen Heintrapp, Höinjtrapp. Über weite Täler werfen sie sich die Axt zu (Müller S. 9) und Hünentöchter tragen Erde in ihrer Schürze, wenn diese zerreifst, so entsteht aus der Erde gleich ein Berg (Müller S. 12). Reinigen sie sich von ihren Stiefeln den anklebenden Morast, so entsteht daraus ein Berg (Müller S. 9).

Was die Beschäftigung der Riesen anbelangt, so treten sie gewöhnlich als Erbauer von hohen Steinburgen und Wegen auf. Selten befassen sie sich mit Ackerbau und Viehzucht (s. Müller, 2. Aufl., S. 6—15). „Trotz ihrer Gewalttätigkeit," schreibt Schuster (S. 95), „sind die Riesen wie in Märchen den eigentlichen Göttern, so in Sagen gröfstenteils den Menschen gegenüber die unterliegenden. Nur in wenigen Überlieferungen — auch wieder Märchen — treten sie als Menschenfresser auf, und auch hier werden sie jedesmal durch menschliche List oder göttlichen Beistand überwunden. In dem gröfseren Teil der Sagen weichen sie vor dem vordringenden Menschengeschlecht, ahnen ihren Untergang, sind bereits im Aussterben oder suchen sich friedlich mit den Eindringlingen zu vertragen und vererben ihre Güter an sie. In Hermannstadt, wo sie mit den Menschen zusammenwohnen, wird der letzte Riese erschlagen und sein Bildnis in dem Hause, das er bewohnt, aufbewahrt. In solchen Ausläufern knüpft die Sage in ihrer Weise an Historisches an. Mit Recht vermutet Müller (1. Aufl.), dafs sich darin zum Teil Kämpfe der Ansiedler mit sporadisch im Lande vorgefundenen älteren Bewohnern abspiegeln. An die Stelle der grofsen Kämpfe der Elemente sind die kleineren menschlichen, an die Stelle der Götter und Riesen feindlich gegenüberstehende Menschen getreten. Aber auch sonst blickt Historisches durch. Die Grabsteine sächsischer Patrizier in der evangelischen Kirche zu Hermannstadt werden in Riesendenksteine, die deutschen Ritter als Erbauer der Kreuzburg im Burzenlande in Riesen verwandelt. Überall denkt sich das Volk das Geschlecht der Riesen längst ausgestorben und spricht von der Riesenzeit oder Hünenzeit als von einem eigenen, in weiter Vergangenheit liegenden Zeitalter. Ausgegrabene Mammutsknochen gelten ihm für Riesenknochen. In solcher Verschwächung des Mythus zeigt sich am besten das allmähliche aber sichere Absterben des Heidentums."

Neue, unbekannte Züge enthält dies Kapitel sieben-

bürgisch-sächsischen Volksglaubens nicht. Riesen und Zwerge, wo solche im Volksglauben vorkommen, lassen sich ihrem Ursprung nach zum grofsen Teil auf Waldgeister zurückführen. „Es sind wohl nur besondere Gestalten der Waldgeister," sagt F. S. Krauss (Volksgl. u. rel. Brauch der Südslawen S. 129), „eigenartige Ausdrucksformen, die erst durch glückliche Verhältnisse Leben und Gehalt gewinnen, bei manchen Völkern aber fast gar nicht aufkommen können oder höchstens in einigen Sagen ein unsicheres Dasein kümmerlich behaupten, ohne tieferen oder festeren Zusammenhang mit den übrigen volksreligiösen Vorstellungen. Es scheint fast, als ob selbst dort, wo Zwerge und Riesen im Volksglauben heimisch sind, die bewufst schaffende Kunstdichtung an der Ausbildung dieser Wesen gearbeitet und der Volksdichtung Vorschub geleistet habe."





II.

Festgebräuche.

Wie im Volksglauben überhaupt, so treffen wir auch in den Festgebräuchen auf zweierlei Wurzeln: auf eine christliche und eine aufserchristliche. Wenn auch, wie wir ja wissen, wenigstens die Hauptfeste der christlichen Kirche: Ostern, Pfingsten und Weihnachten sich im engsten Anschlusse an ihre eigene Geschichte entwickelt haben, so finden wir doch auch in den Bräuchen dieser und anderer Feste auch vorchristliche Formen, und es ist auch nicht ausgeschlossen, dafs eben das Vorchristliche dabei das Wesentliche und das Christliche daran nur die Form sein könnte (s. Lippert, Christent., Volksgl. u. Volksbr., S. 580). Eben weil diese Festgebräuche noch im heidnischen Altertum am tiefsten in das gesamte öffentliche und häusliche Leben des Volkes eingriffen, wofür später das Christentum keinen Ersatz bieten konnte, erbten sich diese Gebräuche unausrottbar fort bis in die Gegenwart.

Man ist gewohnt, anzunehmen, dafs die Feste durch die jährlichen Veränderungen in der Natur, durch die Hauptmomente des Sonnenjahrs als Naturerscheinungen an sich ursprünglich veranlafst worden sind. Auf einer pro-

saischen Grundlage fufsen unsere Feste mit allen ihren rudimentären Gebräuchen, wie dies Lippert (S. 581) so trefflich nachgewiesen hat, ohne dabei in dieser Richtung Gehör zu finden. „Denn einmal ist eine solche sinnige Betrachtung," sagt er, „nicht Sache des Naturmenschen, und anderseits bliebe ja dann immer noch die sehr schwierige Frage zu lösen, wie der Mensch auf diesem Wege zu den eigentümlichen Formen einer solchen Festfeier gelangt wäre? Müfsten diese dann notwendigerweise wo anders hergenommen sein, so wäre die Aufgabe, die letzte Quelle zu finden, nicht gelöst. Umgekehrt erscheint es viel annehmbarer, dafs diese Festformen schon lange als von bestimmten Zeiten bedingte Lebensformen da waren, ehe man daran dachte, davon den Begriff einer Feier zu abstrahieren und nach dem Gegenstande zu suchen, der gefeiert werden sollte. Hatte sich aber an bestimmten Lebensformen und dem Vergleich derselben mit denjenigen, aus denen sie als die ungewöhnlicheren heraustraten, der Begriff des „Festes" gebildet, so mufsten nachmals, als von aufsen, aus welchem Anlasse immer, Feste gleichsam geboten werden, als deren Feier jene Lebensformen eintreten, von denen aus sich der Germane den Festbegriff gebildet hatte. Darum enthalten, wie wir sehen werden, die heutigen Feste so viel Mannigfaltiges nach ihrem christlichen Inhalte und so viel Übereinstimmendes nach dem angeschlossenen Volksbrauche.

Bei dem sehr konservativen Zuge, der den Volksbrauch kennzeichnet, dürfen wir, um uns seine Entstehung zu vergegenwärtigen, unbedenklich der Zeit nach höher hinaufgreifen, als die Geschichte uns zu führen vermag. Wenn wir den Übergang vom Nomadentum zur Ackerwirtschaft, in welchem die Germanen in den ersten Jahrhunderten ihres Auftretens sich befanden, und das stetige Fortschreiten von ersterem zu völligem Siege des letzteren vor uns sehen, so erscheint die Annahme ganz berechtigt, dafs sie in einer früheren Zeit mit noch mehr Ausschliefslichkeit Nomaden

waren, und dann erst allmählich der Feldbau, zunächst nur unter geringschätziger Duldung, sich Eingang verschaffte. Unter diesen Umständen wird man die ältesten Quellen der Lebensgewohnheiten schon im Nomadentum zu suchen haben." Selbst beim allmählichen Durchdringen des Ackerbaues bildeten doch zwei Zeiten des Jahres: Winter und Sommer mit ihren verschiedenen Anforderungen, einen wesentlichen Abschnitt im Leben. Viehaustrieb und die Rückkehr in die Winterquartiere waren die Hauptmomente. Dabei mufsten selbstverständlich Beratungen der ganzen Sippe gepflogen werden, ehe man sich verstreute, oder bevor man geeignete Winterquartiere bezog und sich für die rauhe Jahreszeit verproviantierte. „Die Gemeinsamkeit der Beratung verlangte auch die Gemeinsamkeit des Mahles, und das Mahl hob wieder die Geselligkeit, — so mögen die »Märzfelder« begonnen haben," aus denen sich dann später die Versammlungen der Leute am Mahle der Gemeinde, beim Gerichte ausbildeten, und in noch späterer Zeit der Markt (z. B. die Oster- und Michaelis-Messe). „Da gab es denn Abschiedsbesuche und Beratungen, und nichts läfst sich richten ohne Schmaus und ohne Teilnahme der Götter." Man feierte nicht den Göttern zuliebe, sondern mit den Göttern. Auf den Beginn und Schlufs dieser Festzeiten übte selbstverständlich das landschaftliche Klima einen grofsen Einflufs aus, wie denn z. B. auch heutigen Tages der Viehaustrieb nicht in jeder Gegend zu gleicher Zeit, an demselben Tage vorgenommen wird. Durch das Vorschreiten des Ackerbaues wurden auch die Besorgungen des Mannes vielfältiger, und neben den Hauptversammlungen zu den beiden Hochzeiten, zu Sommer- und Winteranfang, wurden noch besondere Versammlungen auf der Gerichtsstätte abgehalten, die mit der Zeit einen festlichen Charakter annahmen. „Diese natürlichen Hochzeiten," sagt nun Lippert (S. 885), „insbesondere aber die zwei wichtigeren, sind fortan bis heute die Grundlage der volkstümlichen Jahreseinteilung und des Festcyklus

geblieben, — nur hat unsere Zeitsparsamkeit sich bestrebt[1] aus den grofsen Zeitfristen Tage zu machen, und ist hieri in verschiedenen Gegenden verschieden vorgegangen, s dafs die Feste zwar verkürzt, aber mehrfach auch vervie facht wurden. Aber ob nun St. Georg oder Ostern, ode ein mit Ostern bestimmter Termin (Mitfasten etc.), oder o Bartholomäus, Michael oder Gallus, — es bezeichnet imme den Frühlings- und den Herbsttermin für Gerichte, Ve sammlungen, Schofs, Zins, Pacht und Zehent." Durc strenge Fasten suchte eben die Kirche diese Festtermine z kürzen und zu zerreifsen, was ihr auch gelang; aber a den eigentlichen Quatemberzeiten blieben noch jene Spure haften, an denen wir „stets auf das sicherste altgermanisch Festfeierlichkeiten wiedererkennen. Es ist dies der Ve kehr des Menschen mit den Geistern seiner Vorfahren, – die Kirche konnte die Mahlzeit vernichten, aber jenen Ve kehr bis heute nicht. Ob die Geister als »arme Seelen oder als verwünschte Unholde erscheinen, das entscheid nicht; ihre Anwesenheit im Volksglauben bekundet heut noch das alte Fest." An den Quatembertagen soll man Sa in die Ställe schütten, um das Vieh vor Behexung z schützen; auch darf man an diesen Tagen nicht säe (Haltrich-Wolff a. a. O. S. 285). —

Die Opfer für den Hausstand werden vorzugsweise u die Zeit der winterlichen Jahreswende dargebracht, wob man unblutige, d. h. Feld- und Fruchtopfer, und blutig Tieropfer zu unterscheiden hat. Die eigentlichen Fes gebräuche drehen sich eben um Darbringung von Opfe zur Versöhnung oder Günstigstimmung der Gottheit; d bis zur Gegenwart zu Brauch bestehenden Opfer sind eb der heidnische Grundstock unserer Festgebräuche. „D Opfer und die das Opfer einbegleitenden Beschwörungen, schreibt F. S. Kraufs (Volksgl. u. rel. Brauch der Sü

---

[1]) S. mein Werk „Aus dem Volksleben der Magyaren" (Münch 1892, Dr. M. Huttler), S. 24 ff. u. S. 54.

slaven, S. 164), „durch die man üble Ereignisse abzuwenden und glückliche herbeizurufen strebt, dienen durch die Beziehung, in welche sie zu den übersinnlichen Mächten treten, auch zu Divinationszwecken. Als vorzüglich geeignet dazu erscheint das Festopfer an hohen Feiertagen, wo die Gottheiten in günstigster Stimmung sein müssen ob der vielen Erkenntlichkeitsbeweise der Menschen. Die Wahrsagung aus Festopfern fufst auf der Überzeugung, dafs die Überirdischen in fürsorglicher Anerkennung der ihnen erwiesenen Huldigungen und dargebrachten Gaben, mittelbar durch besondere Zeichen auf den Gaben ihren Willen kund tun und den Menschen helle Einblicke in die Gestaltung der zukünftigen Schicksale gewähren wollen . . . . . Das Volk betreibt eben eine Auguralwissenschaft, um „die Causalität der Erscheinungen zu erforschen und alles, was mit den Sinnen wahrnehmbar ist, nach dem etwaigen Einflufs auf sein eigenes Wohl und Wehe abzuwägen."

Auch bei den Siebenbürger Sachsen haben wir es nicht mit einem Weihnachtsfest, sondern mit einer Festzeit zu tun, die auch bei diesem Volksstamm mehr durch die kirchliche, als durch die Volkstradition gerade auf zwölf Tage, beziehungsweise dreizehn Nächte festgestellt wurde. In den Zwölften, d. i. in den zwölf Tagen von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, darf man keine Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man am Mund einen unheilbaren Ausschlag (Haltrich-Wolff S. 282); auch soll man zu dieser Zeit nicht kauend über die Schwelle gehen, sonst bekommt das Vieh die Würmer (Fr. W. Schuster, Deutsche Myth. aus sieb.-sächs. Quellen im Vereins-Archiv des Ver. f. sieb. Landesk. N. Folge Bd. IX. X. S. 144). Auch darf in diesen Tagen nicht gesponnen werden, denn das jôrsfârken (Jahrferkel), die adventkraem (Adventsau) und gotsbôrig (s. Abschnitt I S. 12) gehen um. Eine für das Volksleben bedeutsame Arbeit darf und soll man aber in der Christwoche verrichten, das ist das Schweineschlachten, wozu Verwandte und Freunde geladen

werden. Dies Einschlachten ist als wirtschaftliche Grundlage auf den ursprünglichen Nomadenzustand der Germanen zurückzuführen (s. Lippert S. 588). Bei den damals und später abgehaltenen Versammlungen gab es stets Schmausereien und Gelage, wobei man sich mit Fleischanteilen zu beschenken pflegte. „Auch heute noch ist aus jener Zeit her," schreibt Lippert (S. 678), „an jedem Schweinschlachten die oft bittere Verpflichtung haften geblieben, von dem frischen Fleische und den Würsten an Nachbarn und Freunde Geschenke als eine förmliche Abgabe zu entrichten oder eine Mahlzeit zu geben. Dies war zu einer socialen Notwendigkeit geworden."

Die Thomasnacht wird bei Schmaus und Trank „versucht" oder „gemessen", d. h. durchwacht. Märchen werden erzählt und bei Scherz und Schmaus und Gelage die Nacht durchwacht — der Geistergefahr wegen. Solche Erzählnächte waren einst auch in Deutschland bekannt. In der Thomasnacht geht man Schätze graben (Schuster S. 142). Man stellt sich auf einen Kreuzweg, zieht mit einer Haselrute einen Kreis um sich und „blickt aus". Wo eine blaue Flamme aus dem Erdboden emporzüngelt, dort ist ein Schatz vergraben. „Auch reiten an diesem Abend, noch mehr aber um den Abend gegen den Georgs- und Johannistag, die Hexen auf Kühen in den Hof, wenn man nicht Zweige vom wilden Rosenstrauch oder ähnliches dorniges Gezweig über die Hoftüre steckt. Die Pferdeköpfe auf den Zäunen halten auch Hexen und böse Geister ab" (Haltrich-Wolff S. 281). Zerbrochene Hufeisen vergräbt man in den Stall, um die Hexen vom Vieh fern zu halten.

Der Abend des 23. Dezember heifst „geinzelôwend". An diesem Abend zerbrechen die Burschen den Mägden den Spinnrocken und verbrennen ihn samt dem Zocken. Daher nehmen die Maide nur Stecken und Werg in die Spinnstube mit (Schuster S. 142). Von dieser Zeit an bis h. Dreikönig darf nicht gesponnen werden. „Hierauf ge-

meinschaftliches Essen und bei allerlei Unterhaltung (Rätsel und Märchen fehlen selten) wird die „Nacht versessen“ oder „gemessen“ (Schuster S. 142). Auch die Christnacht bringt man wachend beim Kräsztknoren oder Kräsztgrumpesz (Christklotze) zu, wobei in früheren Zeiten die Meister und Gesellen mancher Handwerke ihre Wachskerzen für den Morgen drehten; in Schaas brachten die Kinder den Kräsztgrumpesz in die Schule (Schuster S. 142). Nach dem festlichen Abendessen, dessen Speisereste (Knochen, Brotbröckchen usw.) man ins Feuer wirft, wird auf vielen Dörfern das „Kränzchenbinden“ vorgenommen. Es werden Kreuze und Kränze aus Wintergrün gewunden und daran Wachskerzen befestigt. An diesem Abend ist allgemein das „Begaben“ (äsaken = Einsacken) der Kinder. Der Begabende ist der Christengel, der unsichtbar kommt und den Kindern Asche in die Augen streut, wenn sie erwachen und die Augen aufschlagen (Mühlbach), oder der Nikolaus oder Pelzmartin oder der Christmann als Schimmelreiter oder der Krampesz mit der Butte, die alle sichtbar kommen, oder der Gotsbuorich oder das Kräsztschweinj (Christschwein), die gewöhnlich durch den Rauchfang kommen. Die Begabung ist mannigfach; den Hauptbestandteil bilden grüne Bäume mit Nüssen, Äpfeln u. dgl. behangen, oft Rute, Seife, Kamm und Ziegenmist in den Schuhen (Schuster S. 142). Der Christbaum unserer Städte beginnt erst in neuester Zeit bei der ländlichen Bevölkerung Eingang zu finden. In Kerz kommt der Christmann auf einem mit Katzen bespannten Wagen. In Thalheim und wohl auch sonst verkündet der Burghüter in dunkler Frühe der Gemeinde das Fest, indem er mit lauter Stimme ins Dorf hineinruft:

Krästwurst menj!	Christwurst mein!
Aller legden är Trenj	Aller Leut Katrein
sål hetj fräsch uch gesangt senj!	Soll heute frisch und gesund sein!

(Haltrich-Wolff S. 282). Bei der alten Burg in Urwegen wird in dieser Nacht ein Feuer angezündet, und die

Burschen schwenken lärmend und johlend brennende Pechschwänze in den Turmfenstern herum (Schuster S. 143). Dies geschieht, um Hexen und böse Geister vom Dorfe fernzuhalten. Weihnacht und Neujahr sind eben zwei der Nächte, die man bis zum Kirchengeläute durchwachen mufs, denn die Geister gehen um, die oft in dieser Zeit in irgend einem Hause, wo die Menschen schlafen, „Kirche halten" (Haltrich, Abergl., Schäfsburg 1871). Wer zufällig in diesen Nächten in die Kirche gerät, „wo um Mitternacht die Verstorbenen Kirche halten (Geisterkirche), und sich oder andere noch lebende Personen mit unter den Andächtigen sieht, der kann gewifs sein, dafs er oder die anderen Lebenden, die er sah, im Laufe des Jahres sterben" (G. Schuller, Volkst. Glaube und Br. bei Tod und Begräbnis im Sieb. Sachsenlande; Schäfsburger Gymnasialprogr. 1863–65, S. 23). An vielen Orten halten um diese Zeit die Toten auf dem Friedhof Kirche, nachdem ihr Pfarrer dreimal auf einem weifsen Schimmel um die Kirche geritten (Haltrich-Wolff S. 283). Wenn man am Christabend Kleiderfetzen oder Haare oder etwas von den Exkrementen eines solchen Weibes erlangen kann, das im Rufe einer Hexe steht, so soll man diese Sachen verbrennen und die Asche in Haus und Hof streuen. Keine Hexe wird je da einkehren (ähnlich der magyarische Glaube). Haus- und Hofgeräte soll man an diesem Abend nicht im Freien lassen; vor die Türe aber soll man „gegen die Bösen" einen Kehrbesen legen. Arme soll man zu dieser Zeit beschenken, sonst „fliegt das Glück vom Hause". In Kronstadt nahm man bis 1736 das „Himmelbrotausteilen" an diesem Tage vor, wobei die Armen öffentlich beschenkt wurden. Es war dies ein Brauch, der aus dem absterbenden Rudimente jener alten heidnischen Festsammlung geboren wurde, wo jeder zum gemeinsamen Mahle auf der Malstätte beizusteuern hatte. „Die Mahlzeit selbst," schreibt Lippert (a. a. O. S. 677), „ist trotz des zur Dämpfung eingelegten Fasttages kirchlicher Observanz gerade bei dieser Festzeit immer noch

besonders betont. Als eigentliche Festmahlzeit gilt aber meist noch vielfach erkennbar bei Germanen wie bei Slaven diejenige, welche am Abende vor dem Haupttage begann. An jenem ist trotz der Fastendämpfung das eigentliche Festessen der Weihnachtszeit, das des „heiligen Abends“, und noch vielen grofsen Festen geht ein solcher „heiliger Abend“ voran, so dem Neujahr und dem Dreikönigstage. Zu solchen Mahlzeiten Gäste zu laden, ist das Rudiment früherer Zeiten des Überflusses.“ In sächsischen Dörfern versammelt sich die Familie bei ihrem ältesten Mitgliede zu gemeinsamem Mahl. Wie alle alten Festzeiten besteht das Mahl auch zu Weihnachten insbesondere aus bestimmten althergebrachten Gerichten. Schweinebraten, Sauerkraut und Strizel dürfen nicht fehlen.

Am ersten Weihnachtstag trug früher die Jugend in Zuckmantel dem Pfarrer „das grüne Jahr“, eine Schüssel voll Obst und Blumen. „Daselbst und sonst giebt es am Vorabend oder am Abend des ersten Festtages grofse Feudenfeuer“ (Schuster S. 143). Zu dieser Zeit soll man auch den Haustieren gut zu fressen geben, denn in diesen dreizehn Nächten reden die Tiere miteinander und klagen Gott ihr Leid. Wer ihre Sprache versteht, der kann oft Wunderdinge hören, darob er den Verstand verliert. Jede Schlange hat im Kopf ein gewisses Knöchelchen; wer das verzehrt, versteht dann die Sprache der Tiere. „In Roseln wird am heiligen Christtag in Mitte eines grofsen Reifes eine Menge Korn, Hafer oder Mais geschüttet und das Hausgeflügel gerufen, dafs es sich sättige; das Übrigbleibende gehört den Vögeln unter dem Himmel“ (Schuster S. 143). Um die Konzeption der Zuchttiere (Kühe, Stuten) zu fördern, ist es gut, dieselben am Christabend mit einem Männerkleid zu bedecken. An vielen Orten werden zu Weihnachten oder Neujahr die Obstbäume mit Stroh umwunden, damit sie reichlich Früchte tragen (Haltrich-Wolff S. 283). Gegen Weihnachten hielten früher die Bauern in Schäfsburg an drei aufeinanderfolgenden Abenden Tänze. Der

letzte Abend hiefs benengôvend; dann wurde auch ein Schwerttanz unter unzüchtigen Gesten („also unter symbolischer Andeutung der Zeugung“) aufgeführt (Schuster S. 143). Es scheint, als ob man den Geistern zu dieser Zeit einen Einflufs auf die Zeugung zumutete. Ein unfruchtbares Weib soll am Weihnachtsabend Fische essen und die Knochenreste derselben in fliefsendes Wasser werfen, damit es Kinder zur Welt bringe; eine Schwangere aber soll an diesem Abend die Stube nicht verlassen, die „Bösen“ könnten ihr Kind ums Leben bringen. Auch trächtige Tiere soll man zu dieser Zeit nicht aus dem Stalle lassen, denn jetzt, d. h. an diesem heiligen Abend, können sie am leichtesten behext werden. „In diesem Behexungsglauben steckt eigentlich wieder nichts, als die uralte Anschauung, dafs jede Krankheitsursache nur als ein Geistwesen in Menschen und Tiere eindringen könne; erst als man den Begriff »Hexe« so roh verunstaltete, verlor auch die Vorstellung des Behexens ihre Klarheit. Auch der Umgang des „Christkindchens“ ist nichts anderes als die Einkehr guter und böser Geister“ (Lippert S. 683). „Die Hauskomödie: das Sterntragen oder Christkindlein wurde von den Schülern des Gymnasiums in Kronstadt zwischen Christtag und heiligen Dreikönigstag in jedes Bürgers Haus aufgeführt. Der Brauch hörte auf um 1700. Ein ähnliches Bauernspiel existierte in dem Gebiete von Kronstadt noch 1736. In Grofs-Schenk wurde bis 1750 das Herodesspiel aufgeführt,“ so schreibt Schuster (S. 143). „In diesen Zwölfen drischt man an vielen Orten auch den Hafer, weil ihm dann im kommenden Jahre nach der Aussaat die Erdflöhe nicht fressen“ (Haltrich-Wolff S. 282). —

Auch in der Sylvesternacht werden in einigen Ortschaften auf Anhöhen Feuer entzündet. Diese Nacht wird auch „durchmessen“, d. i. durchwacht, und man scheut sich an vielen Orten, aus dem Hause zu gehen, weil derjenige, welcher im kommenden Jahre sterben soll, einen goldenen Sarg am Himmel sieht (Haltrich-Wolff S. 282). Wenn

am Weihnachts- oder Neujahrsmorgen in der Frühkirche eine der Altarkerzen von selbst erlischt, so stirbt im Jahre einer der Geistlichen. „In der Geisterstunde der Neujahrsnacht spricht das Vieh eine Sprache, die der Mensch nicht hören darf, oder er stirbt, wenn er sie hört. Hört man zu Neujahr ein Geräusch im Hause, ohne hievon die Ursache finden zu können, so stirbt man im selben Jahre. Wenn am Neujahrsmorgen der Himmel rot ist, so sterben in dem Jahre viele Menschen (Senndorf). Nach anderen bedeutet Morgenrot am Neujahrstage Krieg" (G. Schuller a. a. O. S. 23). Wind in der Neujahrsnacht bedeutet Pest, ebenso Nebel am Neujahrstage. Will man wissen, wer von zwei, drei Personen zuerst sterben wird, so legt man zu dieser Zeit die Fäuste abwechselnd um einen langen Stock, wie wenn die Städter beim Ballspiel „schwadimieren" (s. Haltrich-Wolff S. 186); wessen Faust am Ende des Stockes obenan kommt, der stirbt zuerst. Das nennt man fêchen oder fäusten. Ob fêchen zum mittelhochdeutschen veic (zum Tod reif sein) gehört? Auch in der bergisch-rheinischen Mundart hat »feig sein« die alte Bedeutung: dem Tode verfallen sein (Zeitschr. f. deutsche Philologie 3, 332). Ist der Himmel in dieser Nacht heiter, so legen die Hühner im Jahre viele Eier. Heller Mondschein berechtigt zur Hoffnung auf eine volle dunkle Scheuer (Haltrich-Wolff S. 283). Um die Witterung des kommenden Jahres zu bestimmen, legt man am Sylvesterabend zwölf Zwiebelhülsen auf einen Teller, giebt jeder den Namen eines Monats, salzt sie und stellt sie hinaus aufs Fenster. Nach der grösseren oder geringeren Menge der bis zum folgenden Morgen in den Schalen befindlichen Flüssigkeit bestimmt man die Regenmenge der durch die Schalen bezeichneten Monate des folgenden Jahres (Schuster S. 145). Diese zwölf Nächte gelten überhaupt für ein Abbild des Jahres, darum: wie das Wetter in diesen Zwölfen ist, so ist es nachher in den zwölf Monaten des Jahres.

Die Geister gehen in dieser Nacht um und geben durch

heimliche Zeichen dem Menschen kommendes Glück oder Unglück kund. Stellt man so viel Holzscheite, als Familienmitglieder vorhanden sind, an diesem Abend im Freien an eine Wand oder einen Baum und giebt jedem Holzscheit den Namen eines Familienmitgliedes, so stirbt im Jahre derjenige aus der Familie, dessen Holzscheit am Neujahrsmorgen umgefallen angetroffen wird (Kronstadt). Man werfe in dieser Nacht einen Lappen auf einen Baum, und wenn derselbe am kommenden Morgen noch dort sich befindet, so hat man im kommenden Jahre Glück zu erhoffen. „Tücher und Laken," schreibt Lippert (S. 396), „als die ältesten Gewandformen, erscheinen immer wieder als besonders anziehungskräftig den Geistern gegenüber." In Bootsch wird in der Neujahrsnacht Mais gekocht, damit der im Frühjahr auszustreuende Same gleich dem gekochten Mais größser werde, d. h. keime und aufgehe (Haltrich-Wolff S. 284). Immergrünblätter werden auf die Feuerstelle oder eine heifse Feuerschaufel gelegt; wenn sie sich kräuseln, bedeutet es Glück, wenn sie verbrennen, Tod innerhalb Jahresfrist (Schuster S. 145). Die Neujahrsnacht ist überhaupt die Nacht der Geister und Wunder. „Dann steht," wie Menzel sich schön ausdrückt, „die Zeit auf eine Weile still; es ist gleichsam ein Rifs, eine Spalte in der Zeit, durch welche die Ewigkeit mit ihren Entzückungen und Wundern hineinschaut. Darum wird Wasser zu Wein, darum können die Tiere reden und weissagen, darum wachen die Toten auf, steigen versunkene Städte und Reiche empor, blühen und reifen die Bäume, darum regen sich die Steine und öffnen sich die Pforten der Unterwelt."

Für den Liebeszwang ist gerade diese Festzeit am geeignetsten. Die Maid erforscht den künftigen Gatten entweder durch das allbekannte Bleigiefsen, oder schöpft schweigend Wasser vom Brunnen, füllt das Glas damit, schlägt ein Ei hinein und weissagt dann aus der Gestalt desselben am folgenden Morgen. Auch holen manche rückwärts gehend Holzscheite vom Holzlager; ist die Anzahl

eine gerade oder ungerade wie das betreffende Jahr, so heiratet man innerhalb Jahresfrist. In Mühlbach stellt sich das Mädchen um zwölf Uhr mit zwei brennenden Kerzen vor den Spiegel, um darin seinen künftigen Lebensgefährten zu sehen (Haltrich-Wolff S. 283). Oder man spreitet ein reines Tuch auf den Tisch und legt darauf einen leeren Teller samt Efsbesteck nebst drei brennenden Kerzen; dann entfernt man sich und blickt um 12 Uhr nachts in die menschenleere Stube von aufsen durch das Fenster hinein; wenn man im Jahre heiraten soll, so wird man die zukünftige Ehehälfte, beim Tische sitzend, sehen; ist dann ihr Teller gefüllt mit Speisen, so wird man mit ihr in Wohlstand leben; erscheint er aber leer, so wird man in der Ehe viel Not und Elend erleiden müssen. Wenn in dieser Nacht die Familie im Zimmer um den Tisch herum sitzt und jemand von draufsen zum Fenster hineinblickt, so sieht er das Familienmitglied, welches im Jahre sterben wird, ohne Kopf am Tische sitzen (Mühlbach, Kronstadt).

Will eine Maid die Liebe eines Burschen entfachen, so nestelt sie ihm einige ihrer Haare an sein Gewand; wenn diese Haare bis zum Neujahrsmorgen am Kleide des Burschen haften bleiben, so kann er von der betreffenden Maid in dem Jahre nicht lassen. Oder es backe die Maid einen Blutstropfen von ihrer linken Hand in einen Kuchen und lasse diesen in der Sylvesternacht vom Burschen verzehren; er wird in Liebe zu ihr entbrennen. Legt sie sich um 12 Uhr in der Sylvesternacht im Freien auf einige Augenblicke horchend auf die Erde, so hört sie den Namen ihres zukünftigen Gatten rufen. —

Nur mit dem heiligen Dreikönigstag, wo Kinder, um Gaben singend, von Haus zu Haus ziehen, nimmt dieser Festcyklus ein Ende. Früher dauerte er gar bis zum 13. Januar, bis zum sogenannten „Geschworenen Montag“. An diesem Tage wurden die neugewählten Beamten eingeschworen, wobei es öffentliche und private Gelage und Unterhaltungen gab. Viermal im Jahre versammelte sich

früher die sogenannte „Nachbarschaft“ zum Sittag oder Gerichtstag. Heute findet dies nur noch auf Dörfern statt, bei welcher Gelegenheit es an Schmaus und Gelage nicht fehlt (s. Fronius, Bilder aus d. sieb.-sächs. Bauernl. S. 99).

Am Blasiustag (3. Februar) gab es früher ein allgemeines Schulfest, weil an diesem Tage der Unterricht auf den Dörfern bis zum Herbst eingestellt wurde[1]). Zum gemeinsamen Mahl sammelten die Kinder schon am Vortag Fleisch, Kraut, Holz aus den Häusern und sangen dabei:

Frau Mutter,
Gib Butter,
Gib Schmalz!
Alles ist gut in Hals.
Der Szolgabiro[2]) ist durstig,
Der Fleischhacker ist hungrig,
Achen, kokachen, Stümpchen Licht!

In Mehburg sah der Schulmeister, wenn er in die Schule kam, einen Fuchs an die Tafel gezeichnet. Hinter der Tür stand der erste der Schulknaben mit einem Topf in der Hand, in welchem er Feuer hatte und Schafwolle verbrannte. Dieser bat um die Erlaubnis, das Fest zu feiern. Unter dem Bild auf der Tafel stand „Blasius Fuchs“ (Schuster S. 145). —

Bis zum letzten Faschingstag, bis zur Fastnacht (fuosnicht) giebt es kein Fest. Auf diesen Tag haben sich viele der alten Frühlingsfestgebräuche übertragen. Gaben werden fast allerorten zum gemeinsamen Mahl gesammelt. „Das Einsammeln von Nahrungsmitteln, oder was an deren Stelle getreten sein mag, läſst uns immer auf die alte Vorbereitung eines gemeinsamen Festmahles schlieſsen. Diese Gaben, welche in einem rudimentären Zustande teils als

[1]) Siehe über die Blasiusumzüge mein Werk: „A. d. Volksl. d. Magyaren“, S. 46 ff.

[2]) Aus dem Magyarischen entlehnt = Stuhlrichter.

Almosen, teils als Kindergeschenke und noch in anderen Formen fortleben, waren einst deshalb von grofsem Werte, weil sie die Gemeinsamkeit des Mahles für Alle, auch für die Ärmsten, ermöglichten“ (Lippert S. 599). In Schaas z. B. ist Richttag, Zusammenkunft der „Nachbarschaft“ unter Vorsitz des Nachbarvaters, und gemeinsames Mahl, zu dem Jeder beisteuern mufs. In Trappold, Seiburg und sonst wird am Vorabend von den Burschen von Haus zu Haus Wein und Fleisch gesammelt und am folgenden Tage gemeinsam mit den Maiden verzehrt (Schuster S. 146). Auf die alte germanische Gerichtsversammlung beim Malzeichen weist der folgende Brauch zurück: Der Fasching wird in Braller nämlich aufgehangen. Zwei weifse und zwei rote Pferde ziehen den Schlitten, auf dem ein mit weifsem Tuch umwundener Strohmann sich befindet und neben ihm ein Wagenrad, das gedreht wird. Zwei Burschen als Männer verkleidet folgen trauernd dem Schlitten. Die übrigen Burschen des Ortes begleiten zu Rofs, mit Bändern verziert, den Zug. An der Spitze desselben fahren auf einem Wagen oder Schlitten zwei mit Wintergrün bekränzte Mädchen. Vor einem Baum wird Gericht gehalten, wobei Burschen, als Soldaten verkleidet, das Todesurteil fällen. Die beiden alten Männer versuchen den Strohmann zu rauben und zu fliehen, doch es gelingt ihnen nicht. Da erhaschen die beiden Mädchen plötzlich den Strohmann, überreichen ihn dem Henker, der ihn an einen Baum hängt. Vergeblich versuchen die zwei alten Männer den Baum zu erklettern und den Strohmann zu befreien; sie fallen immer wieder herab und verzweifelnd werfen sie sich auf die Erde und weinen und heulen um den Gehenkten. Da tritt der »Altknecht« (Vorstand der Dorfburschen, s. Fronius S. 48) auf und hält eine Rede, in der er erklärt: der Fasching habe ihnen nicht nur Gutes, sondern auch Böses gebracht, er habe ihnen die Schuhe zerrissen, sie matt und schläfrig gemacht, und darum sei er zum Tode verurteilt worden (Haltrich-Wolff S. 284). Wie man aus den an sich

schwer erkennbaren, aber in der Zusammenstellung leicht zu deutenden Zügen dieses Fastnachtsbrauches ersieht, so hat man in der Tat die Vorgänge auf der Gerichtsstätte, auf der alten Dingstätte, bis in unsere Zeiten nachgeahmt. „Sie waren nicht immer nur Rügengerichte, auch das Halsgericht fand seine Nachahmung und ohne Köpfen und Hängen ging es nach mittelalterlichem Stile überhaupt nicht. Bei dieser Ernsthaftigkeit der Procedur war es natürlich notwendig, für den Delinquenten Surrogate zu suchen, wodurch später der ursprüngliche Sinn bis zur Unkennbarkeit entstellt wurde. Man wählte zunächst doch wohl schädliches Raubzeug, Habichte, Raben und was man noch dafür hielt, dann aber auch zahme Tiere, insbesondere Hähne oder Gänse, aber selbst auch Frösche“ (Lippert S. 638). So entstanden die häſslichen Gebräuche des „Hahnschlagens“, Froschköpfens usw., zu denen das mitgeteilte Fastnachtsspiel einen Übergang von den Vorgängen auf der alten Gerichtsstätte bezeichnet. So dumm kann ein Spiel und so ehrwürdig als Relique sein. In Groſs-Schenk wurde früher der Erbsenmann, eine Figur aus Erbsenstroh, herumgeführt und geprügelt. In Mühlbach wurde früher ein Schlitten oder Wagen mit verschiedenen Masken, worunter auch der Strohmann, umgeführt. In Schäſsburg befand sich auch Tod und Teufel unter den Masken. Um diese Zeit wurde noch 1700 in Kronstadt von den Kürschnern der Schwerttanz aufgeführt; ebendaselbst führten die Schuhmachergesellen den Reiftanz auf, den sie von der Böttgerbruderschaft erkauft haben sollen (Schuster S. 146). In vielen Ortschaften herrschte früher allgemein der Brauch, an diesem Tage Strohpuppen zu verbrennen. In Oldenburg und Westfalen trug man auch brennende Strohbündel auf Stangen herum und verbrannte eine Strohpuppe (Wuttke, Deutsch. Abergl., § 98). Man muſs also doch auch um diese Zeit einmal Puppen aufgestellt und nach dem Feste wieder entfernt haben, wie solche Puppen zeitweilig an der Stelle eines Malbaumes oder auch mit diesem

vereint erscheinen. Mit der Entfernung dieser Puppe mag ursprünglich die Sitte des »Faschingbegrabens« im Zusammenhange gestanden haben. Auch ein »Hahnenschlagen« findet in den genannten Landschaften statt. In diesen und verwandten Bräuchen ist die einstmals mit der Frühlingsfestzeit zusammenfallende Gerichtshandlung in ein Spiel der erwachsenen Jugend verkehrt worden. In der That gehörte gerade die Faschingszeit da, wo man drei Jahresdingzeiten hatte, vielfach zu diesen" (Lippert S. 600).

Dafs um diese Zeit wieder die Geister umgehen, dafür sprechen manche Gebräuche. Die Anwesenheit der Geister verrät sich auch in dem Verbote des Arbeitens. In Denndorf dürfen die Frauen am Aschermittwoch nicht spinnen, weil sonst die Schweine Würmer bekommen. Man darf zu dieser Zeit nicht nähen, sonst „vernäht man sein Glück". Auch soll man nicht Brot backen, denn man wird von diesem Gebäck krank. Das Volk hat eben „der Tatsache des unter Strafandrohung stehenden Verbotes in jedem einzelnen Falle seine begründende Deutung hinzugefügt, und so ist der wunderliche Aberglaube entstanden." In Gergischdorf wird am Aschermittwoch von Burschen, die in Frauenkleidern stecken, Asche auf der Gasse gesäet. In Halwelagen wird die Asche vom Aschermittwoch auf die jungen Kohlsetzlinge gestreut (Haltrich-Wolff S. 284). An diesem Tag schüttelt man an vielen Orten die Obstbäume und verbrennt den Strohschaub, den man zu Weihnachten oder Neujahr um sie gewunden hat, damit sie reichlich Früchte tragen. Geister weilen eben gerne auf Bäumen. Durch das Schütteln weckt man gleichsam „die Bäume aus dem Schlummer, damit die durch die Luft ziehenden Geister nicht ihre Lebenskraft — gleich einer Seele — davontragen" (Lippert S. 596). Auch an diesem Tage wurde früher vielerorts eine Strohpuppe (gêkel) gemacht und verbrannt (Haltrich-Wolff S. 284). —

Am Tage Mariae Verkündigung (25. März) wird in Feldorf und in Braller am Himmelfahrtstage jetzt noch

Jahr für Jahr der Tod ausgetragen. Der Tod, eine Strohpuppe, wird mit reichem Frauenschmuck und gelbem Schleier versehen. In Feldorf heifst man das: die Marienjungfer verbrennen. Unterbleibt der Gebrauch nur einmal, so ist die Folge, dafs ein Bursche oder Mädchen in dem Jahre stirbt, oder dafs ein anderes Unglück die Gemeinde trifft (Haltrich-Wolff S. 285). Das „Austragen des Todes" wird in Braller auf folgende Weise vorgenommen: Nach dem Vormittagsgottesdienste des benannten Tages begeben sich die Schulmädchen in das Haus einer Mitschülerin und „machen daselbst den Tod", der aber als weibliche Person dargestellt wird [1]). Sie nehmen dazu eine ausgedroschene Korngarbe, an welcher der obere Teil, d. i. die leeren Ährenspitzen, zusammengebrochen und unterbunden werden, so dafs eine kopf-, hals- und rumpfförmige Gestalt herauskommt. Der zuvor mit einem sogenannten Knüpftuche (Knäppdâch) umhüllte Kopf wird sodann mit der gewöhnlichen „roten Haube" und den silbernen „Bockelnadeln", kurz ganz in derselben Weise aufgeputzt, wie sich die jungen Frauen des siebenbürgisch-sächsischen Landvolkes festlich zu schmücken pflegen. Um das Gesicht des Todes zu veranschaulichen, werden demselben an die Stelle der Augen zwei grofse, schwarzknöpfige Stecknadeln, wie sie die älteren Frauen des Dorfes bei feierlichen Gelegenheiten tragen, eingesetzt; die Arme werden mittels eines quer durch den Strohschaub gesteckten Stockes gebildet. Darauf wird die Gestalt ganz nach der Dorfsitte der Frauen bekleidet; Arme und Brust werden vorzugsweise mit vielen Bändern geziert. Der Füfse bedarf es nicht, der untere Teil wird von dem Saume der Bekleidung verdeckt. Nun ist der „Tod gemacht". Man hat sich getummelt; denn bald wird zur Vesper geläutet, und da mufs der Tod am

[1] Vgl. mein Heft: „Sitte und Brauch der Sieb. Sachsen" (in Virchow-Holtzendorffs Samml. gem. wissensch. Vorträge, N. Folge 63) S. 16.

geöffneten Fenster ausgestellt sein, „dafs ihn die Leute besehen", wenn sie am Hause vorüber zur Kirche gehen. Die Vesper ist aus, nun ist der ersehnte Augenblick da, wo der erste Umzug mit dem „Tod" beginnt; das Recht dazu gebührt nur den Schulmädchen. Zwei von den älteren fassen ihn an den Armen und schreiten voran; paarweise folgt ihnen die Zahl der anderen. Die Knaben bleiben ordnungslos aufser dem Zuge und begaffen voll Bewunderung den „schönen Tod". So geht der Zug durch alle Gassen des Dorfes, indem dabei das Kirchenlied: Gott, mein Vater, deine Liebe — Reicht so weit der Himmel ist, . . . jedoch nach einer Melodie, welche von der gewöhnlichen abweicht, gesungen wird. Eine alte Bäuerin des Dorfes erinnert sich, dafs ehemals das Lied: Ach, bewahre mich vor Schrecken, Schütze mich vor Überfall, — nach derselben Melodie beim Todaustragen gesungen worden sei. Ist der Umzug durch die Gassen vollendet, so begeben sich die Mädchen in ein anderes Haus. Die Türe wird vor den mutwillig nachdringenden Knaben verschlossen, der Tod entkleidet, und der nackte Strohschaub ihnen bei dem Fenster hinaus übergeben. Die Knaben ergreifen ihn, stürmen ohne Gesang damit zum Dorfe hinaus und werfen ihn in den vorbeifliefsenden Bach. Ist dieses geschehen, so beginnt der zweite Teil dieses Volksdrama. Mit dem dem „Tode" entrissenen Schmuck wird nun eines von den im Hause zurückgebliebenen Mädchen bekleidet, und wie vorhin der Tod, unter Absingung desselben Kirchenliedes durch alle Gassen geleitet. Nach diesem Umzuge begeben sich alle in das elterliche Haus der „Königin" des Festes, wo zusammengetragene Efswaren verschmaust werden. Die Knaben bleiben auch von diesem Schmause ausgeschlossen (J. K. Schuller, Das Todaustragen u. d. Muorlef, S. 4).

Das ähnliche, am Mariae-Verkündigungstage in Feldorf auch jetzt noch begangene Fest wird also beschrieben: Eine aus Stroh gemachte menschliche Figur wird als Mädchen mit den Borten, dem bekannten Kopfschmucke kon-

firmierter Dorfmädchen, dem schönsten Brustlatz, der feinsten Schürze und neuen Stiefeln geschmückt und in dieser Weise zur sogenannten „Marienjungfer“ gemacht. In feierlichem Umzuge wird diese Puppe darauf unter Absingung eines Kirchenliedes an dem Hause des Pfarrers und Pfarrgehilfen und an der Schule vorbei durch das ganze Dorf getragen. Über den Begräbnisplatz, wo er eine Weile stehen bleibt, begiebt sich der Zug dann auf die vor dem Dorfe gelegene Kuppe (Kuupen). Hier wird die Marienjungfer entkleidet, das Stroh bis zum letzten Halme verbrannt und die Asche mit den Füfsen gestampft. Unterbleibt diese Feier in einem Jahre, so wird jeder Unfall, welcher die Jugend trifft, wie z. B. die Schwangerschaft einer Maid, der Tod eines Burschen usw., dieser Unterlassung beigemessen (J. K. Schuller a. a. O. S. 6).

Dies „Todaustragen“ hat mit dem Einzug des Frühlings und dem Vertreiben des Winters eigentlich und ursprünglich gar nichts zu schaffen. Bei jedem Feste dachte man sich auch die Geister als teilnehmend daran, und dies „Todaustragen“ bildete ursprünglich den Schlufsakt der Geistervertreibung. „Es liegt in der Natur der Sache,“ schreibt diesbezüglich Lippert (S. 613), „dafs, wenn irgend eine Vorstellung die Ausübung einer gewissen Tätigkeit von Seiten der Menschen bedingt, diese Tätigkeit als Brauch sich länger erhält, als die Vorstellung als Glauben. Deshalb sind ja so viele Bräuche rudimentär und die dazu gehörigen Vorstellungen kaum noch zu finden. So ist auch vom Seelenverkehr nichts so lange und so allgemein erhalten worden, als jene ausgesprochenen Handlungen, welche ursprünglich den Schlufsakt aller Feste bildeten, die Akte der Geistervertreibung. Meist haben sich aber diese Akte so selbstständig gestaltet, dafs ihr Zusammenhang mit den Festen durch die Zeit, in welche sie nun fallen, nicht immer mehr ausgedrückt wird . . .“ Die Geistervertreibung „ist endlich vielfach zu einem dra-

matischen Akte geworden und hat sich als solcher in derartiger Selbständigkeit erhalten, dafs er als ein Fest für sich zu verschiedenen Zeiten, immer aber innerhalb der alten Frühlingsgrenzen auftritt. Ganz im Einklange mit der geschichtlichen Entwickelung hat er im Osten länger seinen ursprünglichen Sinn bewahrt als im Westen; überall aber hat er sich gegen das Mifsverständnis und die Unterdrückung durch die Kirche dadurch zu retten versucht, dafs er neue Elemente in sich aufnahm oder sogar eintauschte. So heifst der Brauch bei den Slaven, im östlichen Deutschland und in Franken, immer noch ganz deutlich seinen Ursprung andeutend, das „Todaustragen" oder „Todaustreiben"; im übrigen Deutschland dagegen nur noch das „Winteraustragen". Der Sommer ist aber auch schon im slavischen Brauche als Gegensatz eingeführt, doch hat auf der anderen Seite der Winter den Tod noch nicht verdrängt. In Böhmen heifst der Ausgetriebene smrt' (fem. Tod) oder Mořena (Hel, Todtengeist, Gespenst), in Slovenien ebenso, sonst Muriena oder Ma- murienda; niemals wird statt deren der Winter erwähnt; und doch wissen wir aus dem böhmischen Pönitentialcodex, dafs dieser Brauch uralt sei und bis an die Grenze des Heidentums hinauf verfolgt werden kann. Ebenso wissen wir aber auch daher, dafs die Kirche ihn schon früh als einen abgöttischen verfolgt hat. Daraus mufs man notwendig den Schlufs ziehen, dafs die deutsche Form des Brauches, welche Sommer und Winter einander dramatisch gegenüberstellt, eine spätere Umdichtung sein mufs, gegen welche die Kirche keinen Grund zu eifern gehabt hätte. Das ergibt sich auch aus dem Brauche selbst. Sobald man in Böhmen die Puppe ins Wasser geworfen, eilen Alle so schnell als möglich dem Dorfe zu, weil den Letzten der Tod erwischt. Das hätte keinen Sinn, wenn umgekehrt der Tod nur an die Stelle des Winters gerückt wäre" (Lippert S. 616).

Es ist ferner zu beachten, dafs in der slavischen Sprache

der Tod immer noch weiblich erscheint — „die Erinnerung ist also auf der Stufe der Mutterfolge stehen geblieben, was ganz dem Hervortreten der Bába (Urmutter) in den Anfängen der čechischen Mythologie entspricht.“ Dafs bei unserem siebenbürgisch-sächsischen „Todaustragen“ sich nur Mädchen beteiligen, dazu ist zu vergleichen, was Grimm (Myth. S. 629) über den fränkisch-slavischen Brauch in Nürnberg mitgeteilt hat. Dort hat sich nämlich auch nur noch der Umzug der Mädchen mit der den Tod bedeutenden Puppe erhalten, und „der Sinn wäre ohne die älteren Formen nicht zu reconstruieren.“ Unser sächsisches „Todaustragen“ hat also mit dem Winteraustragen nichts zu schaffen, sondern es ist ein viel älterer Brauch, der sich hier in Siebenbürgen unverfälscht erhalten hat, während in Westdeutschland dafür nur noch ein dramatisches Turnier zwischen Winter und Sommer übrig geblieben ist, und „man hat dort schon von alten Zeiten her den neuen Sinn in neue Formen gekleidet.“ —

Am schwarzen Sonntag (Judica) darf man sonst nirgends hingehen als in die Kirche; der Teufel geht um und sucht, wen er verschlinge (Haltrich-Wolff S. 285). Geht man an diesem Tage vor Sonnenaufgang auf den Friedhof, so kann man die „verdammten Seelen“ ächzen und stöhnen hören, wenn man sich auf die einzelnen Gräber setzt. Fängt man um diese Zeit eine Kröte, so soll man sie in den Viehstall vergraben, dann kommt dorthin nie eine Hexe mehr.

Am Palmsonntag holen die Mägde in Schaas Weidenzweige und stecken sie in die Dachfenster. In Scharosch und Neudorf stecken die Burschen an die Häuser, wo Mädchen wohnen, grüne Zweige, wofür sie Eier erhalten (Schuster S. 147).

In der Kreuzwoche oder tauben Woche (Charwoche) darf keine wichtige Arbeit vorgenommen werden. Dafs auch in der Osterzeit die Geister unter den Menschen sind, um mit ihnen zu feiern und durch sie erfreut zu

werden, ist aus hundertfältigen Vorstellungsrudimenten ersichtlich. In dieser Woche ist es nicht gut zu säen (Schuster S. 147); auch darf mit Bleuel nicht gewaschen werden, weil es sonst hagelt (Haltrich-Wolff S. 286). Nur der Gründonnerstag bildet eine Ausnahme. An diesem Tage werden die Stuben gereinigt, um Insekten daraus für das ganze Jahr zu verbannen. An diesem Tage gingen in Kronstadt bis 1700 die Kinder „Eier maindeln", was sonst zu Ostern geschieht (Schuster S. 147). Am Charfreitag werden an vielen Orten die Grabhügel frisch „aufgezogen", d. i. aufgeschaufelt und erhöht. Holt man während dem Gottesdienste an diesem Tage Attich vom Friedhof, so hat man daran ein Mittel gegen jede Krankheit (Haltrich-Wolff S. 286). In der Charfreitagsnacht treiben wieder die Hexen ihr Wesen. Haus- und Stalltür bekreuzt man mit einer Kohle und giefst Kohlenwasser auf das Futter des Viehes. Geht die Maid in dieser Nacht schweigend zum Brunnen und blickt in denselben, so kann sie in der Tiefe desselben ihren zukünftigen Gatten ersehen, doch mufs sie dabei ein Kleidungsstück verkehrt angezogen haben, sonst stöfst sie der Teufel in den Brunnen. „Auch das tiefe Schweigen, das man wahren mufs, sobald man aufser Haus ist, scheint sich auf die Alles erfüllenden Geister zu beziehen" (Lippert S. 611). Schweigend sammelt man um diese Zeit Heilkräuter, schweigend geht man aus, um die vergrabenen Schätze „blühen" zu sehen. Wer an unheilbarer Krankheit leidet, der bade am Charfreitagsabend und giefse dann das Badewasser schweigend unter einen Baum, der bei einem Kreuzwege steht. Wasser in der Charfreitagsnacht oder am Ostermorgen schweigend geschöpft, ist ein Heilmittel gegen jedwede Krankheit. Wäscht sich die Maid darin, so wird sie „schön"; begiefst sie damit die Zimmerpflanzen, so entfalten dieselben herrliche Blüten. Das Osterwasser und seine besondere Kraft gehört eben auch in den Kreis des Geisterumgangs, und wie immer, „wenn die Geister die Luft erfüllen," schüttelt

der Landmann auch um diese Zeit die Obstbäume oder versieht sie mit einem aus Stroh geflochtenen Ring.

Wo die Kultur noch weniger lang ihre zersetzende Arbeit betreiben konnte, dort tritt wieder das energische Gabensammeln, das mehr oder weniger zwangsweise Einsammeln von Gaben zu einem gemeinsamen Festmahle der Jugend am zweiten Ostertage auf. Eier, Kuchen und der Festbraten dürfen dabei nicht fehlen. Der erste Ostertag gehört überall „der Kirche". Am zweiten Ostertag ist aber überall Begiefsen der Mädchen durch die Burschen, welche dafür mit roten Eiern (gegelft âcher = gegelbte Eier) beschenkt werden. In vielen Ortschaften müssen auch die Frauen begossen werden, sonst wächst der Flachs nicht hoch (Schuster S. 148). In Grofspold geht die Jugend singend um die Kirche, während anderwärts an diesem Tage nach dem Gottesdienste die Feldbrunnen von der Jugend gereinigt werden, was viel Aehnlichkeit mit den Flurumzügen der Magyaren[1]) und anderer Völker hat, die eben auch noch in aller Wirklichkeit die Wanderung zur alten Mal- und Gerichtsstätte bilden, wohin das Volk, wie einst zur heidnischen Malstätte, in Lust und Freude hinströmt. Tanz um den Mast und das Rad vereinigt an vielen Orten die Jugend zu allgemeiner Lustbarkeit. Auf einem freien Platze wird ein hoher Mast aufgestellt, auf dessen Spitze ein Wagenrad nebst einer Weinflasche angebunden ist; an den Speichen des Rades hängen Kränze und Kronen herab, welche die Mägde aus Garten- und Feldblumen gebunden haben. Wer Mut und Geschicklichkeit hat, erklettert den Mast und leert die Flasche, indem er eine reiche Zahl von „Gesundheiten" ausbringt, während die Mägde das Lied singen:

Es flog ein kleines Vögelein,
:|: Nach (Zeiden) flog es aus :|:

---

[1]) Vgl. mein Werk: „A. d. Volksl. d. Magyaren" S. 52.

Es zieht mich zum Geliebten hin,
:|: Weil ich geneigt ihm bin :|:
Es kam ein loser Bauersknecht,
:|: Von ferne kam er her :|:
Wollt' sich die Rosen brechen
:|: Die längst des Weges stehn :|:
Lafs stehn, lafs stehn die Rosen
:|: Die Rosen, die sind mein :|:
Brich ab dir Brennesseln,
:|: Bind' dir ein Kränzlein draus :|:

worauf der Chor der Burschen antwortet:

Wir können sie nicht abbrechen,
:|: Sie brennen allzusehr :|:
Gut Essen und gut Trinken
:|: Dazu sind wir bereit :|:

Nach Beendigung des Gesanges werden die Kränze herabgeschüttelt und alles tummelt sich, einen zu erhaschen. Tanz und Schmaus beschliefsen diese Festlichkeit. Im Mast haben wir die Erinnerung an die Errichtung des Malbaumes auf der alten Gerichtsstätte, obwohl dieser Brauch anderswo zu Ostern so ziemlich zurückgetreten ist, wahrscheinlich deshalb, weil das rivalisirende nahe Pfingsten diese Sitte ganz besonders an sich gerissen hat. Dennoch fehlt sie, wie wir sehen, auch zu Ostern nicht ganz. „Endlich copiren,“ sagt Lippert, „viele Orte Wettrennen und Wettreiten zum Teil an feierlich eingehegten und mit dem Malbaume versehenen Plätzen und ähnliche Spiele auf der Malstätte.“ Wir haben schon erwähnt, dafs Hahnschlagen eben ein Surrogat für das alte Gerichtsverfahren auf der Malstätte bildet. In vielen Dörfern der Siebenbürger Sachsen wird das Hahnenschlagen am zweiten Ostertage vorgenommen, indem ein Bursche, dem die Augen verbunden werden, mit einem Knittel so lange herumschlägt, bis er den angebundenen Hahn trifft. In Zuckmantel werden am zweiten Ostertag zwei Hähne mit Pfeil und Bogen geschossen; oft werden statt des Hahnes Eier von den

Kindern geschlagen. Statt dem Hahnenschiefsen oder neben demselben kommt an manchen Orten das „Hahnabreiten", eine Art Wettrennen vor (Schuster S. 148). An zwei aufgerichteten Balken wird nämlich ein Seil quer aufgespannt und daran ein Hahn an den Füssen aufgehängt, so dafs ein in den Steigbügeln aufgerichteter Reiter nur mit Mühe den herabhängenden Kopf erreichen und fassen kann. Junge Bursche reiten in wildem Rennen unter dem Seile durch, erheben sich soweit nur möglich im Sattel und suchen dem Hahne den Kopf abzureifsen. An manchen Orten wird auch bei Hochzeiten dies Wettrennen vorgenommen, wobei jedoch eine Gans oder eine schwarze Henne den Hahn vertritt [1]). In Marpod wurde früher bei dieser Gelegenheit auch das sogenannte „Königslied", eine dramatische Darstellung, aufgeführt, die, wenn auch kein eigentlicher Totentanz, so doch die Bedeutung eines solchen hat und den Triumph des Todes darstellt. Die Personen sind ein Engel, ein König, der Tod, der „auf einem freien Markt dem König tut nachschleichen", und, da dieser sich trotzig geberdet, ihn mit tötlichem Pfeile trifft (Schuster S. 311 u. 148). Dies Spiel wird auch bei Hochzeiten aufgeführt [2]).

In Streitfort begibt man sich am Ostertag auf einen nahen Berg, um das Osterlamm in der Sonne spielen zu sehen (Schuster S. 148). —

In der Nacht gegen Georgi darf man nicht auf dem Schopfen oder in der Scheune schlafen, weil die Hexen dann dort ihr Spiel treiben (Haltrich-Wolff S. 286). Die Hexen kann man zu dieser Zeit sehen, wie sie auf Feuerschaufeln, Kehrbesen usw., durch die Lüfte reiten, wenn man schweigend auf einen Berg geht und dort sich auf ein schwarzes Katerfell setzt. In Mühlbach tat dies vor vielen Jahren ein Mann, so erzählt man sich, aber er ver-

---

[1]) S. mein o. a. Heft S. 24.

[2]) S. ebenda S. 25.

gafs dabei, sich auf das Katzenfell so zu setzen, dafs er es ganz bedeckte. Da brausten die Hexen heran und führten den armen Mann mit sich fort. Nie hörte man etwas von ihm; er blieb verschwunden und verschollen . . .

Ganz ohne Vermischung mit christlichen Festen hat sich auch bei den Siebenbürger Sachsen das Rudiment der alten Frühlingsversammlungen in der Feier des ersten Mai, auf diesen einen Tag zusammengeschürzt, erhalten. Früher gab es überall an diesem Tag ein Schulfest. Einen Maibaum stellt jeder Bursche seiner Geliebten vor das Haus. „Das Volk kann ohne das Mal das Fest nicht feiern, und hat man ihm die alten Male gestürzt, so mufs es wenigstens für die Dauer der Festzeit alljährlich neue errichten“ (Lippert S. 627). In Kleinbistritz und Urwegen geht die Jugend singend auf einen Berg, wo um den Maibaum herum getanzt und geschmaust wird. In Petersdorf wurde an diesem Tage die Kreisch aufgeführt, eine Flofsfahrt auf dem Mühlbach mit obligaten Jauchzen, Witzen und Zoten. Seit einem Jahrhundert ist das Fest nicht mehr abgehalten worden (Schuster S. 148). In einigen Ortschaften pflegen die Kinder aus ihrem Kreise das „Mêmädchen“ (mê = junges Laub) zu wählen, welches mit Bändern geschmückt und mit jungem Laube so überkleidet wird, dafs es nicht sehen kann und geführt werden mufs. Sie führen es bei den Ortsbewohnern herum und erhalten Eier als Geschenk, die sie dann gemeinschaftlich verzehren. Dies ist die einzige übriggebliebene Erinnerung an die früheren „Maikönige“, die zum Teil auf Pfingsten herabgerückt sind. Wie in einigen Gegenden Westdeutschlands „Maibrunnenfeste“ gefeiert werden (Lippert S. 629), so werden in vielen sächsischen Ortschaften Siebenbürgens an diesem Tage die Feldbrunnen durch die Jugend in feierlicher Weise gereinigt, wobei es an Schmaus und Tanz nicht fehlt (Schuster S. 148).

Vom Himmelfahrtstage begannen vor Zeiten die „Jungfernreigen“ in Kronstadt und währten bis zum Jo-

hannistag. Dabei gab es eine Königin nebst zwei „Beisitzerinnen". Um 1740 waren diese Reigen, wobei getanzt und geschmaust wurde, bereits abgekommen (Schuster S. 149). Auch am Himmelfahrtstage darf mit dem Bleuel nicht geklopft werden, sonst schlägt der Hagel und zwar so weit im Felde, als der Bleuel gehört worden ist (Haltrich-Wolff S. 286).

Die meisten Rudimente der alten Frühlingsgebräuche haben sich auch bei den Siebenbürger Sachsen im Laufe der Zeiten immer mehr auf Pfingsten concentriert. Allgemein ist das Aufstellen von „Maibäumen" vor den Häusern und in den Kirchen. An einigen Orten erhält der Bursche für das Aufstellen des Maibaumes vor dem Hause der Auserwählten ein Essen am dritten Pfingsttag. In Denndorf besteht dies aus Eierkuchen mit Salat, Hübes (Kuchen), Wein. Dazu wird ihm jeden Sonntag, so lange Blumen sind, ein Straufs gebunden (Schuster S. 149). Das vielfach übliche Bekränzen des Viehes am Pfingsttage bezeugt die Bedeutung, welche das Sommerfest einst gerade für die Herden hatte. In Pruden z. B. werden die schönsten Ochsen von den Hirten mit Blumen an den Hörnern geschmückt. Auch die Errichtung des Mals hat sich als Rudiment erhalten. In Trappold z. B. tanzt man um einen auf einer Stange aufgerichteten Straufs (Schuster S. 149). Auch die germanische Maigrafenfahrt, der Maigraf und Maikönig, der französische roi und der englische lord of the may, lady of the may ist als Nachhall der alten Ritterspiele auf der Gerichtsstätte bei den Siebenbürger Sachsen der Pfingstkönig und die Pfingstkönigin. In Zepling wird am zweiten Pfingsttag das Kranzabrennen (ähnlich wie das Hahnabreiten, s. S. 70) gehalten. Der Sieger in diesem Spiel heifst: der Pfingstkönig; ihm gehorchen die Kameraden im laufenden Jahr. Bei den Magyaren vertraten in der Tat eine Zeit lang die Pfingstkönige die eigentlichen Behörden[1]).

[1] S. mein Werk: „Aus d. Volksl. d. Magyaren" S. 56.

„Man hat darauf hingewiesen," schreibt Lippert (S. 636) „dafs es in England einst Sitte gewesen sei, die Königswahl, beziehungsweise Königskrönung an Pfingsten vorzunehmen, und gemeint, dafs man dabei an die besondere Einwirkung des heiligen Geistes gedacht habe. Das kann sein, aber die Sitte überhaupt, alle auf die öffentliche Ordnung und das Gemeinwesen bezüglichen Wahlen im Maifelde vorzunehmen, ist doch viel älter. Aus ihr ist halb und halb als Spiel die Wahl der Maikönige und Schützenkönige entstanden, und insofern die Bräuche des Maifeldes auf Pfingsten fielen, ist daraus die Wahlzeit geworden. Die Maikönige, Maigrafen, Blumengrafen, Lattichkönige, selbst der bairische Pfingstlümmel und Wasservogel sind von Schwaben bis Schweden analoge Figuren desselben Spiels. Ein gleiches begann in Böhmen mit umständlichen Vorbereitungen schon eine Woche vor Pfingsten, weshalb der Sonntag Exaudi auch „Königssonntag" hiefs. Früher, doch noch in unserem Jahrhunderte, konnte man noch einige Spuren des Ernstes in demselben finden, indem man den tüchtigsten Hauswirt zum Könige und die fleifsigste Hausfrau zur Königin wählte. Später fiel die Wahl auf Personen vom Gesinde, und man würde sich nicht wundern dürfen, den Brauch bald allenfalls nur noch als Kinderspiel anzutreffen. Maikönige wählt man auch noch in Brandenburg zu Pfingsten, ebenso in einigen Orten Thüringens und auch im Harz." Dies also ist der geschichtliche Entwickelungsgang auch der Wahl der siebenbürgisch-sächsischen Pfingstkönige.

Am Pfingsttag wurden vordem in Seiburg die drei Königinnen gemacht. Drei Mädchen wurden von den anderen dazu ausgewählt, und diese, von den Müttern hübsch aufgeputzt, unter Gesang zum Tanzplatze geführt (Haltrich-Wolff S. 286). In Stein werden drei Königinnen gewählt, die auf einem Bottich sitzen, um welchen die Jugend tanzt (Schuster S. 149). Auch zu Pfingsten ist es Brauch, um die Obstbäume ein Strohband zu winden und Attich vom Friedhof zu sammeln. Die Geisterwelt tritt

hannistag. Dabei gab es eine Königin nebst zwei „Beisitzerinnen“. Um 1740 waren diese Reigen, wobei getanzt und geschmaust wurde, bereits abgekommen (Schuster S. 149). Auch am Himmelfahrtstage darf mit dem Bleuel nicht geklopft werden, sonst schlägt der Hagel und zwar so weit im Felde, als der Bleuel gehört worden ist (Haltrich-Wolff S. 286).

Die meisten Rudimente der alten Frühlingsgebräuche haben sich auch bei den Siebenbürger Sachsen im Laufe der Zeiten immer mehr auf Pfingsten concentriert. Allgemein ist das Aufstellen von „Maibäumen“ vor den Häusern und in den Kirchen. An einigen Orten erhält der Bursche für das Aufstellen des Maibaumes vor dem Hause der Auserwählten ein Essen am dritten Pfingsttag. In Denndorf besteht dies aus Eierkuchen mit Salat, Hübes (Kuchen), Wein. Dazu wird ihm jeden Sonntag, so lange Blumen sind, ein Straufs gebunden (Schuster S. 149). Das vielfach übliche Bekränzen des Viehes am Pfingsttage bezeugt die Bedeutung, welche das Sommerfest einst gerade für die Herden hatte. In Pruden z. B. werden die schönsten Ochsen von den Hirten mit Blumen an den Hörnern geschmückt. Auch die Errichtung des Mals hat sich als Rudiment erhalten. In Trappold z. B. tanzt man um einen auf einer Stange aufgerichteten Straufs (Schuster S. 149). Auch die germanische Maigrafenfahrt, der Maigraf und Maikönig, der französische roi und der englische lord of the may, lady of the may ist als Nachhall der alten Ritterspiele auf der Gerichtsstätte bei den Siebenbürger Sachsen der Pfingstkönig und die Pfingstkönigin. In Zepling wird am zweiten Pfingsttag das Kranzabrennen (ähnlich wie das Hahnabreiten, s. S. 70) gehalten. Der Sieger in diesem Spiel heifst: der Pfingstkönig; ihm gehorchen die Kameraden im laufenden Jahr. Bei den Magyaren vertraten in der Tat eine Zeit lang die Pfingstkönige die eigentlichen Behörden[1]).

---

[1] S. mein Werk: „Aus d. Volksl. d. Magyaren“ S. 56.

„Man hat darauf hingewiesen,“ schreibt Lippert (S. 636) „dafs es in England einst Sitte gewesen sei, die Königswahl, beziehungsweise Königskrönung an Pfingsten vorzunehmen, und gemeint, dafs man dabei an die besondere Einwirkung des heiligen Geistes gedacht habe. Das kann sein, aber die Sitte überhaupt, alle auf die öffentliche Ordnung und das Gemeinwesen bezüglichen Wahlen im Maifelde vorzunehmen, ist doch viel älter. Aus ihr ist halb und halb als Spiel die Wahl der Maikönige und Schützenkönige entstanden, und insofern die Bräuche des Maifeldes auf Pfingsten fielen, ist daraus die Wahlzeit geworden. Die Maikönige, Maigrafen, Blumengrafen, Lattichkönige, selbst der bairische Pfingstlümmel und Wasservogel sind von Schwaben bis Schweden analoge Figuren desselben Spiels. Ein gleiches begann in Böhmen mit umständlichen Vorbereitungen schon eine Woche vor Pfingsten, weshalb der Sonntag Exaudi auch „Königssonntag“ hiefs. Früher, doch noch in unserem Jahrhunderte, konnte man noch einige Spuren des Ernstes in demselben finden, indem man den tüchtigsten Hauswirt zum Könige und die fleifsigste Hausfrau zur Königin wählte. Später fiel die Wahl auf Personen vom Gesinde, und man würde sich nicht wundern dürfen, den Brauch bald allenfalls nur noch als Kinderspiel anzutreffen. Maikönige wählt man auch noch in Brandenburg zu Pfingsten, ebenso in einigen Orten Thüringens und auch im Harz.“ Dies also ist der geschichtliche Entwickelungsgang auch der Wahl der siebenbürgisch-sächsischen Pfingstkönige.

Am Pfingsttag wurden vordem in Seiburg die drei Königinnen gemacht. Drei Mädchen wurden von den anderen dazu ausgewählt, und diese, von den Müttern hübsch aufgeputzt, unter Gesang zum Tanzplatze geführt (Haltrich-Wolff S. 286). In Stein werden drei Königinnen gewählt, die auf einem Bottich sitzen, um welchen die Jugend tanzt (Schuster S. 149). Auch zu Pfingsten ist es Brauch, um die Obstbäume ein Strohband zu winden und Attich vom Friedhof zu sammeln. Die Geisterwelt tritt

bei diesem Feste nicht so sehr in den Vordergrund, wie bei den anderen Festzeiten. „Wo man nämlich auf Pfingsten die Eigenschaft des alten Kultfestes nicht übertragen, sondern blos durch die Lieblichkeit der Jahreszeit und die Rast der Feldarbeit gereizt, mehr des Genusses wegen einige Formen von den Nachbarn entlehnt hat, da darf man ein besonderes Hervortreten der Geisterwelt nicht erwarten.“ Dagegen können wir beim folgenden der Sommerfeste, beim Johannistage, alle die Zaubereien wiederfinden, welche die Scheidemünze jedes Volksglaubens bilden.

Als Hexenscheucher ist das Johannisfeuer in der halben Welt bekannt. Auch bei den Siebenbürger Sachsen war es einst in Brauch; jetzt ist es leider, wie so manche ehrwürdige Relique, nicht mehr üblich, der Jugend kaum mehr dem Hörensagen nach bekannt. Vor Jahren wurde noch in Kelling ein mit Stroh umwundenes brennendes Rad vom Turme herabgeworfen. Solche Räder wurden in anderen Ortschaften von Bergen herabgerollt. In Laſslen liefen die Kinder lärmend und jauchzend mit Strohfackeln umher (Schuster S. 150). Dies Alles geschah, daſs „die Früchte gedeihen und der Hagel ausbleibe.“ Alle diese Deutungen sind aber nur die positive Wendung des Gedankens der Vertreibung böser Einflüsse der Hexen und Geister. An manchen Orten wird als Restchen des Malbaumes ein Mast, der mit Krone und Kranz, bisweilen mit einem bekränzten Rade geschmückt ist, von der Jugend umtanzt. In Streitfort tanzt man um einen Mast, auf welchem oben ein Wagenrad, Bienenkorb, Kränze aus Johannisblumen und oft auch Nesseln angebracht sind. In Kleinschenk befindet sich auch eine Weinflasche an der Spitze des Mastes. Wer ihn erklettert, leert dieselbe, nachdem er eine „Gesundheit“ ausgebracht. Ähnliche Gebräuche erhielten sich bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Kronstadt auch bei Hochzeiten (Schuster S. 50). In Neudorf reitet in der Nacht die Burschenschaft mit Lärm und Gejohle aus, um die Feldbrunnen zu reinigen.

Dieser Tag ist wieder die rechte Zeit des Zauberns. Spinnen zwei Weiber, die gute Freundinnen sind, am Johannistage, während man die Abendglocke läutet, zusammen einen Faden und zwar so, dafs die eine spinnt, die andere den Rocken hält und teilen sie dann diesen Faden und tragen ihn bei sich, so bewahrt er sie vor allerlei Unglück und macht sie glücklich in der Liebe (Archiv d. Ver. f. sieb. Landesk. 4, 251). Am Johannistage kann man erfahren, wer aus der Familie bis zum nächsten Sommer stirbt. Man windet aus Johannisblumen so viele Kränze, als die Familie Glieder zählt, wirft die Kränze einzeln dreimal aufs Dach und wessen Kranz oben bleibt, der mufs bis zum nächsten Sommer sterben (Haltrich-Wolff S. 287). Fängt man am Johannistage einen Frosch, so soll man ihn zu Pulver brennen und mit diesem Pulver Sachen bestreuen, die man verkaufen will; man wird viele und gute Käufer bekommen. Mischt man etwas von diesem Pulver in Trank oder Speise eines Menschen, so erweckt man in ihm Liebe. Will die Maid sich die Treue ihres Liebsten sichern, so grabe sie seine und ihre eigene Fufsspur an diesem Tage und werfe diese Erde ins Feuer; nie wird der Bursche von ihr lassen können. Unfruchtbare Weiber sollen an diesem Tage sich Wasser aus dem Taufbecken heimlich aneignen und sich damit waschen. Soll das Vieh im Laufe des Sommers in jeder Beziehung gedeihen, so soll man ihm an diesem Tage ein zerbrochenes Hufeisen in den Trinktrog werfen und das Vieh so trinken lassen; am Abend aber werfe man das Hufeisen weg; damit schleudert man auch jede dem Tiere bevorstehende Krankheit hinaus. Am Johannistage darf an vielen Orten nicht gearbeitet werden; sonst kommt Unglück über die Gemeinde (Haltrich-Wolff S. 287). Vor dem Blitz kann man an diesem Tage auch die Gebäude für den kommenden Sommer dadurch versichern, dafs man Kohlenstückchen neben dem Gebäude in die Erde eingräbt. Zu dieser Zeit blühen auch die unterirdischen Schätze; aber

nur Sonntagskinder sehen das Blühen und können die Schätze heben. In der Woche nach Johanni, der sogenannten Riselwoche, darf man nicht in die Weingärten gehen, sonst verdirbt die Lese (Schuster S. 150). —

Der Petri- und Paulitag ist an den meisten Orten als Volksfest nur an des Johannistages Stelle getreten und hat dessen Festgebräuche entlehnt. In Trappold wird ein Mast mit Kirschen und Backwerk behangen und darum getanzt. In Felldorf befindet sich auf dem Mast eine Krone, darin ein kleiner Käse, eine hölzerne gefüllte Weinflasche, Johannisbeeren. Die Burschen versuchen den Mast zu erklettern. In Nadesch hält der, dem es gelungen ist, den Mast zu erklimmen, eine Rede. An manchen Orten wird oben auf den Mast ein Wagenrad, mit Blumen und Nesseln umwunden, befestigt (Schuster S. 151). An diesem Tage darf man nicht baden, denn man könnte ertrinken (vgl. Birlinger, Aus Schwaben 1, 388). Mit dem Laurentiustag ist die Badezeit vorüber; es heifst: Lîrenz pischt än de bâch (Lorenz pifst in den Bach) oder der Hirsch pifst in den Bach, und wer dann badet, bekommt einen unheilbaren Hautausschlag. —

Um den begonnenen Festkreis abzuschliefsen, müssen wir noch zweier Festtage gedenken, in denen Anfang und Ende der Herbstfestzeit in seinen allerletzten Rudimenten erhalten blieb. „Den Ausgangspunkt der Herbstfestzeit,“ sagt Lippert (S. 651), „dort zu suchen, wo der des Frühlingsfestes liegt, wird wohl nun niemand mehr für gewagt halten. Er liegt in der Vereinigung gröfserer oder kleinerer Organisationsgruppen des Volkes an ihrer Dingstätte, sei es nun, dafs die Männer um diese Zeit aus dem Kriege oder von der Sommerweide zurückkehrten, oder wie in späterer Zeit von ihrer Feldarbeit weg den öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde sich zuwandten und die Anstalten trafen, um vor dem Übergange in die

Winterszeit ihr Hauswesen entsprechend zu besorgen. Wir werden also dieselben Anlässe und dieselben Elemente der Festzeit wieder finden: Die Volksversammlung und das Gericht, den Tausch und Kauf oder die „Messe“ im engeren Sinne und das unvermeidliche Mal.“ Auch heutzutage werden die meisten Jahrmärkte um diese Zeit abgehalten. Der Michael- und Gallustag bezeichnete auch für die Siebenbürger Sachsen den Angang des Herbstes. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden diese Tage in Kronstadt z. B. festlich begangen. Tanz um den Mast und Hahnenschlagen durfte nicht fehlen (J. Teutsch in den Blättern für Geist, Gemüt 1836). Heute sind selbst die sogenannten Michaeli-Termine für Wohnungswechsel, Zahlungen usw. aufser Brauch gesetzt worden, sowie auch die Martinischmäuse mit obligater Martinsgans allmählich abgekommen sind. Dem „Jugendbund“ in Mühlbach gebührt das Verdienst, den alten Brauch des „Martinischmauses“, sowie manchen anderen altehrwürdigen Brauch wieder ins Leben gerufen zu haben. Hie und da hat die Andreasnacht für Mädchen die Bedeutung der Thomasnacht, indem der künftige Geliebte erforscht wird. Legt die Maid in der Andreasnacht ein Männerkleid unter ihren Kopf und schläft sie darauf, so erblickt sie im Traume ihren zukünftigen Gatten. Stellt sie um Mitternacht drei brennende Kerzen vor den Spiegel, so erblickt sie im Spiegel ihren zukünftigen Ehegatten. Spinnt die Maid an diesem Tag einen Faden und bindet sie diesen heimlich an ein Kleidungsstück eines Burschen, so wird dieser in Liebe zu ihr entbrennen. —

Wir wären somit an den Schlufs unserer Zusammenstellung der Festgebräuche der Siebenbürger Sachsen angelangt, die so manchen Baustein zu einer Sammlung und Erklärung der Festgebräuche aller deutschen Stämme liefert. Es zeigen aber auch diese Festgebräuche, wie

nachhaltig die Macht der Gewohnheit ist, auch wenn ihr längst der säftezuführende Boden entzogen zu sein scheint. Diese Festformen waren schon lange als von bestimmten Lebensformen bedingt da, ehe man davon den Begriff einer Feier zu abstrahieren versuchte. Man feierte nicht der Götter wegen, sondern mit ihnen; deshalb ist es auch höchst überflüssig, in den Rudimenten dieser Texte nach allen möglichen und unmöglichen Mythen zu fahnden.





III.

Segen und Heilmittel.

Mit dem Aberglauben," sagt unser hochverehrter Altmeister Karl Weinhold (in der „Zeitschr. des Ver. f. Volkskunde" I, S. 6), „hängt die Volksmedizin zusammen, d. i. jene über alle Völker gleich dem Aberglauben verbreitete Heilkunde, die auf die verschiedensten Quellen: Religion, Zauberei und frühere Perioden der Medizin zurückgeht." Sie gehört einem niederen Vorstellungs- und Glaubenskreise an, der weder christlich noch heidnisch ist, sondern eine Wucherbildung. „Im germanischen Heidentum gab es einen Aberglauben und ein Zauberwesen, abgesondert und feindlich gegen die eigentliche Volksreligion und den anerkannten Gottesdienst. So ist es überall gewesen und so ist es noch heute. Aberglaube ist an keine Nation und keine bestimmte Religion gebunden, sondern ein allgemein Menschliches."

Die Behandlung der menschlichen Krankheiten durch Kultmittel reicht in das höchste Altertum hinauf. Bei den Siebenbürger Sachsen fristen die diesbezüglichen Anschauungen und Bräuche nur an besonders gehegten Plätzen eine zum Teil noch immer üppigere Existenz, als man dies

aus den bislang veröffentlichten, spärlichen Berichten der einheimischen Volksforscher erschliefsen könnte. Vor den Augen der Lehrer und Geistlichen ziehen sich solche volksreligiöse Niederschläge bei den Sachsen ebenso wie bei jedem anderen Volke, das in dem Rahmen unserer komplicierten Bildung etwas zählt, scheu zurück; für den Kulturhistoriker aber gewähren diese Segen und Heilmittel eine reiche Ausbeute, indem sich für die Erkenntnis früherer Zustände so mancher wertvolle Beitrag gewinnen läfst, der von den Sachsen bei ihrer Einwanderung aus ihrer deutschen Heimat nach Siebenbürgen mitgebracht, sich hier ungestört Jahrhunderte lang erhielt, um jetzt bei eindringlichem Studium einen Baustein zur germanischen Kulturgeschichte zu liefern.

Die Art, wie diese Segen und Heilmittel bei den Siebenbürger Sachsen „fortgepflanzt werden, ist verschieden," schreibt der verdienstvolle Siebenbürger Gelehrte Fried. Wilh. Schuster (Siebenb. sächs. Volkslieder S. 481); „sie sind Geheimnis und dürfen nicht ohne weiteres mitgeteilt werden. Entweder der „Reder" oder „Beszer" (Büser) oder „Kundige" murmelt seine Worte leise für sich hin, wer sie versteht und behält, ist glücklich, er mag sie mit gleichem Erfolg gebrauchen ohne Nachteil für den ersten Besitzer; oder der Kundige teilt sie zwar ohne weiters mit, aber nur einem Jüngern, weil sie sonst für ihn selbst ihre Wirkung verlieren würden; oder endlich die Formel mufs dem, der sie erwerben will, »von einem alten Weibe zur linken Hand eingeimpft und nachher behutsam gebraucht werden«. In welcher Weise die Einimpfung geschieht, habe ich nicht ermitteln können."

Diese Einimpfung habe ich zweimal in meinem Leben und zwar auf zwei verschiedene Arten gesehen. Das erste Mal war es die Kellinger Magd Marie Klusch (genannt Wilesch), welcher ihre schwerkranke Mutter im Jahre 1884 zu Mühlbach die Kunst, das Fieber zu „büfsen" (besen), auf folgende Weise einimpfte: Die Mutter ritzte sich mit

einer neuen, nie gebrauchten Nadel die linke Brust, liefs daraus einen Tropfen Blut auf eine Abendmahlhostie rinnen, legte dieselbe in die linke Handfläche ihrer Tochter und stach nun mit der neuen Nadel dreimal durch die Hostie hindurch in die Handfläche der Tochter, wobei sie sprach: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes! Was mir gegeben haben die drei Wenken, das geb' ich dir mein Blut mit meinem Blut, damit dir Herr Satan auf dem Hoprichberg nie schade!“ Nun mufste die Tochter die blutige Hostie verschlucken, worauf ihr dann von der Mutter das unten beim Fieber mitgeteilte Mittel verkündet ward. Die Wenken, welche die Mutter erwähnt, sind, wie sie erklärte, „schwarze kleine Frauen, die im Walde wohnen und gar klug sind“ (vgl. Schuster a. a. O. S. 489); in einer Formel bei Schuster (S. 490) kommt der Huiprichberg vor. Ob dieser Berg nicht etwa mit dem Berg des Teufels verwandt ist, der im Magyarischen auch „hopziher“ heifst? (s. Ipolyi, Magyar Mithologia = magy. Myth. bei „ördög“).

Bei einem anderen Fall, wodurch eine gewisse Frau Markus in Mühlbach im Jahre 1887 die „Kunst gegen das schlagende Feuer“ (Blitz) von ihrer Mutter ererbt haben soll, war das Verfahren etwas verwickelter. Die Tochter mufste sich in der Sct. Laurentiusnacht (10. August) ganz entkleidet im Freien rücklings niederlegen, worauf die Mutter mit glühenden Kohlen rings um sie einen Kreis zog. Lorenzikohlen bewahren beim bayerischen Volk vor Feuersbrunst (M. Hoefler in d. „Zeitschr. d. Ver. f. Volksk.“ I, S. 300). Dann schritt die Alte dreimal über ihre Tochter hinweg und träufelte ihr drei Tropfen Blut in die linke Handfläche. Wenn nun bei schlagendem Feuer oder bei einer Feuersbrunst ein Kleidungsstück der Frau Markus rings um die Feuerstätte getragen wird oder gar sie selbst, und zwar nackt, die Brandstätte laufend dreimal umkreist, so mufs das Feuer sogleich gelöscht und gedämpft werden können; so berichtete sie meiner seligen Mutter. —

hannistag. Dabei gab es eine Königin nebst zwei „Beisitzerinnen". Um 1740 waren diese Reigen, wobei getanzt und geschmaust wurde, bereits abgekommen (Schuster S. 149). Auch am Himmelfahrtstage darf mit dem Bleuel nicht geklopft werden, sonst schlägt der Hagel und zwar so weit im Felde, als der Bleuel gehört worden ist (Haltrich-Wolff S. 286).

Die meisten Rudimente der alten Frühlingsgebräuche haben sich auch bei den Siebenbürger Sachsen im Laufe der Zeiten immer mehr auf Pfingsten concentriert. Allgemein ist das Aufstellen von „Maibäumen" vor den Häusern und in den Kirchen. An einigen Orten erhält der Bursche für das Aufstellen des Maibaumes vor dem Hause der Auserwählten ein Essen am dritten Pfingsttag. In Denndorf besteht dies aus Eierkuchen mit Salat, Hübes (Kuchen), Wein. Dazu wird ihm jeden Sonntag, so lange Blumen sind, ein Straufs gebunden (Schuster S. 149). Das vielfach übliche Bekränzen des Viehes am Pfingsttage bezeugt die Bedeutung, welche das Sommerfest einst gerade für die Herden hatte. In Pruden z. B. werden die schönsten Ochsen von den Hirten mit Blumen an den Hörnern geschmückt. Auch die Errichtung des Mals hat sich als Rudiment erhalten. In Trappold z. B. tanzt man um einen auf einer Stange aufgerichteten Straufs (Schuster S. 149). Auch die germanische Maigrafenfahrt, der Maigraf und Maikönig, der französische roi und der englische lord of the may, lady of the may ist als Nachhall der alten Ritterspiele auf der Gerichtsstätte bei den Siebenbürger Sachsen der Pfingstkönig und die Pfingstkönigin. In Zepling wird am zweiten Pfingsttag das Kranzabrennen (ähnlich wie das Hahnabreiten, s. S. 70) gehalten. Der Sieger in diesem Spiel heifst: der Pfingstkönig; ihm gehorchen die Kameraden im laufenden Jahr. Bei den Magyaren vertraten in der Tat eine Zeit lang die Pfingstkönige die eigentlichen Behörden [1].

[1] S. mein Werk: „Aus d. Volksl. d. Magyaren" S. 56.

„Man hat darauf hingewiesen," schreibt Lippert (S. 636) „dafs es in England einst Sitte gewesen sei, die Königswahl, beziehungsweise Königskrönung an Pfingsten vorzunehmen, und gemeint, dafs man dabei an die besondere Einwirkung des heiligen Geistes gedacht habe. Das kann sein, aber die Sitte überhaupt, alle auf die öffentliche Ordnung und das Gemeinwesen bezüglichen Wahlen im Maifelde vorzunehmen, ist doch viel älter. Aus ihr ist halb und halb als Spiel die Wahl der Maikönige und Schützenkönige entstanden, und insofern die Bräuche des Maifeldes auf Pfingsten fielen, ist daraus die Wahlzeit geworden. Die Maikönige, Maigrafen, Blumengrafen, Lattichkönige, selbst der bairische Pfingstlümmel und Wasservogel sind von Schwaben bis Schweden analoge Figuren desselben Spiels. Ein gleiches begann in Böhmen mit umständlichen Vorbereitungen schon eine Woche vor Pfingsten, weshalb der Sonntag Exaudi auch „Königssonntag" hiefs. Früher, doch noch in unserem Jahrhunderte, konnte man noch einige Spuren des Ernstes in demselben finden, indem man den tüchtigsten Hauswirt zum Könige und die fleifsigste Hausfrau zur Königin wählte. Später fiel die Wahl auf Personen vom Gesinde, und man würde sich nicht wundern dürfen, den Brauch bald allenfalls nur noch als Kinderspiel anzutreffen. Maikönige wählt man auch noch in Brandenburg zu Pfingsten, ebenso in einigen Orten Thüringens und auch im Harz." Dies also ist der geschichtliche Entwickelungsgang auch der Wahl der siebenbürgisch-sächsischen Pfingstkönige.

Am Pfingsttag wurden vordem in Seiburg die drei Königinnen gemacht. Drei Mädchen wurden von den anderen dazu ausgewählt, und diese, von den Müttern hübsch aufgeputzt, unter Gesang zum Tanzplatze geführt (Haltrich-Wolff S. 286). In Stein werden drei Königinnen gewählt, die auf einem Bottich sitzen, um welchen die Jugend tanzt (Schuster S. 149). Auch zu Pfingsten ist es Brauch, um die Obstbäume ein Strohband zu winden und Attich vom Friedhof zu sammeln. Die Geisterwelt tritt

beim Hindurchblicken sich entfernende Gerstenkorn an der etwanigen Rückkehr (vgl. dazu Prahn in der „Zeitschr. d. Ver. für Volksk.“ I, S. 192). Ein anderes, auch den Rumänen Siebenbürgens bekanntes Mittel gegen das Gerstenkorn besteht darin, dafs man dasselbe mit den menses einer Jungfrau einreibt. —

Gegen Ausschläge am Leibe wird ein Baumstamm so entzwei gespalten, dafs das eine Ende desselben noch lose zusammenhängt; durch die also entstandene Spalte mufs sich der Kranke hindurchzwängen (vgl. Haltrich-Wolff a. a. O., S. 264). Nach dem Hindurchzwängen soll man ihm die Formel vorsagen: „Heilige drei Frauen, sollen die Wunden schauen, sollen bei mir weilen, bis die Wunden heilen; sollen die Wunden im wilden Wald verstecken, damit sie dort verrecken im Namen Gottes des Herrn! Amen!“ Dabei soll man die wunden Stellen des Leibes „bekreuzen“, d. h. über sie in der Luft das Zeichen des Kreuzes machen. —

Gegen Beulen, die man durch einen Schlag auf einen Knochen davongetragen hat, nehme man ein Messer und drücke mit demselben kreuzweise die Beule, wobei man zu sprechen hat: „Jesu Gnad' ich immer find', Beule verschwind'! Wie das steinerne Kind in Mariens Leib, das ihr der Teufel, nach Jesu Geburt, hat schenken wollen“ (Roth). Oder man spricht dabei die Worte: „Beule, eile; Eil' in den Grund; Frefs' dich der Hund; Frefs' dich der schwarze Mann, Damit er nicht mehr bellen kann“ (aus der Ortschaft Neppendorf, wo mir eine Bäuerin erzählte, dafs die kleinen Kinder deshalb so oft zu Boden fallen und Beulen davontragen, weil sie den schwarzen Mann in der Erde bellen hören. Fällt ein Kind zu Boden, so besänftigt man es dadurch, dafs dem Erdboden Schläge versetzt, wobei man ruft: „Na, wart' nur, du böser schwarzer Mann!“ Allem Anschein nach scheint dieser schwarze Mann ein elbisches Wesen zu sein.

Gegen Bettnässen soll der Kranke die pudenda

eines Schweines essen oder in ein offenes Grab urinieren und die Worte sprechen: „Heilige Katrein, du sollst bei mir sein! Benimm meine Schwäch'!" (Roth; vgl. Prahn a. a. O. S. 192).

Bei Blutarmut soll man Nägel und Haare des Kranken bei zunehmendem Monde unter einen Rosenstrauch vergraben (aus Kronstadt). —

Blasen auf der Zunge entstehen, wenn man von anderen Leuten beschändet wird (s. Schuster a. a. O., S. 312 u. 492). Man spuke in die Fufsspur eines Menschen und spreche: „Blatter, Blatter, wandre zum bösen Gevatter" (Roth).

Zum Blutstillen dienen folgende Formeln:

„Es waren drei sündige Frauen,
Die gingen Blut zu schauen;
Die eine sagt: es soll gehn,
Die andre sagt: es soll stehn,
Die dritte sagt: Blut steh' still,
Das ist Gottes Will',
Blut mit Blut, Bein mit Bein,
Halt' fest wie Stein;
Sollt nicht bluten, sollt nicht schwären,
Bis Mutter Gottes wird ein Kind gebären"

(vgl. Prahn a. a. O., S. 195). Dann soll man die Wunde mit der Schürze einer feilen Dirne verbinden (Roth). — Ein anderes Mittel ist das folgende: Man schreibe mit dem Blute die Buchstaben J N R J auf ein Stückchen Holz und werfe dies in den Brunnen, wobei man zu sprechen hat: „Drei Brunnenfrauen wollen Blut schauen. Sie sprechen: Blut steh' stille, das ist Gottes Wille! Aus diesem Holz war das Kreuz, daran Jesus hing! Amen!" (Roth). — Eine andere Formel lautet: „Drei glückliche Stunden sind in die Welt gekommen. In der ersten Stund' ist Gott geboren, in der andern Stund' ist Gott gestorben, in der dritten Stund' ist Gott wieder lebendig geworden. Blut, ich befehle dir, stehe still zur Stunde, heile die Wunde, damit N. N. in der dritten Stund' gesunde" (aus Petersberg; vgl.

die Nachweise bei Ammann in der „Zeitschr. d. Ver. f. Volksk." I, S. 203). — Gegen Blutungen der Beermutter (Gebärmutter, vgl. Schuster a. a. O., S. 488) und allzuheftige menses wasche man den leidenden Teil mit Rosenwasser, dem pulverisierte Eichenrinde beigemengt ist; während man das gebrauchte Wasser an einen Baum giefst, spricht man die Formel:

Beermutter safs auf marmelnem Stein,
Kam ein alter Mann zu ihr herein.
„Beermutter, wohin willst du gehn?"
Ich will zur N. N. gehn,
Ich will ihr Blut sehn,
Ich will ihr Herz verzehren,
Ich will ihr Leben nehmen.
„Beermutter, das sollst du nicht tun,
Du sollst im marmelnem Stein ruhn,
Die Waldfrau soll dich fressen,
Als wärst du nie gewesen!
Im Namen Gottes, des Sohnes und hl. Geistes."

(Aus der Ortschaft Urwegen.) —

Gegen den Bruch koche man aus Hanfsamenmehl einen Brei, binde denselben auf den Bruch und während man über zwei zusammengewachsene Hollunderzweige uriniert, spricht man die Formel, den Bruch mit der Hand streichelnd:

Ich seh', dafs es wächst,
Ich streich's, dafs es vergeht!

(Roth; vgl. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann usw., S. 42). —

Gegen wunde Brüste lege man der Wöchnerin Baumwachs mit Gänsefett und feingeriebenen Rüben gemischt auf; den gebrauchten Verband aber nagele man an den Torbalken eines fremden Hauses.

Gegen die Darre, das Hundsalter (Elterlein). Darre nennt man die Abzehrung bei Kindern. Haltrich-Wolff (S. 263) berichtet darüber: „Wenn Kinder, junge Tiere und Bäumchen nicht recht wachsen und welk aus-

sehen, so sagt man, sie hätten das Hundsalter oder sie seien verknorzt. Die Mittel, die man zur Heilung oder vielmehr zur Verbannung des Hundsalters anwendet, sind zum Teil dieselben, durch die der Volksglaube den Alben (ålf) glaubt zwingen zu können, das gestohlene gesunde Kind zurückzubringen. Der Alf raubt der unbesorgten Wöchnerin ihr eigenes Kind und legt ihr einen dickköpfigen, verkrüppelten, blöden Wechselbalg, ein Alfenkind, in die Wiege. Wenn man das Alfenkind peinigt, in heifsem Wasser brüht, dann bringt der Alf das rechte Kind zurück und nimmt den Balg wieder mit sich fort. Daran glaubt man in Westpreufsen, Irland (Ungarn) und hat das Mittel in manchem deutschen und slavischen (magyarischen) Dorfe[1]) versucht. Aehnlich scheint man einmal auch bei uns mit hundsalterigen Kindern umgegangen zu sein.

Nach dem Brotbacken, heifst es, stecke man das Kind, das mit dem Hundsalter behaftet ist, in den Ofen, der aber so heifs sein mufs, wie das Kind es nur aushalten kann; die Krankheit mufs dann entweichen und das verknorzte und knibeduzige Kind knüpft auf und wächst. Dasselbe Mittel empfiehlt die im Anhang zur ersten Ausgabe der Grimmschen Mythologie abgedruckte Chemnitzer Rockenphilosophie unter Nr. 75.

Ein anderes, aber schwierigeres Mittel ist dies: es wird mit zwei mächtigen Keilen an einem stehenden Baum eine Spalte gemacht, die nur so grofs, dafs das hundsaltrige Kind gewaltsam durchgezogen werden kann. Geschieht dies, so mufs das Kind wachsen. Auch für dieses Verfahren gibt Grimms Mythologie 3, 1118 aus alter und neuer Zeit mehrfachen Beleg. Eine annehmbare Deutung des Aberglaubens hat Felix Dahn in der ersten Reihe seiner Bausteine auf S. 77 gegeben. Er sagt: „Wenn nach kymrischem wie nach semitischem, nach böhmischem wie nach

[1]) S. mein Werk: „Aus d. Volksleben der Magyaren“, München 1892, Huttler) im Abschn. Hexenspruch.

altbairischem Aberglauben Kranke, insbesondere Hautkranke, durch enge, kaum für den Menschenleib zu passierende Spalten und Löcher in Felsen, Höhlen und Bäume schlüpfen müssen oder gezogen werden, so soll die Krankheit an den schürfenden Kanten des Spaltes hängen bleiben, an sie hin abgestreift werden; man will den Göttern handgreiflich vormachen, was man von ihnen erwartet."

So weit Haltrich-Wolff. Bezüglich des Ausdrucks „Hundsalter" erwähne ich hier nebenbei den magyarischen Volksglauben, demzufolge jeder junge Hund auffällig abmagern mufs und dann erst gedeiht und wächst. Diese Krankheit nennt man magyarisch: zsigora.

Roth teilt aus Grosschenk in der erwähnten Handschrift neben den von Haltrich-Wolff bereits angeführten noch folgende Mittel gegen die Darre mit, die man seinem Berichte gemäfs dadurch bekommt, dafs einem Katzenhaare in den Magen kommen (vgl. Töppen, Aberglaube aus Masuren etc., Danzig 1867, S. 52). Eine Handmühle wird auf die Türschwelle gestellt; auf den Stein der Mühle setzt die Mutter das kranke Kind, und während sie den Stein langsam dreht, ruft die Patin des Kindes zum Fenster herein: „Was mahlst du, Frau des Pilatus?" Die Mutter antwortet: „Die Gerechtigkeit der Juden." Die Patin fragt: „Was machst du damit?" — „Ich gebe sie der Darre." — Die Patin sagt nun: „Mahl', mahl', damit die Darre verrecke und das Christenblut sich strecke (wachse)!" (vgl. Frischbier a. a. O., S. 44). — Ferner heifst es: Man brate den Magen einer Katze mit Petersilie und Holunderbeeren und gebe dies dem kranken Kinde ein.

Gegen die Epilepsie, die Roth die „schedelnde Gottesstraf" (schüttelnde Gottesstrafe) nennt, teilt er folgende zwei Mittel mit: Wenn der Kranke vom Siechtum befallen wird, so binde man ihm mit einem breiten Riemen eine lebendige Kröte zwischen die Schultern und spreche: „Kröten kommt heraus aus eurem Haus; man ladet euch

zur Leich'!" (vgl. Schuster a. a. O., S. 286 Nr. 108). Nach drei Tagen lege man heimlich den Riemen samt der verreckten Kröte einem Toten in den Sarg. Während die Leiche eingescharrt wird, spreche man: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes begrabe ich diese Kröte und die »schedelnde Gottesstraf« des N. N., damit sie bis zum jüngsten Tage hier bleibe" (vgl. Osw. v. Zingerle in der „Zeitschr. d. Vereins für Volksk." I, S. 175). — Oder man gebe dem Kranken pulverisierte Mäusegedärme jeden Tag vor Sonnenaufgang ein und spreche jedes Mal die Worte: „Drei Brunnen-Frauen wollen dich Mäuschen fangen; kriech' zu einem Loch hinein, zum andern hinaus und nimm die »schedelnde Gottesstraf« mit dir; trag' sie in einen Baum, dort soll sie wachsen und grünen, sich schütteln und verdorren!" — Sobald der Sieche von seiner Krankheit befallen wird, so reifse man ihm das Hemd vom Leibe und hänge es bei abnehmendem Mond an einen Baum, der an einem Kreuzwege steht (aus Kronstadt). —

Gegen das Fieber ist unter den Sachsen der Brauch allgemein verbreitet, dafs der Kranke über seine Stubentüre die Worte schreibt: „Fieber bleib' aus, ich bin nicht zu Haus!" (vgl. Frischbier a. a. O., S. 50). Oder er schreibt diese Worte mit dem Blute seines linken kleinen Fingers auf ein Baumblatt und verschlingt dies bei abnehmendem Mond. Oder man schreibt mit dem Urin des Kranken auf neun Nufsbaumblätter den Spruch: „Nufsbaum, ich bitt' zu dir, Nimm die neunundneunzig Fieber von mir" (Reufsmarkt, Kronstadt). Man nehme drei Salbeiblätter und schreibe mit dem Blute des Fieberkranken auf ein Blatt die Worte: „Weifst du was," auf das andere: „geh' hinaus!" und auf das dritte: „geh' ins Totenhaus!" Von diesen Blättern soll der Kranke ungesehen das eine essen, die beiden anderen aber (ohne sie zu lesen) in einen Grabhügel einscharren. Hat er zufällig das Blatt gegessen, auf welchem „weifst du was!" stand, so verläfst ihn das

Fieber (Roth). Ein anderes Verfahren teilt die Handschrift mit. Es heifst: Man schreibe mit dem Blute des Fieberkranken dies „Gebetchen" auf ein Blatt Papier:

Drei weifse Wenken gingen durchs Land,
Begegnet ihnen der Heiliand:
Ihr Wenken, wohin wollt' ihr gehn?
„Wir wollen zum N. N. gehn,
Wir wollen sein Herz schütteln,
Wir wollen sein Gedärm rütteln,
Wir wollen sein Blut lecken,
Wir wollen seine Glieder strecken."
„Weifse Wenken, das dürft ihr nicht tun,
Ihr sollt hier im Brunnen ruhn,
Bis ich schreib' ein neues Evangelium."

Diesen Zettel reifst der Kranke in drei Teile und wirft dieselben vor Sonnenaufgang einzeln in einen Brunnen mit den Worten:

Geht in den schwarzen Wald,
Da springen drei Brunnen kalt,
Der ein ist der isri,
Der andert der nisri,
Der dritt der pisri!
Da sollt ihr drei Wenken ruhen!

Nun uriniert der Fieberkranke in den Brunnen und trinkt neun Tage hindurch jedes Mal vor Sonnenaufgang Wasser aus diesem Brunnen. Bei Schuster (S. 302) findet sich eine ähnliche Formel gegen das Fieber vor, in der aber nur zwei Brunnen genannt werden, hongy und Wenk, wobei Schuster (S. 489) an den germanischen „Mimirsbrunn" denkt. —

Die Flechte streichelt man mit dem Schwanz der Katze, verbrennt dann einige Katzenhaare zu Pulver, bestreut damit die Flechte und spricht:

Leb' wohl, Flechte,
Reich' mir die Rechte.
Reich' sie zum Abschied,
Geh', wohin der Wind zieht!

(Aus Grossau.)

Oder man bestreut sie mit der Asche eines Birkenrutenbesens oder mit Tabakssaft aus einem Pfeifenrohre (aus Kronstadt). —

Gegen die Fufssparr, d. h. Schmerz in den Lenden, bindet man um den leidenden Körperteil das Haupthaar einer Jungfrau und spricht: „Fufssparr, ich bind' dich mit Jungfernhaar; nicht neunmal — achtmal; nicht achtmal — siebenmal; nicht siebenmal — sechsmal; nicht sechsmal — fünfmal; nicht fünfmal — viermal; nicht viermal — dreimal; nicht dreimal — zweimal; nicht zweimal — einmal, spring' übers Haar neunundneunzigmal und brich dir die Füfse hundertmal" (aus Grofspold; vgl. Frischbier S. 58). —

Gegen die Gelbsucht kennen auch die Sachsen das Allerweltsmittel: In eine ausgehöhlte Gelbmöhre uriniert der Kranke und hängt dann dieselbe in den Rauchfang. So wie der Inhalt der Möhre verdampft, verschwindet auch die Krankheit. Als ich 1886 an der Gelbsucht litt, sprach eine sächsische „Büfserin" aus Rätsch beim Aufhängen der Gelbmöhre in den Rauchfang folgende Formel: „Drei gelbe Frauen nahmen ihre drei gelben Aexte; sie nahmen sie in ihre gelben Hände; sie legten sie auf ihre gelben Schultern; sie gingen auf drei gelben Wegen; sie kamen in drei gelbe Wälder; sie hackten drei gelbe Bäume; sie gingen auf drei gelben Wegen und kamen zum gelben Hofe; aus dem gelben Hofe kamen sie in die gelbe Stube; sie kamen zum gelben N. N.; sie schlugen mit den drei gelben Bäumen die gelbe Gelbsucht tot; sie schlugen sie im Namen Gottes also tot." Nun warf die Frau drei Holzstücke unversehens über mein Haupt hinweg. Erschrickt dabei der Patient, so heifst es: die Gelbsucht fliehe aus dem Leibe. —

Gegen die Gicht legt man stark mit Salz vermengten Kuhmist auf den leidenden Körperteil, welchen der Besprecher anfafst und die Formel hersagt: „N. N. ich halte deinen (Arm) im Namen des Gott Vaters, des Gott Sohnes, des Gott heiligen Geistes! N. N. ich halte deine siebenund-

siebzigerlei Gicht; ich halte deine reifsende Gicht, deine zwickende Gicht, deine heifse Gicht, deine kalte Gicht, deine schreiende Gicht, deine stumme Gicht, ich halte alle Gicht mit meiner sündigen Hand, ich sehe alle Gicht mit meinem sündigen Gesicht und ich befehle beim Namen des ewigen Gottes, bei der gichtischen (?) Dornenkrone unseres Herrn Jesus Christus, Gicht, verreck' in diesem Dr . . . , siebenundsiebzig Blitze sollen dich zerschmettern, siebenundsiebzig Winde auf siebenundsiebzig Berge tragen. Amen!" — In der handschriftlichen Sammlung Roths steht gegen die Gicht folgendes Mittel: Man mache aus dem Bast des Holunders eine Schnur, umwickele damit den leidenden Körperteil und spreche dabei:

Gicht, ich bind' dich mit der Wecht,
Den Herrn Jesum band man damit;
Jesus ward frei, stieg gen Himmel auf;
Du steig' in die Hölle hinab!
Im Namen Gottes usw.

Bei Schuster (S. 309) lautet eine ähnliche Formel gegen die Gelbsucht:

Pfui dich, du leidige Gelbsucht!
Du sollst nicht verzehren dieses Leib und Blut,
Du sollst vergehen wie die Weth,
Da man den lieben Jesum mit band!
Das gebeut dir der heiligen Marien traut' Kind.
Die soll dir zu Heil und Busz gesetzt sein:
In nomine etc.

Schuster bemerkt nun hiezu (S. 490): „Bei Weth erinnert Teutsch (Arch. d. Ver. f. Siebenb. Landeskunde 1858) in einer Anmerkung an weten, althd. binden, womit auch witu Holz zu vergleichen ist, das sich zu weten verhält wie lignum zu ligare; daraus ist cuniowidi des Merseburger Zauberspruchs gebildet. Man könnte in dem Wort auch blofs einen Saxonismus sehen: Weyd, oder Wet-Weide (desselben Stammes mit witu) und der Sinn ist dann: Wie die Weide (Bindweide), womit man Jesum band,

so sollst du vergehen! Ob dabei auf irgend eine Legende angespielt sei, darf man dahingestellt sein lassen. Fesseln und Stricke aus Reisig waren ehedem gebräuchlicher . . ." Die in dem von uns mitgeteilten Mittel erwähnte Holunderschnur erklärt somit — meiner Ansicht nach — die Ausdrücke Weth und Wecht. —

Gegen eiternde Geschwüre (Ohm = Eiter, Geschwür) legt man Blätter vom Hoflattich oder Wegerich auf, wirft dieselben nach einigen Stunden in fliefsendes Wasser und spricht dabei:

Gott und der Ohm,
die stritten miteinander;
Gott gewann,
der Ohm verschwand.
Im Namen etc.

(s. Schuster S. 306). Hat man eine Eiterbeule am Fufse, so stelle man sich so in ein fliefsendes Wasser, dafs der wehe Fufs im Wasser, der gesunde aber am Ufer sich befinde, und spreche die Formel: „Unser Herr Jesus ging über die Brück', da kam der böse Ohm und bifs ihn in den Fufs. Böser Ohm geh' in den Flufs; Jesus, mein Herr, heil' meinen Fufs!" (aus Mühlbach). Eitrige Geschwüre ist es gut, in einem Pferdeschädel zu baden (aus Girelsau). Interessant ist das Mittel, welches Roth mitteilt: Man nehme eine Trompete, halte sie über das Geschwür und lasse in das Instrument hineinblasen. Der Leidende spreche unterdessen: „Heiliger Blasius, du frommer Knecht, tu mir Recht, erhör' mein Gebet, treib' in den Wald meinen Ohm!" Ist der Leidende eine Mannsperson, so blase ein Weib in die Trompete, und umgekehrt. Nach dem Hersagen des Spruches aber blase die betreffende Person (nicht die leidende), mit der Trompete gegen einen Wald zugekehrt, einige Stöfse. —

Gegen das Gebrech oder Verheifsen. Das gebrêch oder ferheisen — schreibt der 1807 verstorbene Deutsch-Kreuzer Pfarrer Michael Binder — ist nichts

als ein Katarrh oder Brustbeschwerung bei Kindern (siehe Haltrich-Wolff S. 264). Um diese Krankheit zu verhüten, soll man das Kind öfter unter den Rauchfang halten und sprechen:

Gebrêch und gebruch
flieg mit dem rauch in den zug.

Oder man hält das Kind zur Hühnersteige empor und ruft:

Gebrêch und gebrach
flieg mit den Hühnern übers dach.

Dann bete man ein Vaterunser (Roth, vgl. Haltrich-Wolff S. 265). Eine andere Formel lautet:

Hühner-Gekrêch
Nehmt das Gebrêch!

Hat das Kind schon diese Krankheit, so lege man ihm einen in Lammtalg eingetauchten Lappen allabendlich auf die Brust. In der Frühe reifse man jedesmal ein winzig kleines Stückchen vom Lappen herab und werfe es in die Hühnersteige, wobei man zu sprechen hat:

Es waren drei weifse Frauen,
Die gingen morgens im Taue
Und hatten ein Liebesgespräch;
Kam da der Alte mit dem Gebrêch
Und machte sie stumm.
O Alter, Alter, o kumm,
Nimm meines Kindes Gebrêch.
Im Namen Gottes usw.

(Roth.)

Schuster teilt auch ähnliche Formeln mit und bemerkt (S. 493): „Hühner waren Woden und Hel, vielleicht auch anderen Gottheiten heilig. In Märchen und Kinderspielen hat sich Woden selbst in Gestalt eines Hahnes erhalten.“ Ohne mich in diesbezügliche Erörterungen einzulassen, führe ich nur noch ein Mittel an, das ich in Heltau aufgezeichnet habe: Hat das Kind das Gebrech, so reibe man ihm die Brust häufig mit Talg ein und forme am dritten Tage der Einreibung aus einem Teil desselbes Talges eine mensch-

liche Figur und binde dieselbe an den Hals eines Hahnes. Dem davoneilenden Hahne rufe man einige Mal nach:

Alter Mann, alter Mann,
Meines Kindes Gebrêch mitnahm. —

Halsweh bekommt man, wenn man mit Katze oder Hund aus einem Teller ist (vgl. Frischbier S. 64). Um sich vom Halsweh zu befreien, soll man in ein offenes Grab speien oder man uriniere an die Mauer eines jüdischen Tempels und spreche dreimal:

Absolon, mein Absolon,
Nimm mein Halsweh davon.

(Roth.)

Maulwurfshaare zu Pulver verbrannt und mit Honig und weifsem Hundekot vermischt, heilt das heftigste Halsübel (Kronstädter Gegend). Um kleine Kinder vor Diphtheritis zu schützen, hängt man ihnen in der Kokelgegend Beutelchen um den Hals, worin sich die abgeschnittenen Vorderfüfse eines Maulwurfes befinden (vgl. Frischbier S. 65). — Gegen Anschwellung der Halsdrüsen stehle man ein Stückchen Speck, binde es mit einem Fufslappen über Nacht um den Hals und hänge den Verband am nächsten Tage an einen Baum und spreche: „Baum, du hast viele Knoten, nimm mir weg auch meine Knoten“ (Mühlbach), oder man spreche beim Abnehmen dieses Verbandes, den man ins Feuer zu werfen hat, die Worte: „Der Knotenmann hatte sieben Söhne, das Knotenweib hatte sieben Töchter; sie heirateten sich, lebten miteinander, vertrugen sich nicht. Sie schieden voneinander und verschwanden, wie der Speck im Feuer. So mögen im Namen Gottes dem N. N. die Knoten am Halse verschwinden, damit er beim heiligen Abendmahl rein den Leib und das Blut unseres Herrn geniefsen kann. Amen!“ (Vgl. Kupczanko Gr. in der Zeitschr. „Am Ur-Quell“ II, S. 43.) —

Herzklopfen, Herzkrämpfe erhält man, wenn man mit ausgespreizten Armen in der offenen Tür steht

(vgl. Frischbier S. 65). „Trist (du) auf Judengrab oder ungetauftes Kindlein sein Grab, bekomst Herzgramp,“ schreibt Roth. Als Mittel dagegen empfiehlt er: Man lege sich der Länge nach rücklings auf den Rasen, lasse die Körperlänge und Breite am Rasen bezeichnen und dann denselben fingerdick, wo möglich in einem Stück, mit dem Spaten abgraben. Diesen von seiner Stelle gehobenen Rasen werfe man vor Sonnenaufgang in einen Bach und spreche: „Brunnenfrau, Brunnenfrau, nimm mir das Wasser vom Herzen, ich gebe dir, was mir unter dem Herzen lag.“ Es scheint also auch bei den Sachsen wie bei den Magyaren bezüglich der Herzkrämpfe der Glaube zu herrschen, dafs diese dann entstehen, wenn ein Tropfen Wasser oder Blut sich aufs Herz läfst. Im Burzenland glauben die Sächsinnen, dafs eine Schwangere Blut nicht sehen dürfe, denn sie würde dann Herz- und Magenkrämpfe bekommen. „Geht man zwischen den abgesetzten Eimern einer Tracht Wasser hindurch, so bekommt die Trägerin oder der Träger des Wassers den Hartspann = Herzspannung“ (Frischbier S. 66).

Gegen den Bifs des tollen Hundes soll man Mensch oder Vieh neun Tage hindurch spanische Fliegen (Canthariden) eingeben und zwar am ersten eine, am zweiten zwei, am dritten drei usw., am neunten neun, am zehnten acht, am elften sieben usw. Diese spanische Fliegen wickele man jedesmal in einen Zettel und verschlinge sie samt dem Papier. Auf diese Zettel schreibe man: „Heiliger Christoph, hilf meiner Not! Pater, fili, spiritus“ (Roth). Auch heutigen Tages ist diese Formel den Besprechern in der Hermannstädter Gegend bekannt; nur geben sie den von einem tollen Hunde Gebissenen die Canthariden mit gedörrtem Wieselfleisch ein. —

Gegen Hodenanschwellung, Syphilis („schlechte Krankheit, Franzosen“ genannt) gebraucht man innerlich Steinöl, äufserlich Quecksilbereinreibungen. Roths Recept besteht im Folgenden: Der Kranke lege sich auf

eine Totenbahre (Totenbrett) und lasse sich mit Pferdemist[1]), dem Oel beigemengt ist, den Körper einreiben. Dies nehme er an einem Freitag vor, enthalte sich aller Speisen und Getränke und trinke nur Terpentinöl. Vor Sonnenaufgang lege er sich auf die Bahre und erhebe sich davon erst nach Sonnenuntergang; dabei spreche er das „Gebetchen“: „Der heilige Lazarus lag am Kreuzweg, kam da eine schwarze Frau und spie ihn an; ward da wundig sein Leib; kam da eine weifse Frau und küfste ihn; ward da glatt sein Leib. Heiliger Lazarus, bete für mich, damit mich die weifse Frau küsse und mein wundiger Leib glatt werde; im Namen Gottes, des Sohnes und heiligen Geistes also geschehe es! Amen!“ Drei Freitage hindurch hat der Kranke diese Kur vorzunehmen, deren zweiter Teil ein für die Volkskunde bedeutsames Heilverfahren bildet, das mit der Macht des Namens zusammenhängt (vgl. Kristoffer Nyrop, Navnets-Magt, Separatabdr. aus „Mindre Afhandlinger“, herausg. v. d. ph. hist. Ges. in Kopenhagen 1887). Der Kranke mufs nämlich an einem jeden der drei Sonntage während dem Kirchengeläute auf seine Unterhose mit seinem eigenen Blute seinen Namen schreiben („ist dies ain teifflisch Krankhait“ bemerkt hiebei Roth) und diese Unterhose an einen Baum hängen und sie daselbst für immer zurücklassen (s. R. Andree, Ethn. Parallelen und Vergleiche S. 58 über Lappenbäume; und Nyrop Dania 1, 2 ff.); seinen Namen aber darf er während dieser ganzen Kurzeit nicht schreiben[2]). Auch diesbezüglich gilt also der Satz: dafs die Verbindung, welche sich durch Ideenassociation oder Sympathie zwischen verschiedenen Dingen knüpft, obwohl an sich nur subjektiv, für den primitiven Menschen zu einer objektiven und realen geworden ist. —

---

1) Vgl. mein Werk: „Aus dem inneren Leben der Zigeuner“ (Berlin, Felber 1892) S. 25.

2) Vgl. mein Werk: „Aus dem Volksleben der Magyaren“ (München, Huttler 1892) S. 40.

Gegen Impotenz trinke man Wein, in den man .Fischlaich gekocht hat (Burzenland).

Gegen die Kolik (fierich, fîaricht, ferhîszen = Verheifsen genannt) soll man Erde mit Essig wärmen, dieselbe wärmen und in einem Säckchen dem Kranken auf den Bauch legen. Nach seiner Heilung hat der Kranke dies Säckchen in den Erdboden einzugraben und die Formel zu sprechen:

Fierich, fierich, geh' in die Erd'
Zu einem Donnerstein werd';
Beim Teufel seh' das Sonnenlicht,
Wenn seine Grofsmutter dich frifst.

(Roth.)

Nach dem Urteil des sächsischen Volkes fährt bei jedem einschlagenden und nicht zündenden Blitz ein sogenannter Donnerstein dermafsen tief in die Erde, dafs er erst im neunten Jahre nach dem Einschlagen wieder auf der Erde zum Vorschein kommt. „In den Augen des gewöhnlichen Mannes sind die Donnersteine nicht Erzeugnisse von Menschenhand, sie sind ihm Boten des Himmels. Und darum können sie nicht in der Erde Schofs bleiben; als Boten des Lichts rücken sie, nach oben strebend, jedes Jahr eine gewisse Strecke aufwärts" (Haltrich-Wolff S. 269). Eine Formel aus Grossau lautet:

Alte Frau — alte Katz',
Trink dies Gläschen Schnaps!
Bärmutter, lafs dein Gekratz!

(vgl. Ammann a. a. O. S. 206). Oder es streichelt Jemand des Leidenden Unterleib und spricht dabei:

Wehmutter, Bermutter,
Du willst Blut lecken,
Das Herz abstofsen,
Die Gieder recken,
Die Haut strecken!
Darfst es nicht tun,
Du mufst ruhn
Im Namen Gottes!

(aus Kronstadt; vgl. Frischbier S. 70, Nr. 2). —

Gegen Kopfschmerzen. Man lasse sich den Kopf mit Essig einreiben und die Formel sprechen: „Jesus safs auf marmernem Stein, er war traurig und allein. Kam da Maria gegangen, hielt ihren Sohn umfangen. „Ich will dich umgreifen, ich will dein Weh abschleifen, ich will dir büfsen, ich will dich bessern, ich will dein Weh zerschmettern! Vater im Himmel, erhöre mich!“ (Roth; vgl. Schuster S. 308). Gegen Kopfschmerzen soll man in einen Pferdekopf urinieren (Bistritzer Gegend). —

Gegen Krämpfe ritze man sich mit einer neuen Nadel ein Kreuz auf die Brust und rufe: „Du verfluchter Teufelswurm, geh' heim, deine Mutter liegt im Sterben“ (Mühlbach; vgl. Frischbier S. 73). Roth schreibt: „Hat dain Vich oder Mensch di Grämf, so tu auf ein Zedel schreiben: Homines ä jument Sul av bis Domine quaemad modum multiplizicasti mireri cordiam Deus ... Di Zedel gib ein zu essen ...[1])“ —

Gegen starkes Nasenbluten schreibe man auf einen Baum die Buchstaben: u P u L u (Roth; vgl. die Ztschr. „Am Ur-Quell“ II, S. 177). Allgemein bekannt ist das Mittel, dafs man starkes Nasenbluten durch festes Umwickeln des linken kleinen Fingers mit einem Zwirnfaden stillen kann. —

Kommt bei einer Wöchnerin die Nachgeburt nicht zum Vorschein, so soll man die Frau mit einem Stückchen Hasenfell beräuchern. Oder man reibt der Wöchnerin den Leib mit Olivenöl und spricht dabei die Formel:

Bärmutter, du bist leer,
Bärmutter, geh' von her (hier),
Geh' in den schwarzen Berg,
Geh' in den weifsen Berg,

---

[1]) Ist eine Entstellung der Psalmenworte 35, 7—8: homines et jumenta salvabis Domine: quemadmodum multiplicasti misericordiam tuam, Deus ... S. R. Köhler in F. S. Kraufs' Zeitschr. „Am Ur-Quell“ II. S. 27.

Geh' in den kalten Berg,
Geh' in den heifsen Berg,
Bärmutter, geh' von her!

Gegen Ohrenschmerz stecke man ein Blatt vom Donnerkraut (Hauswurz, sempervivum tectorum) ins Ohr und spreche:

Christus fuhr über das Meer,
Da kam der Sturm daher,
Dich Kraut, steckte er ins Ohr
Und war unversehrt!
Im Namen usw.

Gegen die Pest wird in Roth's Handschrift der Rat erteilt, ein kupfernes Täfelchen am blofsen Leibe zu tragen, auf welches man die Worte zu ritzen hat: Wate, du nakte mir nit nahe. Den Leib soll man oft mit Dachsfett einsalben. — Wer diese Wate ist, kann ich nicht bestimmen; was „nakte" (nackte) als Beiwort anbelangt, so verweist es auf den unter siebenbürgischen Völkerschaften allgemein verbreiteten Glauben, dafs die Pest (bezw. Cholera) in der Gestalt eines schwarzen Weibes oder nackten Kindes durchs Land zieht (s. Müller Fr., Sieb. Sagen, S. 37).

Gegen die Rose und den Rotlauf soll man dem Kranken eine getrocknete Fuchszunge an einem roten Bande an den Hals hängen (vgl. die Zeitschr. „Am Ur-Quell" I S. 34) und spreche dabei: „Heute rot, morgen tot, dies ist Gottes heilig Gebot, für mich, für dich, für uns Alle, und auch für dich, Rose. Bis morgen sei du tot! sonst dörre ich dich, mahle ich dich, backe ich dich und gebe ich dich den Hunden zu fressen." Nach drei Tagen gebe man diese Fuchszunge einem Hunde zu fressen (Roth). Eine Formel aus der Hermannstädter Gegend lautet:

Es sitzen drei Jungfern auf einem Marmelstein,
Die eine heifset „Weifse", die andere „Grüne", die dritt' „Röselein".
Sie gingen über die grüne Brück',
Die Rose blieb bei N. N. zurück,

Nun weinen die anderen beiden
Und klagen in ihrem Leiden.
Komm, Rose, ich führ' dich zu ihnen zurück!
Im Namen Gottes usw.

Allgemein bekannt ist auch das Verfahren, dafs man die Rose des Leidenden kreuzweise anhaucht und die Formel sagt:

Die Rose und die Weide[n],
Sie kämpfen und streiten;
Die Weide gewann,
Und die Rose verschwand!

(vgl. Frischbier S. 83; Prahn a. a. O. S. 193). Nachfolgende Formel scheint mir unter magyarischem Einflufs entstanden oder gar aus dem Magyarischen entlehnt zu sein, weil eben von den Magyaren die Rose „Szent Antal tüze" = Feuer des heiligen Antonius genannt wird:

Heiliger Antonius in deinem brennenden Kleid,
Helfe du mir in meinem Leid!
Bei Christi heiligen fünf Wunden
Lafs' mich von deiner Krankheit gesunden.
Im Namen usw.

mit diesen Worten bestreut man allabendlich die kranke Stelle mit feinem Mehl. — Eine andere Formel aus Zeiden lautet: „Ich ging durch einen roten Wald. Und in dem roten Wald fand ich eine rote Kirche. Und in der roten Kirche stand ein roter Altar. Und auf dem roten Altar lag ein rotes Brot. Neben dem roten Brot lag ein rotes Messer. Nimm das rote Messer und schneide das rote Brot. Im Namen Gottes. Nun ist der Rotlauf tot." Hiebei berührt der Kranke mit einem neuen Messer die leidende Körperstelle und sticht dann das Messer einige Mal in den Erdboden, gleichsam als wollte er sein Leid der Erde übergeben" (vgl. die Ztschr. „Am Ur-Quell" I S. 154; „Ztschr. d. Ver. f. Volksk. I. S. 207). —

Gegen den Schôl, weifse Blasen am Munde. Wenn Kinder die School bekommen, führt sie die Mutter entweder

drei Morgen oder morgens, mittags und abends um einen Hollunderstrauch dreimal herum und spricht dreimal:

Hollunderstrauch, du elender Hund,
Mein Kind hat die Schol am Mund.
Nimmst du sie ihm bis morgen nicht weg,
So verreck'! Im Namen etc.

(aus Zeiden; vgl. Haltrich-Wolff S. 267; was den Ausdruck School anbelangt, wäre die im Böhmerwald gebräuchliche Benennung Schål = Drüsengeschwulst damit verwandt; s. Ztschr. d. Ver. f. Volksk." I S. 205). —

Gegen den Schlagflufs wird der vom Schlage Getroffene auf die Erde hingelegt, und die Besprecherin giefst aus der Höhe je einen Wasserstrahl auf sein Haupt, seinen Rücken, seine Beine und Arme und spricht dabei jedesmal:

Der Schlag und der Mord,
Sie gingen an einen dunklen Ort;
Der Schlag und der Mord fiel nieder,
Jesus kommt und hilft uns wieder.

(Aus Grofspold; vgl. Frischbier S. 87.) Ein anderes Mittel besteht aus folgendem Verfahren: Man schreibe mit dem Blute des Kranken auf einen Zettel: „O crux admirabilis," auf den anderen: „evacuatio corporis," auf den dritten „restauratio vigoris" (vgl. Osw. v. Zingerle a. a. O. S. 175); diese drei Zettel lege man auf den gelähmten Körperteil des Kranken und schlage mit einem „groben Linnen" so lange drauf los, bis die Zettel in Stücke zerreifsen; während des Schlagens rufe man beständig die Worte: „Jehovah, grofser Gott, hast Zions Mauern gestürzt, hast den N. N. gestürzt; die Mauern kann man erbauen, den N. N. kannst nur du heilen! Jehovah!" Dies wiederhole man von einem Neumond bis zum andern tagtäglich abends und in der Frühe (Roth). —

Gegen den Schlangenbifs teilt Roth nur eine Formel mit: „Der Leind kam und bifs in die Haut; durch die Haut ins Fleisch; durch das Fleisch ins Blut; durch

das Blut in die Lunge; durch die Lunge ins Herz; durch das Herz in die Lunge; durch die Lunge ins Blut; durch das Blut ins Fleisch; durch das Fleisch in die Haut; durch die Haut in sich selbst, und also verreckte er, der N. N. ward heil durch Christi Gnade! Amen!" (vgl. „Am Ur-Quell" II, S. 75). — Eine Formel aus Klein-Kopisch lautet:

Die Schlange sticht,
Christus spricht;
Christus hat dies gesprochen:
„Diese Schlange hat nicht giftig gestochen!"

vgl. Frischbier S. 88). —

Gegen Sommersprossen. Sieht man im Frühjahr die erste Schwalbe, so soll man sich schnell waschen oder wenigstens, das Waschen nachahmend, das Gesicht mit den Händen reiben und rufen:

Sprossen, Sprossen, Sommersprossen,
Sind in mein Gesicht geschossen!
Schwalbe ist gekommen,
Hat sie weggenommen.

Oefteres Waschen des Gesichtes mit dem Saft der Gurken gilt für ein unfehlbares Mittel; ebenso das Verschlucken von einigen Linsen und zwar täglich auf „nüchternen" Magen. —

Gegen die Trunksucht soll man eine Kröte zu Pulver verbrennen und dies Pulver dem Betreffenden ins Getränk mischen (vgl. „Am Ur-Quell" I, S. 136); oder man brennt Haselnufswurzeln und Kürbifsblüten zu Asche und mischt diese ins Getränk (Kronstadt). —

Gegen Unfruchtbarkeit soll man dem Weibe die getrockneten und zu Pulver geriebenen Genitalien eines Fuchses in Eselsmilch zu trinken geben (vgl. „Am Ur-Quell" I, S. 205). —

Gegen Verrenkung spreche man:

Christus der Herr und der heilige Mathias
Kamen miteinander über die Brück'
Brach das Bein des heiligen Mathias zu Stück!
„Was tuet deinem Bein so weh?"
Mein Bein ist krank, ich bin lahm!
„Nimm Schmeer und Salz
Schmier dein Gebein,
Schmier deine Adern!
Bein an Bein,
Ader an Ader,
Fleisch an Fleisch,
So soll's sein, wie Christus, der Herr
Es haben will! Amen!

(Roth; vgl. Schuster S. 316). Eine Formel aus der Ortschaft Petersdorf lautet:

Jesus kam mit Sct. Peter geritten,
Da haben sich die Teufel gestritten;
Da brach sich Sct. Peter das Bein!
„Wein' nicht, Genosse mein!
Nimm Schmeer und Salz
Schmier dein Gebein,
Schmier dein Fleisch!
Ich hauch' es an mit meinem heilenden Mund,
Und du wirst wieder gesund
Zur Ehre Gottes! Amen!

Eine andere Formel aus Mühlbach lautet:

Hast dein Bein verrenkt,
Christus am Kreuze hängt;
Hat ihm das Hängen nicht geschadet,
Bald der Schmerz dich nicht plaget!

(vgl. Frischbier S. 92, Prahn a. a. O. S. 194). —

Gegen die Wassersucht schneidet man von jedem Nagel der Hand und des Fufses ein Stückchen ab, nimmt dazu einige Haupthaare des Kranken, bindet dies Alles in ein Säckchen und wirft es in ein fliefsendes Wasser, wobei man spricht: „Nimm meine Krankheit mit, lieber Christ, darum ich bitt'!" (Mediascher Gegend; vgl. „Am Ur-Quell" I, S. 19). — Wachholderbeeren mit pulverisierten Krebs-

schalen gekocht, soll man dem Kranken eingeben, den Urin desselben aber stets in fliefsendes Wasser giefsen und dabei sprechen: „Christus fuhr mit Petrus übers Meer, versanken im Wasser beide; kam ein grofser Fisch, verschlang das grofse Wasser und beide waren heil! Kleiner Fisch, komm und verschling' dies kleine Wässerlein und mache den N. N. heil! Im Namen Gottes usw.!" (Roth). —

Gegen die Warzen. Will man sich die Warzen vertreiben, so reibe man sie mit Brotteig ein und werfe denselben rücklings in den glühenden Backofen (vgl. „Am Ur-Quell" I, S. 34). Man blickt den Neumond an, und die Warze streichelnd spreche man: „Was ich sehe, soll zunehmen; was ich fühle, soll abnehmen!" Oder man nimmt ein Gliedstroh, bestreicht damit kreuzweise die Warze, vergräbt dann das Stroh unter die Dachtraufe, und wenn das Stroh verfault ist, verschwinden auch die Warzen. In einen Zwirnfaden werden so viele Knoten gebunden, als Warzen vorhanden sind, indem man über jeder Warze eine Schlinge zuzieht; den Faden vergrabe man unter die Dachtraufe. Sieht man einen Schimmel, so streichele man die Warzen und rufe: „Schimmel, nimm sie mit, ich brauch' sie nicht!" (vgl. H. Volksmann in der Zeitschr. „Am Ur-Quell" III, S. 229). Oder man reibt die Warzen mit Brotteig und gibt diesen den Hühnern zu fressen, indem man spricht: „Frefst, meine Warzen versteckt, aber nicht verreckt!" Es heifst nämlich, wenn man sich im Trinkwasser der Hühner wäscht, so bekommt man Warzen (vgl. F. S. Kraufs, Katzensporn in der Ztschr. „Am Ur-Quell" III Bd. 1892). —

Gegen Würmer. Einen grofsen Teil der Krankheiten schreibt auch der siebenbürgisch-sächsische Volksglauben den Würmern zu. Man gibt den Kindern eine Abendmahlhostie zu essen und spricht dabei:

Jerusalem, du heilige Stadt,
Darinnen Jesus gekreuzigt ward;
Er vergofs für uns sein heilig Blut,
Das ist auch für Würmer gut!

(Roth; vgl. Prahn a. a. O. S. 195.) In Grofsau spricht man den Segen: „Hiob lag auf dem Mist, kam da Jesus Christ. Hiob sprach: Gott hat mich vergessen, die bösen Würmer wollen mich fressen! Jesus sprach: Sie seien alle tot, ob schwarz, ob weifs, ob rot. Im Namen Gottes, Amen!“ Oder man vergräbt den Auswurf der betreffenden Person oder des Tieres unter einen Hollunderstrauch und spricht dabei:

N. N. hat ein grofses Kreuz,
Würmer fressen ihm Blut und Schweifs!
O, du lieber Jesus Christ,
Der du im Himmel bist!
Hast dem Lazarus geholfen im Leid,
Sei dem N. N. zur Hilfe bereit!

(Aus Neppendorf.) —

Gegen Zahnschmerzen. Roth führt folgende Formel an: „Herr Petrus safs auf einem Stein und hielt sich die Backe in der Hand. Kam da Maria und fragte ihn: »Petrus, was tuet dir weh?« — »O Mutter Gottes, der Wurm grabt in meinem Zahn!« — Sprach da Maria lieb: »Wurm, ich beschwöre dich bei Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiligen Geist, du sollst von hinnen weichen und dem Petrus und dem N. N. im Zahne nicht graben! Dies ist mein Wille! Amen!“ (vgl. Zingerle a. a. O., S. 175); dabei soll man — fügt Roth hinzu — „ain neu Nagel in ain Baum schlagen, hilft sicher.“ — Um von anhaltenden Zahnschmerzen für immer frei zu werden, beifse man während dem Geläute in den Strang der Kirchenglocken und spreche:

Die frei Messen sind gesungen,
Die Glocken haben geklungen,
Das Evangelium ist gelesen,
Der Wurm in meinen Zähnen soll verwesen.

(Roth; vgl. Schuster S. 301, Nr. 153; Frischbier S. 101.) — Bei Neumond spreche man, den Zahn anpackend: „Tu ich dich Mond wieder ansehn, Soll mein

Zahnweh vergehn!" d. h. bis ich morgen dich wiedersehe, soll mein Zahnschmerz vergangen sein. — Man bohre ein Loch in einen Baum, stelle sich hin, kaue mit dem wehen Zahn ein Brotstück, die Hälfte schlucke man, die andere Hälfte aber speie man ins Bohrloch und spreche: „Baum, ich gebe dir die Hälfte von dem, was ich habe; nimm mir ab den ganzen Schmerz und führe ihn zur Erde nieder!" (Aus Agnethlen.) —

Gegen allerlei Krankheit teilt Roth auch noch ein „Gebetchen" mit, das er — wie ich mich recht lebhaft zurückerinnere — oft und oft herzumurmeln pflegte. Der Segen lautet: „Herr im Himmel mit deinen zwölf Aposteln, blick' gnädig auf mich herab. Kommt eine Krankheit von rechts, so sende sie in die untere Hölle; kommt sie links, sende sie in die mittlere Hölle; kommt sie von vorne, schicke sie in die oberste Hölle; kommt sie von rückwärts aber, so schicke sie in die allertiefste Hölle! Nicht laſs' sie sich auf meinen schwachen Rücken setzen! Im Namen deines Willens! Amen!" dabei ist dreimal auszuspeien — fügt er in der Handschrift dem Gebete bei. Solche Gebete sind in den meisten sächsischen Dörfern Siebenbürgens unter den Bewohnern allgemein bekannt; es sind einfache, volkstümliche Gebete, die jeder in welcher Drangsal immer hersagt, im Glauben, dadurch das bevorstehende Leid und Unglück abzuwenden oder das bereits eingetroffene entfernen zu können.

Auch diese hier mitgeteilten Segen zeigen, daſs die ältesten, schönsten Segen bei allen Völkern in Gebete überlaufen, welche bei Opfern hergesagt wurden. „Die ältesten Segen des deutschen Volkes," schreibt J. J. Ammann, „reichen mindestens in jene Zeiten zurück, in denen das Volk noch gläubig an seiner Naturreligion und den selbstgeschaffenen Göttern hing. Vielleicht sind die alten Segensformeln vielfach nichts anderes als zu Formeln erstarrte Gebete aus heidnischer Zeit. Mit dem Christentum treten dann für die heidnischen Gottheiten Gott, Christus, Maria,

die Apostel und die Heiligen ein. Ja, wir bemerken, daſs selbst bis ins 18. Jahrhundert herauf die Verbreitung der Segen und das Vertrauen auf die wunderbaren Heilsprüche im Volke noch allgemein anhält. In eben diesem Maſse vollzieht sich aber auch eine Wandlung in Form und Inhalt. Die Segen werden, obwohl sie sich auch in gereimten Sprüchen mündlich und schriftlich fortpflanzten, besonders in prosaischer Form weiter ausgesponnen. Waren sie früher für einzelne gegenwärtige oder vorauszusehende Uebel eingerichtet, so werden nun Segensformeln gebildet, die gleich für alles Mögliche Hilfe und Rettung versprechen. Indessen haben sie sich in der Form von den alten Segen noch nicht ganz losgemacht, sie sind durch Zusätze vermehrt und in ihrer Wirksamkeit verallgemeinert worden. Zuletzt endlich sehen wir sie, ihrer alten Wunderkraft beraubt und des geheimnisvollen Aeuſsern vielfach entkleidet, in der religiösen Anschauung des Volkes aufgehen. Der alte geheimnisvolle Formelkram ist in den gewöhnlichen Haussegen, die wir in jedem Hause auf dem Lande (auch bei den Siebenbürger Sachsen) finden, bereits verblaſst. Der Aber- und Ueberglaube ist verschwunden, der christliche Haussegen macht Anspruch auf einen werktätigen Glauben. So scheinen denn die Segen in ihrer Entwicklung aus reiner religiöser Anschauung entsprungen und mit Uebertragung auf die christliche Religion wieder zu ebenso reiner religiöser Anschauung zurückgekehrt zu sein.“ Deutlich zeigen uns dies auch die hier mitgeteilten Segen und Heilsprüche des sächsischen Volkes in Siebenbürgen.

* * *

Haben wir im Vorhergehenden die Segensformeln und Heilsprüche für gegenwärtiges Uebel mitgeteilt, so müssen wir nun einer Reihe solcher Segen gedenken, die gegen kommendes Leid und Uebel gerichtet sind, die angewendet werden, um einer etwanigen Gefahr zu entgehen, einem

wahrscheinlich eintreffenden Unheil vorzubeugen. Solche Segen sind dem Volksbewufstsein der Siebenbürger Sachsen bereits zum gröfsten Teil entschwunden und sind auf uns nur aus alten Handschriften gekommen. Im Volke haben sich nur noch der Hofbann, Reisesegen, Formeln gegen den Feind, Neid und das Wetter erhalten.

Um ein neuerrichtetes Gebäude gegen die Macht der Feinde und Elemente zu schützen, läfst der Erbauer durch einen Besprecher heimlich einen Pferdekopf in den Grund des Gebäudes vergraben und ein Gebet, den „Hofbann" sprechen. Aus dem Burzenlande stammt folgender Hofbann:

Jesus ritt in Jerusalem allein,
Schmiefsen ihn Judenkinder mit Stein [en].
Sprach der Herr: „Wie tu' ich euch ein Leid,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Aber eure Freud' wird aufhören,
Man wird eure Stadt zerstören!"
Herr Jesus, der du im Himmel bist,
Du mein lieber guter Christ,
Wolle dies Gebäu nicht zerstören,
Wolle alle Bösen beschwören,
Zu diesem Gebäu komme nicht her,
Die Satansbrut übers feurige Meer;
Nicht nah' her ein Feind mit Feuer und Schwert,
Nicht komm' her Hexenbrut und Satansknecht
Schlagendes Feuer (Blitz) reit' in die Erd',
Komme nicht her Krankheit und Pest,
Sie sollen reiten in den grünen Wald,
Dort büfsen und sich bessern,
Dort fliefsen drei Brünnlein der Gnad',
Dort sollen sie sitzen bis zum jüngsten Tag!
Dies Gebäu umspanne Christi Blut,
Damit es wie Christus in Marias Armen,
Sicher und feste ruht!
Das wolle Gott, der Herr bewirken
Von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!

Dies wird je dreimal an den vier Ecken des Gebäudes gesprochen. Aus Heltau teilte mir Herr Apotheker Chr. Wotsch folgenden „Hofbann" mit:

Vier heilige Jungfrauen sollen kommen,
Von den reinen und frommen,
Die sollen von den vier Enden
Pest, Unglück, Feuer wenden!
In des allmächtigen Hand
Soll ruhen in Ewigkeit dies Land (der Grund)!
Der liebe Jesus Christus auf dem Dach
Schütz' dies Gebäu Tag und Nacht!
Dann (mögen) kommen die Bösen aus grünen Wäldern,
Aus dürren Feldern, aus kalten Brunnen,
Aus heifsen Steinen, wir fürchten uns nicht!
Eine feste Burg ist unser Gott,
Christus ist unser Schutz und Nutz!
Im Namen usw.

Aus dem Nösnergelände erhielt ich durch Herrn Feldwebel K. Olescher folgenden kurzen, aber wichtigen „Hofbann“:

Die drei Mareien sollen spinnen aus Seide
Ein festes Seil gen jedes Leide;
Gott soll bauen ein gut Mauer
Gen Krankheit, Tod und Trauer.
Christus wohne in diesem Haus,
Und treibe die Teufel daraus!

Die drei Mareien sind wohl die drei germanischen Schicksalsspinnerinnen (s. Abschn. IV).

Ein merkwürdiger „Hofbann“ steht bei Roth: „Hast du ain neu Gebäu erbauvet, so spuck auf die vier Enden (Ecken) des Gebäus, sprich dies Gebetchen bai jedem End und dann küfs das End und geh dann zum zweiten End, tu so, geh zum dritten End, tu auch so, und baim vierten End tu auch so. Dann ponir (entleere dich) vor die Gebäusait, die gen Sonnenuntergang liegt . . .“ Der Hofbann selbst, den man bei den vier Ecken zu sprechen hat, lautet: „Dies Gebäu ist erbaut aus grünem Holz aus grünem Wald; aus weifsem Stein aus weifsem Gestein; aus schwarzer Erd aus schwarzer Erd; aus kaltem Wasser aus kaltem Brunnen! Krankheit aus grünem Wald, komm' nicht her, hast Holz noch genug; Wehfrau aus weifsem Gestein, komm' nicht her, hast Steine noch genug; Teufel aus schwarzer Erd',

komm' nicht her, hast Erd' noch genug! Brunnenfrau, komm' nicht her, hast Wasser noch genug; die Toten lafs' ruhn, die Lebendigen verschon vor Wassernot, Feuergefahr, Hungertod, Blitzesstrahl; schick' ihnen Kinderchen, die weiterbauen, dich loben und gen Himmel zu Christus, den Herrn selig schauen! Im Namen usw. Amen!"

Die Worte „schick' ihnen Kinderchen" bezieht sich wohl auf den nunmehr entschwundenen Volksglauben, dafs die Kinder vor ihrer Geburt in Gewässern, bei der Brunnenfrau leben (s. Abschnitt IV). Nach der Entleerung spreche man:

Beschütz' das Gebäu vor Dieb und Feind,
Schlag ihn ums Maul, der mir greint!

An dieser Stelle mufs ich bemerken, dafs die meisten siebenbürgischen Völkerschaften für grumus merdae auch den Ausdruck Hirte gebrauchen und bei ihnen der Glaube herrscht, dafs so lange der »Haufen«, welchen der Dieb auf dem Schauplatz seiner Tätigkeit errichtet, warm ist, er vor jeder Störung gesichert bleibt. In Siebenbürgen findet man dergleichen »Haufen« in Gebäuden, die von Dieben erbrochen und geplündert werden, gar häufig vor[1]). Der rumänische Ausdruck Csobán (Hirte) scheint auch auf diesen allgemein verbreiteten Glauben hinzuspielen (vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 353). Die Kinder der südungarischen Zeltzigeuner singen während der Entleerung eines ihrer Genossen das Lied:

Ushci, ushci, ushci cik,	Dr . . ., o Dr., o wache, wach'!
Kiyá Petru já tu sik!	Lauf dem [Peter], lauf ihm nach!
Tu sal feris, ushci tu,	Bist ein Hirte, stehe auf
Já tu, já tu, já, já, já!	Und dann laufe, lauf, lauf'!
Petres laces cumidá,	Küfs den Peter auf den Mund,
Nasvales hin: sástyárá!	Ist er krank; mach' ihn gesund![2])

[1]) S. meine Zauber- und Besprechungsformeln der siebenb. und südungar. Zigeuner" (Verl. d. „Eth. Mitteil. aus Ung." Budapest 1888) S. 33.

[2]) S. meine „Volksdicht. d. sieb. und südung. Zigeuner" (Wien, Gräser) S. 94.

Jungen Hunden wird gleich nach der Geburt die Schnauze mit Menschenkot eingerieben, um sie „wachsam und treu zu machen." —

Ein Reisesegen aus der Hermannstädter Gegend, den die dortigen Fuhrleute zu beten pflegen, lautet:

Jetzt tret' ich über meine Schwelle,
Herr Jesus sei mein Wegselle!
Lafs alle meine Feinde ruhn,
Steh' mir bei in allem Tun,
Zu Wasser und zu Land,
Sei meine starke Hand!
Im Wald vor Geistern und Räubern,
Im (ebnen) Land vor Schleichern,
Am Tag vor Unsichtbaren (?),
Des Nachts vor Teufeln,
Allzeit bis in die Ewigkeit,
Behüt mein Blut und Fleisch. Amen!

(Vom Fuhrmann Andreas Wohnert.)

Ein anderer Reisesegen, den vor Jahren die Kronstädter Tschismenmachergesellen mit auf ihre Wanderschaft nahmen, lautet:

Der Herr im Himmel
Und ich auf der Erd' —
Er mache mich seiner
Und Christi wert!
Geh' wieder heint (heut) auf Wanderfahrt,
Hab' Schutz und Segen bei mir gepaart!
Mein erstes ist Gott der Vater,
Mein zweites ist Gott der Sohn,
Mein drittes ist der heilige Geist,
Der mit mir reist,
Mir meine Wege weist.
Ich trete über fremde Schwellen,
Jesus, Maria, Josef, die heiligen drei Könige
Kasper, Melchior, Balthasar,
Seid meine Wandergesellen;
Die wollen mich im fremden Land
Bewahren mit starker Hand,
Mich führen zu aller Zeit
Zu Glück, Freud', Brot und Seligkeit. Amen.

(Auf einem Procefsakt der Kronstädter Tschismenmacherzunft contra G. Orendi aus dem Jahre 1836; vgl. Ammann a. a. O. S. 308.) —

Gegen einen Feind. „Siehst du deinen Faind," schreibt Roth, „sprich in dir heimblich:

Das Gute in mir,
Das Böse in dir,
Gott, der Vater über uns beiden,
Er wolle gnädig uns im Guten scheiden!

oder man spreche:

Der Teufel zeigte dem Gottessohn
Die schöne Stadt Babylon;
Christus stiefs ihn vom Kirchenturm;
So wolle Gott dich von mir stofsen,
Du elendiger Höllenwurm!
Nicht frifst du mir Mark und Bein,
Gott mufs beim Gerechten sein! Amen!

In Kelling spricht man:

Kannst kommen und kannst gehen,
Drei Schlösser um mich gehen,
Das eine ist Gott der Vater,
Das andre der Sohn,
Das dritte ist der heilige Geist,
Die beschützen mein Gut und Blut!
Spinnen um mich einen roten Faden,
Dafs du mir nicht kannst schaden!

(Marie Klusch.)

(Zum Eingang vgl. Schuster S. 290.) Unter „rotem Faden" ist wohl das Glücksseil, Glücksstriemchen, zu verstehen (s. Abschnitt IV). Kinder, die mit einem roten Striemchen am Halse auf die Welt kommen, werden vom Glück besonders begünstigt. —

Seine Gebäude gegen Gewitter und Feuer zu schützen, ist eine der Hauptsorgen des Landmannes. Ein Gebäude, auf dem ein Storch oder an dem eine Schwalbe nistet, ist vor dem Blitz gesichert. Um ein Gebäude vor dem Blitz zu sichern, pflanze man auf das Dach das Donnerkraut (sempervivum tectorum) und grabe in den

Grund desselben Schwalbenfedern ein, die man in Zettel wickelt, auf die man die Worte schreibt: Pax, Lux, Nox in manu Dei (Roth). „Viele glauben, man könne die Feuersbrunst im Fortschreiten hindern, wenn man kleine Stückchen von einem solchen Brote, das im Ofen vergessen ward, neben die Häuser lege, die noch nicht brennen. Das Umsichgreifen einer Feuersbrunst kann man verhüten, wenn man auf das Dach des Nachbargebäudes ein Brot aufsteckt. In Grofs-Schenk soll das mit Erfolg getan worden sein am 24. April 1869 ... In Stolzenburg tut es das Brot allein nicht, man mufs zu diesem noch ein wenig Salz geben. Das Feuer greift nicht weiter, wenn ein Pfarrer im Ornate dreimal um die Brandstätte reitet. Bei einem Brande in der Schäfsburger Schafsgasse ist das vor nicht gar zu langer Zeit versucht worden ... In Bulkesch glaubt man dem Fortschreiten der Feuersbrunst dadurch begegnen zu können, dafs man in dem Rauchfange des Hauses, das dem Feuer zunächst steht, aber noch nicht brennt, ein Sieb dreht" (Haltrich-Wolff S. 310). Das durch Blitz entstandene Feuer kann man nur durch Milch oder Erde löschen.

Manche glauben, dafs, wenn man „Donnersteine" (Belemniten, s. S. 98) in das Gebäude einmauere, dasselbe vor dem Blitzschlag gesichert sei. Bricht Feuer aus, so stelle man sich „dem Wind entgegen" und spreche dreimal:

Sanct Martin mit deinem Feuerbrand,
Sanct Johannes mit deiner Wasserkuff,
Komm uns zu Hilf, Amen! (Roth.)

Oder es soll eine „reine Jungfrau" um die Brandstätte herumlaufen und sprechen:

Maria ging übers Land,
Traf sie wilden Brand!
„Brand, ich büfse (beschwöre) dich mit meiner heiligen Hand!
Geh' zurück in den wild Wald,
Geh' zurück in den Brunnen kalt,
Geh' in die Wolken,
Die dich erzogen!"
Im Namen Gottes usw. Amen! (Roth.)

In früheren Zeiten schrieb man sich sogar zigeunerische Formeln gegen Feuersbrunst auf und hob das Schriftstück sorgfältig auf, um es bei Gelegenheit in das brennende Gebäude zu werfen, dadurch das Weitergreifen des Feuers zu verhindern. Ein solches Schriftstück existierte von 1791 bis auf den heutigen Tag in der sächsischen Familie Gottschlig in Großschenk und gelangte durch Herrn Wilhelm Goos nach geradezu hundert Jahren in meinen Besitz. Ich gebe es hier wieder in genauem Nachdruck mit allen seinen Fehlern:

* * *

Herr Prandt die Zigunen sprechent also zu dir: Mariake alas rako, — o rako gelas kija Jerusalem tebi bolda lesmarde. — Jag amentut maren, na astu an droker, ava tumansa an droschero. Man gavtut an dro navo devleske ro, an dro navo bengeske ro, an dro navo urme gre.

al drej Jar nimb dies in dei Hand und lies es. Beym Prandt wirfs in das Fewer.

Großschenken, anno 1791 die 19 septembris.

Gott beschütz mei Gebäu.

Selbstverständlich hat der Schreiber dieser Formel gar oft zwei Worte zusammengeschrieben, überhaupt manches verschrieben. Die Formel soll richtig geschrieben lauten: Mariake avlas raklo, — o raklo gelyas kiya Yerusalem te bibolda les marde. — Yak amen tut maren, na ac tu andro ker, ava tu mansa andro cero. Mangav tut andro navo devleskero, andro navo bengeskero, andro navo Urmengre . . . [1])

In genauer Uebersetzung lautet die Formel: Maria hatte (einen) Sohn, — der Sohn ist gegangen nach Jerusalem und die Juden ihn geschlagen haben. Feuer, wir dich

[1]) Siehe mein Werk: „Aus dem inneren Leben der Zigeuner" S. 179.

(auch) schlagen; nicht sei im Hause, komme du mit mir (d. h. mir, dem Zettel, der eben in den Brand geworfen wird) in den Himmel (= als Rauch). (Ich) bitte dich im Namen Gottes, im Namen des Teufels, im Namen der Urmen (Schicksalsfeen)[1]. —

Der Neid wendet sich nicht nur gegen Leben und Gesundheit des Menschen, sondern auch gegen seinen Hausstand, sein Vieh, seine Gebäude u. dgl. Am Morgen soll man daher beim Uebertreten der Schwelle dreimal ausspucken und den Spruch hermurmeln:

Erstens für Neid,
Zweitens für böse Leut,
Drittens für Krankheit nah und weit
Im Namen Gottes usw. Amen!

(aus der Mediascher Gegend; vgl. Ammann a. a. O. S. 311). Oder man spreche:

Jeder, den ich seh',
Tu mir kein Weh;
Alles, was ich seh',
Rechter Wege geh'!
Im Namen Gottes, des Herrn des Himmels und
der Erde, also Alles geschehe! Amen!

(aus Klein-Kopisch). Oder man spreche: „Neid schadet neunmal; nein, nur achtmal; nein, nur siebenmal; nein, nur sechsmal; nein, nur fünfmal; nein, nur viermal; nein, nur dreimal; nein, nur zweimal; nein, nur einmal; nein, er schadet keinmal, denn der heilige Georg durchsticht ihn mit der Lanze im Namen des ewigen Vaters! Amen! (aus Agnethlen). Ein anderer Spruch gegen Neid, den man bei Kindern anzuwenden pflegt und der sich auf die Nornen zu beziehen scheint, lautet:

---

[1]) Siehe mein Werk: „Volksgl. u. rel Brauch d. Zig." (Münster 1891, Aschendorff) S. 1 ff.

Drei Frauen wir zu dir laden,
Sollen dich am Arm tragen,
Sollen dir spinnen und weben,
Den Neidern Krankheit geben,
Dir Gesundheit schenken
Und ewiges Leben. Amen!

Verwandt mit den Formeln gegen Neid sind die Diebssegen. „Gewöhnlich geschieht das Segnen, was man auch »versprechen« oder »binden« heifst, um 12 Uhr in der Nacht oder vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, oder zu allen diesen Zeiten nacheinander. Manche dieser Sprüche dürfen nur von einer Frau auf einen Mann und von diesem wieder auf eine Frau insgeheim übertragen werden, wenn sie ihre Wirksamkeit nicht verlieren sollen. In dem von Teutsch im Vereinsarchiv N. F. 3, 1 ff. auszugsweise veröffentlichten Visitationsprotokolle heifst es unter anderm S. 30: De pastore (in Schönau) fassa est quaedam mulier Seydensis, quod ab illo didicerit formulam incantationis pro assecuratione curiae contra fures nocturnos, punitur fl. 5“ (s. Haltrich-Wolff S. 274). Roth teilt folgende Diebssegen mit:

Man nehme eine schwarze Katze, binde ihr die vier Füfse zusammen und mache ein Feuer um sie herum an. Die Katze wird ihr „Wasser fliefsen lassen“, und in diesen Urin tauche man eine Rabenfeder ein, bestreiche damit Tür und Schlofs und spreche:

Maria ging in den grünen Garten,
Drei Englein das Jesukindlein warten,
Der eine heifst Michael, der andere Gabriel, der dritte Zachariel;
Kamen da drei Diebe, wollten Jesum stehlen.
Sprach da Michael zu Gabriel:
Nicht lafs' sie weitergehen!
Bind' sie mit des Evangeliums Wort,
Sollen sich nicht rühren vom Ort;
Sollen die Sterne zählen am Himmel,
Den Sand auf der Erd',
Bis ich sie lösen werd' durch Gottes Wort. Amen!

(vgl. Frischbier S. 113). Ein zweiter Segen, den er mitteilt, lautet:

Dieb, ich bind' dich mit Gottes Wort,
Nicht rühr' dich von diesem Ort,
Werde starr wie Lothens Weib,
Zu Asche werde dein sündiger Leib,
Bleibst du nicht hier stehn,
Bis dich meine Augen ansehn.
Im Namen usw. Amen!

Dabei geht man um die Sache, die man »binden« will, dreimal herum. „Nun kann der Dieb zwar in den umgangenen Kreis hinein-, aber nicht mehr aus ihm herausgehen. Daher mufs man sich noch vor Aufgang der Sonne am folgenden Morgen hinbegeben und, falls der Dieb da ist, denselben anstofsen und heimlich bei sich sprechen: „Geh' hin in Teufels Namen!" Denn wenn der Dieb an dem versprochenen Ort von der Sonne beschienen wird, so mufs er in Staub zerfallen" (s. Haltrich-Wolff S. 274). Ferner schreibt Roth: „Vergrap diesen Zedel unter die Türschwell, kann kain Dieb rüberkommen." Der zu vergrabende Zettel wird mit folgenden Worten beschrieben: „Dieb, ich binde dich mit drei Ketten; die erste ist Gottes Wort, das er uns gab auf dem Sinai; die zweite ist Christi Blut, das er vergofs auf Golgatha; die dritte ist der grüne Rît (Fieber), das dich schütteln soll, wenn du herkommst, dafs du hierbleibst, bis ich dich löse von Gottes Wort, von Christi Blut, von grünen Rîtes Kraft, im Namen Gottes. Amen."

Deutlich zeigt sich auch hier die Verschmelzung von christlichen und heidnischen Elementen. Der Rît (= das Fieber) weist mit seinem Beiwort „grün" auf den Wald und Baum hin und liefert eben auch einen Beweis dafür, dafs die Krankheitsgeister ursprünglich Wald- und Baumgeister waren. —

Um das gestohlene Gut wiederzubekommen, verschaffe man sich eine Hostie, lege dieselbe auf etwas vom gestohlenen Gute und steche mit einer Nadel in die Hostie.

Beim ersten Stich sagt man: „Dieb, ich steche dein Gehirn; du sollst deinen Verstand verlier'n!“ Beim zweiten Stich sagt man: „Dieb, ich steche deine Hände, damit ich dich zum Guten wende!“ Beim dritten Stich wird gesagt: „Dieb, ich steche in deine Füſsen, damit sie erlahmen müssen!“ Beim vierten und letzten Stich sagt man: „Dieb, ich steche in dein Herz, du sterbest in Qual, Elend, Not und Schmerz!“ Will der Dieb nicht sterben, so bringt er das gestohlene Gut zurück (Hermannstädter Gegend). —

* * *

Wir gehen nun zu den Verwahrungsmitteln über, die sich auf die Haustiere beziehen.

Schon der Deutsch-Kreuzer Pfarrer Michael Binder hat dieselben in einer Handschrift zusammengestellt (siehe Haltrich-Wolff S. 276). Er schreibt: „Die mehrsten Vorurteile, die sich hiebei unter dem gemeinen Volke äuſsern, betreffen die Kühe und ihre Milch. Denn öfters geschieht es, daſs sie die Milch sehr hart und mit Mühe von sich geben. Alsdann ist die Kuh von den Hexen schon gemolken worden, oder die Milch ist mit etwas Blut untermischt, und dann ist sie ganz verhext.

Verwahrungsmittel sind: 1. Wenn die Kühe zum erstenmal auf die Weide getrieben werden, so legt man die Pflugeisen oder auch die Ofenrute ins Tor, damit die Kühe darüber weg gehen. 2. Man schlägt die Kuh beim ersten Austreiben mit einer Ofenrute kreuzweise über den Rücken (vgl. Mannhardt, Die Götter der deutschen u. nordischen Völker S. 63). 3. Man nimmt in der Frühe, fährt Binder fort, noch ehe die Kühe zum erstenmale ausgetrieben werden, drei Eier und wirft ein jedes davon auf einen besonderen Kreuzweg. 4. Man steckt in den Stall über die Kuh etliche Sprossen von Hagebutten (kaipendörn), davon auch die Hirten beim ersten Austreiben eine Rute zu haben pflegen, und welche Kuh nun damit berührt wird, die soll

das Jahr vor den Hexen gesichert sein. 5. Wenn die Kuh ihr Kalb zur Welt bringt, so nimmt man einen Nagel von Birkenholz und schlägt ihn an denjenigen Ort oder auf die Stelle, auf welche das Kalb gefallen, so tief in die Erde, dafs er nicht gesehen wird. 6. Man läfst die Milch gebenden Kühe alle an einem Stückel Salz lecken und vergräbt sodann solches ungesehen unter das Gemeindetor, damit die ganze Kuhherde drüber gehe, sodann kann man die Menge Butter machen.“

Kauft man eine Kuh, schreibt Roth, so soll ihr die Hausfrau das erste Futter aus ihrer Schürze geben und sprechen: „Der heilige Sylvester stand vor dem Tor, krochen unter der Brück’ die Hexen hervor! Hexen, ihr sollt weichen von diesem Tier; Krankheit bleibe daheim; Neid, mach’ ihm kein Leid, im Namen Gottes! Amen!“ Den ersten Urin der Kuh soll man auffangen und ins Feuer giefsen; dadurch verbrennt man alles Böse, das die neue Kuh mitgebracht hat. Wenn die Kuh beim Melken nicht stehen will, so prügelt man sie mit umgekehrten Besen. Diese Schläge spürt die Hexe und verschont von nun an die Kuh. Harnt die Kuh beim Melken, so fängt man ihren Harn in einen Frauenschuh auf und hängt ihn in den Rauchfang, wobei man spricht: „Der Neid soll Kohle werden, die Krankheit soll Asche werden, die Bösen sollen Rauch werden, damit Friede sei im Himmel und auf Erden! Amen!“ Nach drei Tagen verbrennt man den Schuh und streut die Asche in fliefsendes Wasser (Roth). Um das Kalben der Kuh zu erleichtern, zerlegt man eine Axt und legt den Stiel auf die eine, das Beil selbst auf die andere Seite der Kuh und spricht: „Heilige Anna, über diesen Leib spreit’ deinen Mantel; aus dem Leibe treib’ die Frucht; zwei sind bei einand’, teil’ sie in zwei mit deiner seligen Hand! Amen!“ (Aus Grossau, Schárkány.)

Um Pferde vor Krankheit, Neid und Hexen zu wahren, heftet man an Zaum und Halfter ein Stückchen rotes Tuch, oder hängt im Stalle ein Säckchen mit Knoblauch auf, oder

malt an die Stalltüre ein Hufeisen. Um störrige Pferde zu zähmen, schlage man sie mit einer Rute, deren Spitze verkohlt ist, kreuzweise über den Rücken und spreche die Worte: „Der heilige Elias gebot seinen Pferden: Stehet stille, das ist Gottes Wille! Und die Pferde standen still! Ich gebiete dir im Namen des heiligen Elias, du stehest, wann ich will; du gehest, wann ich will; ich bin dein Herr, und du sollst keinen anderen Herrn haben aufser mir! Amen!“ (Roth). Bestreicht man sie mit der Hand eines Gehenkten, so bleiben sie immer fett und munter. „Die Talmescher treiben alle Jahre einmal um die mitternächtige Stunde mit lautem Geschrei und Peitschenknall die Schweineherde zum Dorfe hinaus auf einen bestimmten Platz. Dort wird die Herde von den nackten Hirten (früher von alten nackten Weibern) dreimal im Kreise umsprungen und dann bis zum grauenden Morgen draufsen gehalten. Hierdurch, so glaubt man, sollen alle Gefährlichkeiten von den Schweinen und den Teilnehmern am Spektakel für das betreffende Jahr abgewendet werden. Soll eine Kuh, glaubt man ziemlich allgemein, zum erstenmal kalben, so mufs eine nackte Frau um dieselbe herumgehen, ihr Hemd über den Rücken der Kuh hinübergeben und unter dem Bauche wieder hervorziehen“ (Haltrich-Wolff S. 280).

Schwärmen die Bienen, so soll man ihnen den blanken Hintern zeigen, und der Schwarm wird sich in der Nähe niederlassen; oder man ziehe sich das Hemd rasch aus und blicke dem Schwarm durch den Aermel nach (Roth; vgl. F. S. Kraufs in seiner Zeitschr. „Am Ur-Quell“ III S. 97). Einen einzigen Bienensegen teilt Roth mit, der um so bedeutungsvoller ist, weil er darunter die Worte gesetzt hat: „von main selig Vater erlernt“. Der Segen, den man beim ersten Ausflug der Bienen im Frühjahr zu sprechen hat, lautet:

In nomine patris, filii und aller sanctorum!
Maria gen Sonnenaufgang hebt die rechte Hand,
Maria gen Sonnenuntergang hebt ihre linke Hand,

Damit ihr teure Bienen sollet fliegen,
Damit ihr viel Honig sollet kriegen,
Honig fürs Jesukindlein,
Wachs für den heiligen Altar,
Deshalb beschützt euch die heilige Margaret.
Im Namen Gottes, des Vaters! Amen!

Ein anderer Bienensegen ist mir aus Mühlbach und Agnethlen bekannt. Beim ersten Ausflug der Bienen im Frühjahr lasse man dieselben durch eine Wolfskehle und über den Hausschlüssel fliegen, dann werden sie arbeitsam, und keine fremden Bienen werden den Stock des Honigs berauben können. Beim Erscheinen der ersten Bienen vor dem Flugloch spreche man: „Gott sprach: Es werde Licht! — Gott sprach: Es werde die Biene! — Gott sprach: Es werde Wachs! — Gott spricht: Gesegnet sei euer Auszug! — Gott wird sprechen: Gesegnet sei euer Einzug! Amen!“ Oder man spricht bei dieser Gelegenheit:

Bienchen, Bienchen, Bienchen,
Reise ins grüne Land,
Speise von Blumen und Gras,
Fülle mir Korb und Faſs!

(vgl. Frischbier S. 131). —

* * *

Wir wenden uns nun zu den agrarischen Sitten und Gebräuchen der Siebenbürger Sachsen, die ein bedeutsames Kapitel des Volksglaubens bilden. „Freilich muſs daneben gestanden werden,“ sagt der treffliche Sammler dieser Gebräuche Gustav Ad. Heinrich (Programm d. Unterrealgymn. zu S.-Regen 1880, S. 6), „daſs gerade in Bezug auf agrarische Gebräuche die Quellen nicht mehr so reichlich flieſsen, und daſs sich das Poetische in dieser Beziehung vor dem rauhen Materialismus unserer Zeit, vor der Erfindung der Säemaschinen und vor dem Dampf der Dreschmaschinen geflüchtet hat in schwer zugängliche, beinahe unnahbare Tiefen. Immerhin mag aber das wenige

noch übrig Gebliebene den Kenner erfreuen und dem Forscher Material zu weiteren Arbeiten liefern." Obwohl diese Gebräuche und Sitten weniger ins Kapitel der Segen- und Heilsprüche gehören, so können sie doch auch hier ein Plätzchen für sich in Anspruch nehmen, nachdem ja auch sie auf einem Binden und Lösen böser und guter Mächte beruhen, den Zweck verfolgen, das Ueble abzuwenden und das Heilsame herbeizuführen. —

Für die Zeit der Aussaat ist der Mondwechsel von Bedeutung. „In Deutsch-Zepling achtet man darauf, wenn man das Siebengestirn zuerst gesehen, hält diesen Tag im Sinne und nimmt bei abnehmendem, selten bei zunehmendem Monde an dem gleichnamigen Tage die Aussaat vor. Zugleich darf während der ganzen Saatzeit kein Mann neben seiner Frau schlafen, und ebenso wird in dieser Zeit niemandem Feuer gegeben" (Heinrich S. 7). In einigen Gegenden ist es Brauch, diejenigen Früchte, deren Wurzeln man geniefst, bei zunehmendem Monde, die übrigen aber bei abnehmendem Monde zu säen. „In Birk und in anderen Orten," berichtet Heinrich, „gilt gerade die Zeit des zunehmenden Mondes als die günstigste. Zugleich haben die Birker ein anderes interessantes Auskunftsmittel zur Erforschung der geeigneten Säezeit. Drei Zeiten sind nämlich für die Aussaat mafsgebend; die erste und dritte Woche vor und die dritte Woche nach Michaeli (Eintritt des Neumondes), dann die Zeit während des zunehmenden Mondes und endlich auch, wie in Zepling, der Tag, an dem man das Siebengestirn gesehen. Da hat man nun die Korkdistel (Carduus acanthoides L.) zum Führer, welche von diesen Zeiten jedesmal gewählt werden soll. Ist die oberste Krone derselben voll Wasser, die mittlere leer und die unterste halb mit Wasser gefüllt, so folgt der Schlufs, dafs die erste Aussaatszeit die beste, die mittlere die schlechteste und die letzte mittelmäfsig sei. Nach Anderen soll wieder die Fülle der in der Kapsel dieser Distel vorhandenen Samenkerne denselben prophetischen Schlufs in Anspruch nehmen."

In der Kreuzwoche oder tauben Woche (14. Septbr.), ebenso in der Quatemberwoche (Cantorwoche, smilewoch = schmale Woche) ist es nicht gut zu säen (Haltrich-Wolff S. 285; vgl. Germania 22, 257). An einem Freitag zwischen den Marientagen ist es gut zu säen. Eine Sage aus Arkeden erzählt Heinrich (S. 8): „Einst soll in der dasigen Reenkaule (Regenk.) ein Bauer am Kreuztage (14. Sept.) gesäet haben. Da ritt ein Edelmann vorüber und rief ihm zu: Szomszéd (magyar. Nachbar), nét sê, kåmm hier, ech såll der aest sôn! (Nachbar, nicht säe, komm her, ich soll dir etwas sagen!) Nun redet er mit ihm etwa eine Stunde lang, dann spricht er: Nea kåst te sên, dae gefêrlich zeit aes üwern! (Nun kannst du säen, die gefährliche Zeit ist vorüber). Welches aber die Stunde war, weifs man nicht. Auch die Mittagszeit gilt für eine ungünstige Stunde zur Aussaat, zur Feldarbeit überhaupt. „Weshalb die Mittagszeit gerade als zur Aussaat ungünstig angesehen wird, dürfte auf dem Grunde beruhen, dafs man sich die auf dem Felde hausenden Dämonen (s. Abschn. I) sowohl, als den im Wirbelwinde umfahrenden Spukgeist, gerade um die Mittagszeit tätig dachte“ (Heinrich S. 8; vgl. Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, S. 90). Das Saelaken mufs, wenn möglich, neu und von einem nicht konfirmierten Mädchen gewebt worden sein (vgl. Frischbier S. 135). Dies schützt gegen Brand. In den Sack wird zwischen die Saatfrucht ein Schlofs gelegt, als wirksames Mittel zur Abwehr der Vögel, oder es wird am ersten Tage in jeden Säesack etwas Milch unter den Samen gemengt (Heinrich S. 9). In einigen Orten bindet man ein Silbergeldstück in einen Zipfel des Säelakens und mischt unter die Saatfrucht Asche, die man in den Zwölfen, von Weihnachten bis heiligen Dreikönig, gesammelt hat, um die Frucht vor Brand zu schützen (Haltrich-Wolff S. 305). In Klein-Schenk mufs der erste Pflug über eine ins Tor gelegte Kehrrute fahren (vgl. Korrespondenzbl. d. Ver. für siebenb. Landesk. III, 4, S. 39). In Langenlois (Oester-

reich) legt man beim ersten Austreiben der Kühe einen Kehrbesen über die Türschwelle (Jahresb. des Gymnas. in Krems 1869 S. 59). Manche streuen den Samen aus im Namen der heiligen Dreieinigkeit und werfen die erste Handvoll nach rückwärts über den Kopf, „den Vögeln des Himmels" oder „damit die Saat grofs werde". Der Sämann mufs seine Arbeit schweigend verrichten. In manchen Gegenden hält er einen Bissen Brot im Munde, das aus dem Saatkorn gebacken worden ist (Heinrich S. 10). Nach getaner Arbeit mufs er sich auf einige Augenblicke in die Furchen niederlegen, sonst wird er krank (Haltrich-Wolff S. 305). Ist die Saat vollendet, werden fast allerorts Hanfabfälle (ôhnen) quer über den Acker auf die Grenzen desselben gestreut zum Schutze gegen Vogelfrafs (Heinrich S. 10).

Den Hanf säet man im Mai und zwar aus einer vorgebundenen Schürze. Der Flachs wird jedoch nicht früher gesäet, bis der Urbanus (25. Mai) nicht „vom Ofen herunterkommt". Dieser kommt aber nur dann, wenn er eine rote Erdbeere sieht. (Heinrich S. 11). Nach der Aussaat wirft man das Tuch oder den Sack in die Höhe, oder man springt selbst in die Höhe, „damit die Saat so hoch wachse". „Eine weitverbreitete Sitte ist es, am Ostertage die Mädchen und Frauen zu begiefsen, damit der Flachs wachse. An anderen Orten gehen am „geschworenen Montag" (vor den Ostertagen) die Mädchen in die Häuser, in denen junge Bursche sind — oder Frauen zu Nachbarinnen und Freundinnen —, springen so hoch sie können und rufen dabei: „esü grüsz sål ir flôsz wôszen" (so grofs soll euer Flachs wachsen). Dafür erhalten sie ein Stück Wurst oder Schweinsrippe[1]).

[1]) S. mein Werk: „Aus d. Volksl. d. Magyaren" S. 58. So springt aus gleichem Grunde die Frau des Schlesiers und Märkers in der Fastnacht beim Tanze im Kruge so hoch sie kann, und zu gleichem Zweck mufs im Harz am Fastnachtstage, in Ostpreufsen am Gründonnerstage die älteste Jungfer des Hauses rückwärts vom Tische springen (Grenzboten 1876, Nr. 41, S. 59).

In Gergischdorf wird am Aschermittwoch von einem oder zwei Burschen, welche in Frauenkleidern stecken, Asche auf der Gasse gesäet und die Leute mit Asche beworfen" (Heinrich S. 12). —

Flurumzüge kennt das Volk der Siebenbürger Sachsen nicht mehr. Dies hat seinen Grund jedenfalls in dem Umstande, daſs die sächsische Bevölkerung Siebenbürgens sich durchgängig zum lutherischen Glauben bekennt. Einzelne Reste dieser Bräuche sind aber auch unter den Sachsen anzutreffen. „So kaufen sich die sächsischen Bauern in Ober-Eidisch in der romänischen Kirche geweihte Palmen (Weidenkätzchen) und stecken sie entweder ins Fruchtfeld oder verbrennen sie beim Herannahen eines Gewitters im Feuer zum Schutze gegen Hagelschlag" (Heinrich S. 13). Durch das Läuten mit Glocken, die für das Wetter gegossen sind, wird ein drohendes Ungewitter vertrieben. Auf der Glocke zu Marienburg (bei Kronstadt) steht der Spruch (15. Jahrhundert): „Hac cristi tuba pellatur grandinis turma turbinis conflictus stringatur fulminis ictus", und auf der Glocke zu Brenndorf steht: „ihesus maria hilf uns aus aller not, vnd sant nicolas hilf, heilig muter sant ana selb dryt. 1513." Die heilige Anna ward gegen Gewitter und Dämonen angerufen, wie deutlich aus Glockeninschriften zu Steinerberg in der Schweiz, Annaberg in Sachsen (Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit 1883, 15), Frickenhausen und Beuren in Württemberg (Birlinger, Aus Schwaben 1, 148) hervorgeht. Nicht die Glocke als solche zerstreute das Gewitter, sondern der oder die Heilige, auf deren Namen sie getauft war (Haltrich-Wolff S. 473). Im allgemeinen glaubt man, daſs die evangelischen Glocken sicherer das Wetter vertreiben als die der rumänischen Kirchen, weshalb die Rumänen hier und dort auf das Läuten mit den sächsischen Glocken dringen (ebd. S. 301). Für dieses Läuten erhält in Meschen bei Mediasch der Küster im Herbste von jedem Wirte des Dorfes einen anständigen Lohn. „An Hexenglauben erinnert wieder der Brauch in einigen

sächsischen Ortschaften, wenn es daselbst entweder Frauen gab oder auch noch gibt, von denen man glaubt, dafs sie die Felder gegen Blitz und Hagel schützen können, wofür sie nach Abschlufs der Ernte von jedem Wirte eine Entlohnung an Erntefrüchten erhalten“ (Heinrich S. 13). Als einmal ein Zauberer dem Wettermacher zurief: er solle herkommen, da antwortete dieser aus der Luft: „Ich kann nicht, der grofse Hund (die Glocke) bellt, auch ich bin gefesselt“ (Haltrich-Wolff S. 304). In Henndorf wird beim Herannahen eines Gewitters in manchen Häusern geräuchert; ähnlich in Böhmen bei starkem Winde, wo Weihrauch angezündet wird. Auf dem Acker soll man sich die Hände nicht waschen, sonst entsteht Brand; im Kornfeld sollen die Frauen nicht nähen und nicht zwirnen, und am Sonntage soll man die Felder nicht besichtigen, sonst entsteht Gewitter und Hagelschlag. Während des Hagelwetters fange man drei Hagelkörner auf und stecke sie in den Busen; oder man stecke ein Messer in die Erde (Heinrich S. 13). In Klein-Schenk und wohl auch sonst steckt man das Messer vor die Türe oder vor den Acker, dahin, wohin man eben will, dafs das Wetter sich breche und Halt mache. Anderwärts tritt die Axt an die Stelle des Messers (Haltrich-Wolff S. 304). Uriniert man an einem Sonntage in fliefsendes Wasser, so entsteht Hagel, und der Blitz kann einen erschlagen.

Anhaltende Dürre kann man vertreiben, wenn man die Egge in den Wassergraben wirft oder den Ziegelzigeunern ihre Sitzstühlchen ins Wasser wirft (Heinrich S. 14).

Wer das Saatfeld gegen Vogelfraafs sichern will, gehe vor Sonnenaufgang auf den Acker, ziehe sich nackend aus, gehe dreimal um das Getreide, bete ein „Vater unser“, dann ziehe er sich wieder an, mache etwas Schwefeldampf, nehme eine Kornähre in den Mund und komme, ohne mit Jemandem zu sprechen, geradewegs nach Hause. An anderen Orten tut dies die Besitzerin, indem sie dabei ein Licht in der Hand hält (Heinrich S. 14). In Martinsberg

tut man dies während des Körnens des Getreides, in Halwelagen aber in der Johannisnacht. Will man Sperlinge vom Acker abhalten, so gehe man nachts zwischen 11 und 12 Uhr auf den Friedhof, nehme Erde von sieben Gräbern und streue sie auf den Acker[1]). In Rothberg nimmt man von einem frischen Grabe Erde und wirft sie auf den Acker mit den Worten: „So wie dieser Mensch, von dessen Grabe diese Erde ist, den Mund nicht mehr aufmachen kann, so sollen auch die Vöglein ihren Mund nicht aufmachen können und nicht von diesem Weizen fressen" (Haltrich-Wolff S. 305). An vielen Orten wirft man diese Graberde im Namen der heiligen Dreieinigkeit auf den Acker. In Kleinschenk wirft man die Graberde, rückwärts zählend von zehn bis eins, über die Frucht. In vielen Ortschaften wirft man einen Kuchen aus ausgemolkener Milch von einer Frau, deren Säugling vor Kurzem gestorben ist, und aus Weizenmehl bereitet, über den Acker, doch muſs es, wenn es wirksam sein soll, diejenige tun, die die Milch gemolken hat (Heinrich S. 15). In der Mühlbacher Gegend streut man die zu Pulver gebrannte Nabelschnur eines verstorbenen Säuglings auf den Acker. Oder man nehme von jedem Ende und aus der Mitte des Ackers eine Aehre, bringe sie nach Hause und tue sie an eine Stelle, wo Niemand hinzugehen pflegt, und spreche dreimal: „Wenn Jemand diese Aehren wieder anrühren wird, so sollen die Vögel das Korn auch anrühren; wenn sie aber Niemand anrührt, so sollen es die Vögel auch nicht anrühren. Im Namen Gottes usw." Oder man soll vor Sonnenaufgang — berichtet Haltrich-Wolff (S. 305) — Korn mahlen, und das Mehl sollen ihrer zwei nehmen und in Wasser dick machen, dann aufs Kornland gehen, aber bis dahin und bis nach Hause, auch sonst miteinander kein Wort reden; dann sollen sie einen Faden durch das dickgemachte Mehl ziehen, so daſs viel daran

[1]) Auch den Rumänen Siebenbürgens bekannt; s. W. Schmidt, Das Jahr u. seine Tage in Meinung u. Br. d. Rum. Siebenb., S. 43.

hängen bleibt; einer geht dann in diese, der andere in jene Furche, und so gehen sie mit dem Faden quer über das Land; dann tun die Vögel dem Korn keinen Schaden. In Agnethlen wickelt man in einen alten Tuchfetzen Weihrauch, Teufelsdreck und Schweinemist ein, steckt alles in einen alten Schuhlappen und geht räuchernd über den Acker damit. Darauf werden Ochsenlungen an Stecken festgesteckt. In Arkeden hängt man in Fett und Schwefel getauchte Lappen auf dem Acker auf (Heinrich S. 14). In manchen Orten wird Kornfeld, um es gegen Vogelfrafs zu schützen, mit Wasser besprengt, in welchem vorher allerlei Eisen abgekühlt worden ist. —

Gegen den Brand geht die Hausfrau in der nächsten Vollmondsnacht nach der Aussaat ebenfalls — wie gegen Hagelschlag — nackt um den Acker herum. Oder es gehen zu Peter und Paul alte Frauen auf das Feld, sammeln brandige Aehren und stecken sie daheim in die Ofenröhre, dafs dadurch der noch übrige Brand auf den Feldern zerstört werde (Heinrich S. 15). —

Als Schutzmittel gegen Maulwürfe — berichtet nun weiter Heinrich — werden in die Gänge derselben Hollunderzweige gesteckt, „weil der Geruch des Hollunders den Maulwurf töte“; gegen die Mäuse aber streut man — wie schon erwähnt — Hanfabfälle an einem oder an beiden Enden des Ackers quer über denselben von einer Furche zur anderen; und gegen Erdflöhe wirft man beim Säen drei Handvoll Hafer nach drei Richtungen. In Halvelagen wird die Asche vom Aschermittwoch auf die jungen Kohlpflänzchen gestreut, die man gegen Raupen dadurch schützt, dafs man einige Körner Hanfsamen ins Krautland säet. In Marpod geht der Säemann nach Bestellung des Ackers noch einmal von Ende zu Ende über denselben, macht mit leerer Hand die Pantomime des Säens und spricht: „Dies säe ich dem Getiere. Ich säe es allem, was da fliegt und kriecht, was da geht und steht, was da singt und springt. Im Namen Gottes des Vaters usw. (Heinrich S. 16.) —

Was die Obstgärten anbelangt, so ist es allgemeiner Brauch, am Neujahrssonnabend oder zu Weihnachten während des Mittagsläutens die Obstbäume mit Stroh zu umwinden, damit sie im nächsten Jahre reichlich Früchte tragen. Aus demselben Grunde schüttelt man die Pflaumenbäume in der Christnacht. Ist ein Obstbaum nicht tragbar, so vergrabe man an seine Wurzeln einen toten Hund, und er wird reichlich Früchte tragen. —

Auf diese Weise also bestellt der sächsische Bauer Siebenbürgens mit Fleifs und Ausdauer, aber auch mit angeerbtem Zauber sein Haus, sein Feld und seinen Viehstand. Es ist ein gutes Stück deutschen Volksglaubens, das hier in der freien Bergluft Siebenbürgens noch immer fortlebt und jedenfalls einen wichtigen Bestandteil für eine einstige Sammlung aller deutschen Besegnungsformeln, Gebräuche und Meinungen bildet, die mit der Zeit, vielleicht nach langer Zeit, von der fortschreitenden Wissenschaft geliefert werden mufs.





IV.

Glück und Unglück.

Wenn wir die zahlreichen Segens- und Heilsprüche, die Gebräuche und Meinungen des sächsischen Volkes in Betracht ziehen, die auf eine Abänderung von Wohl und Wehe der Menschen hinzielen, so kann es uns gar nicht Wunder nehmen, wenn wir auch bei diesem Volke den Glauben an ein Geschick tief im Gefühlsleben eingewurzelt finden. Ureigentümlich ist ihnen dieser Schicksalsglaube nicht, denn nicht nur germanische und slavische Völker kennen drei Schicksalsgöttinnen, sondern auch andere Völker des Erdballs glauben an ein vorherbestimmtes Schicksal. Dieser Glaube scheint, wie F. S. Kraufs (Volksglaube und rel. Brauch der Südslaven S. 20) so treffend bemerkt, „zur Glaubensmünze dreier Welten zu gehören. Das Volk und das Land aufzufinden, wo der Glaube und die einschlägigen Sagen entstanden, ist wissenschaftlich ein Ding der Unmöglichkeit. Religionswissenschaftlicher Forschung genügt der Nachweis, dafs dieser Glaube bei den verschiedensten Völkern zu verschiedenen Zeiten vorkommt. Wir dürfen auch die Frage nicht aufwerfen, welches Volk, welchem den Glauben an die Schick-

salsfrauen entlehnt habe, sondern wir haben nur die Formen des Glaubens bei einzelnen Völkern festzustellen." Wenn auch dem Glauben der Siebenbürger Sachsen die drei Schicksalsbestimmerinnen als solche entschwunden sind, so finden wir doch noch Anklänge, die sich auf diese Schicksalspinnerinnen beziehen.

E. L. Rochholz hat in seinem trefflichen Werke: „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz" (Leipzig 1857, S. 139 ff.) unter den gröfseren Spieltexten auch „die drei Mareien" nach Abkunft und Inhalt erklärt. Diese drei verhängnisvollen Spinnerinnen leben aber nicht nur in den Sagen, Märchen und Liedern der germanischen Völker fort, sondern — wie schon erwähnt — auch im Glauben anderer Völkerschaften finden sich Anklänge an diese mythischen Vorstellungen. Um den diesbezüglichen Glauben der Siebenbürger Sachsen aus seinen Trümmern herstellen zu können, müssen wir die verwandten Vorstellungen der die Sachsen umgebenden Völkerschaften vorerst in Augenschein nehmen.

Dafs die drei spinnenden Mareien ursprünglich die dem Menschen bei seiner Geburt den Schicksalsfaden spinnenden Nornen unserer germanischen Mythen sind, das bezeugen unter anderem auch alle die einschlägigen Kinderlieder aus Siebenbürgen. Ein Kinderlied der Siebenbürger Romänen lautet in genauer deutscher Uebersetzung:

Heida, ihr Lieben,
Wir reiten ins Land!
Haben ein goldnes Seil in der Hand!
Zwei Frauen, die haben es gemacht,
Haben es gesponnen über Nacht;
Aus der Nabelschnur, zart und klein,
Spannen sie das Seil, so golden und fein!
Die dritte Frau, die will es zerschneiden, —
Drum müssen wir reiten, immer nur reiten,
Denn die dritte aus ihrem dicken Fufs,
Viel Kröten und Schlangen gebären mufs,

Auf jeden Schritt wohl Dreifsig;
Drum reiten wir, reiten wir fleifsig,
Sonst kommen die Kröten und Schlangen
Und nehmen uns Bübchen gefangen!

Wie es im Deutschen eine weifse, schwarze und eine eiserne Bertha gibt, eine gute Spinnerin und eine verfluchte, eine Frau Breite mit der eisernen Nase, im Französischen eine Reine pédauque, regina pede auca, die mit dem Platsch- und Gänsefufs, Berthe au grand pied, und wie auch die drei Mareien ein ähnliches Mafs von Körperschönheit und Herzensgüte und hinwieder von Häfslichkeit und Hexenhaftigkeit einhalten, so spinnen die beiden „Guten" auch im rumänischen Liede „aus der Nabelschnur" des Kleinen das goldene „Glücksseil", das die dritte, „die Böse", die mit „ihrem dicken Fufs", zerschneiden will, die aus ihrem Bein Schlangen und Kröten zur Welt bringt (über Beingeburten s. meines unvergefslichen Meisters, Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 490 ff.). Auch den magyarischen Märchen ist diese Unholdin unter dem Namen „a vasorrú" („die mit der eisernen Nase") bekannt[1]) (s. Katona L., Zur Litt. und Charakteristik der ungar. Folklore in d. Ztschr. f. vergl. Litt. von M. Koch, Bd. I. S. 31). Zwei dieser drei Frauen sind, dem rumänischen Volksglauben gemäfs, auch bei Geburten behilflich; die dritte aber, die „mit dem dicken Fufs", bewirkt — sobald sie sich der Gebärerin nähern kann — den Tod des Kindes. Um sie daher von der Geburtsstätte ferne zu halten, wird Haferstroh zu einem Bündel gewunden ins Herdfeuer geworfen. Dieser Brauch hängt wohl mit dem deutschen „Weidendrehen" zusammen. „Im Aargau löst man diejenigen Knoten sorgfältig auf, die man an den Ruten einer dem Wohnhause zunächst stehenden Weide gewahrt;

[1]) S. auch mein demnächst bei Aschendorff (Münster) erscheinendes Werk: „Volksglaube u. rel. Brauch d. Magyaren" (in den „Darstellungen aus d. Gebiete d. nichtchristl. Religionsgesch.").

auch das Weidenband einer jeden Strohgarbe, die man im Stalle streuen will, wird erlesen und aus gleichem Grunde nicht mitgestreut[1]). Es könnte ein Hexenschaden mit darin verknüpft sein" (Rochholz a. a. O. S. 146). Ein Strohwisch war in früheren Zeiten in den sächsischen Gemeinden Siebenbürgens das Schandzeichen gefallener Mädchen, und noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts wurden „fremde Dirnen" mit „Schûb" (Strohschaub) aus der Gemeinde abgeführt, d. h. auf einen zweirädrigen Karren wurde ein Strohbund gelegt, die Dirne hinaufgesetzt und vom Wasenmeister über die Grenze der Ortschaft geschafft. Hafer und Erbsenstroh verscheucht auch nach siebenbürgisch-sächsischem Volksglauben die bösen Geister, und unter dem Sterbenden wird dieserwegen das Federbett behutsam weggezogen, denn auf dem Strohsack stirbt man leichter, namentlich aber auf einem Polster mit Erbsenstroh gefüllt, das sofort unter den Kopf geschoben wird, sobald der Todeskampf eintritt (s. Fronius, Bilder aus dem sächs. Bauernleben in Siebenb., S. 255); und „stín dekel, kalt árbes" (Steindeckel, kalt Erbsen) klingt die Glocke, wenn Jemand begraben wird.

Auffallend ist es, dafs das rumänische Kinderlied zweier, nicht nur dem deutschen Volke, sondern auch den Liedern anderer Völker gemeinsamer Züge entbehrt, nämlich der Erwähnung der „Weiden" und Anführung der Grenzen, welche das „goldene Seil" umspannt. In den deutschen Varianten sind stets die Orte angeführt, „von welchen aus und bis zu welchen das Wiegenseil oder Deichselseil für den Neugeborenen gesponnen und gespannt wird, damit dieser Glücksfaden schirmend um die ganze Heimat herum reiche" (Rochholz S. 142). In einem Kinderliede der oberungarischen Slovaken aus Králiks Sammlung finden

---

[1]) S. mein Werk: „Volksgl. u. rel. Brauch d. Zigeuner" (Aschendorff, Münster) S. 132.

sich auch diese zwei Züge wieder. Das Lied lautet in genauer Uebersetzung also:

O du goldnes Halfterband,
Führe uns durchs ganze Land,
Führ' du uns von Dobschau
Hin zum schönen Kaschau,
Und von da nach Leutschau,
Wo drei Frauen wohnen,
Die uns strafen und belohnen:
Einen goldnen Apfel rund,
Hält die eine in dem Mund;
Eine lange Gerte flicht
Eine sich aus grünen Weiden, —
Schlägt dich, wenn du folgst mir nicht! —
Und die dritte spinnt aus Seiden
Dir ein schönes, neues Kleid,
Darum, Bübchen, reite, reit',
Hopp, hopp, hopp, reite, reit'!

Der Zug „mit den Weiden" ist hier gänzlich verwischt, dafür aber entspricht die Frau „mit dem goldenen Apfel im Mund" der „fünften" Frau bei Rochholz a. a. O. S. 140, wo es von ihr heifst:

„de feuft' isch eusi liebi Frau,
sie sitzt ennet a der Wand,
hät en Oepfel i der Hand,
sie goht durh- ab zum Sunnehûs
und lôt die heilig Sunne ûs,
und lôt die Schatten îne
für ihre liebe Chlîne" u. s. w.

Dafs überhaupt den Nornen auch ein Einflufs auf die Witterung zugeschrieben wird, zeigt uns das rumänische Lied, das die Kinder singen, wenn sich der Himmel umwölkt; es lautet deutsch also (s. meinen Aufsatz in der „Germania" N. Reihe, XXII. Jahrg. S. 133):

Weifse Mutter, öffne Tür und Tor,
Lafs die liebe Sonn' hervor;
Vor der lieben Sonne mufs
Rasch entfliehen Frau Klumpfufs.

Durch die Erwähnung des „goldenen Fadens“ steht ein Lied der deutschen Kinder in der Zips, das sie bei Regenwetter zu singen pflegen, noch näher zum Kreis „der drei Mareien“; es lautet also:

Liabe Frau, mach's Thürl auf,
Bring' die liabe Sunn herauf,
Lafs de Regen drinne,
Lafs de Schnee verrinne;
Komm aus danem Brünnchen,
Briang dan goldig Kindchen,
Briang a goldnen Faden,
Behüete uns vor Schaden!

Ganz verwischt sind diese Beziehungen im folgenden Kinderliede der Siebenbürger Sachsen (s. Schuster Fr. W., Siebenb.-sächs. Volkslieder S. 337):

Et fêd un ze rênen,	Es fängt an zu regnen,
God kid enkênen;	Gott kommt entgegen,
dî de rên afhält,	Der den Regen aufhält,
dâd äs e sêlich mân,	Das ist ein seliger Mann,
dî ed uch wêder mâche kân,	Der es auch wieder machen kann,
dî ed uch wêder zerdrêmere kân.	Der es auch wieder zertrümmern kann.

Einen viel deutlicheren Bezug auf die drei Nornen und das „goldene Seil“ finden wir in den folgenden siebenbürgisch-sächsischen Kinderliedern:

Ich lâsz mer a rêzken guor wol beschlô,	Ich lafs mir ein Röfschen gar wohl beschlagen,
Ich lâsz et än der sailgasz gô.	Ich lafs es in die Seilgafs gehn.
Dô et na kâm for Katiche sai dir,	Da es nun kam vor Kätchens (seine) Tür,
dô wôr en galden bräk,	Da war eine goldene Brücke,
dô wôr och mai gläck.	Da war auch mein Glück.

Bei Schuster, a. a. O. S. 327, steht wohl zailgasz (Zeilgasse); doch glaube ich, „Seilgasse“ lesen zu dürfen, besonders da im Siebenbürgisch-sächsischen „Zeile“ für „Gasse“ gebraucht wird und somit „Zeilgasse“ eine Art Tautologie wäre; „Seilgasse“ hingegen — so wie ich es im

Volksmunde hersagen hörte — mag vielleicht einen verwischten Bezug auf das „Glücksseil“ haben. Das folgende Lied der siebenb.-sächsischen Kinder nimmt auch Bezug auf die drei Nornen; es lautet:

Drâ Náne' kun äm rûr eraf,	Drei Nane (Nornen) kommen im Rohr hervor,
se branjen e käinjt gefängen;	Sie bringen ein Kind gefangen;
se lôchten et än en trigeltchen,	Sie legten es in ein Trögelchen,
et schlêft wä e rêne figeltchen.	Es schläft wie ein Regen-Vögelchen.

Vgl. auch das von Fr. Fr. Fronius a. a. O. S. 34 mitgeteilte siebenb.-sächsische Kinderlied:

Si, si, sigelchen,	Si, si, Siegelchen,
Der tuëwe flecht e figelchen,	Dort oben fliegt ein Vögelchen,
Hae nédde flaegen de Nonnen,	Hier unten fliegen die Nonnen,
Se hatten e Kaendj gefángen,	Sie hatten ein Kind gefangen,
Se schmieszent en de bach,	Sie warfen's in den Bach,
Dat et alles zebrách.	Dafs es Alles zerbrach.

Die nächste Verwandtschaft mit den deutschen „Mareien-Liedern“ zeigt unter den hierhergehörigen Kinderliedern der Siebenbürger Sachsen wohl das folgende — meines Wissens bislang unedirte — Liedchen:

Zuzu, zuzu, redjen;	Zuzu, zuzu, reiten;
De Baschfrá af den wedjen	Die Buschfrau auf den Weiden
Wál áser részken gekt beschlén,	Will unser Röfschen gut beschlagen,
Dat wer hedj nó Krúne gón,	Dafs wir heut' nach Kronstadt gehn,
Dó ás en hisch gálden bräck,	Da ist eine hübsche goldne Brücke,
Dó fandj Hani uch se gläck;	Da findet Hanchen auch ihr Glück;
Baschfrá git ás sejeltcher,	Buschfrau giebt uns Schühchen,
Uch en sedán kereltchen.	Auch ein seidnes Kittelchen.

Im Siebenbürgisch-sächsischen heifsen also die drei Schicksalsspinnerinnen, die deutschen Mareien: Nane, Nonne, auch Wäinjken (s. Abschn. III S. 81).

Der Ort, an dem diese Wesen wohnen, liegt nach dem Volksglauben in der Nähe einer Quelle, eines Brunnens oder Baches. Nach dem Kinderglauben kommen die Kinder von der Baschmôter, Baschfrâ (Buschmutter, Busch-

frau), die sie unter einem grofsen, dicken Baum im Walde hervorgräbt, oder aus ihrem Brunnen, der unter einem grofsen Baume sich befindet, herauszieht und oft — besonders wenn die Kinder nicht fromm sind — wieder zu sich nimmt. Darum werden auch die Hebammen selbst häufig — wenn auch nur scherzweise — Baschmôter genannt. Die Kinder bringt nach dem auch unter den Sachsen allgemein herrschenden Volksglauben der Storch (Klapperschinkel). In Brenndorf bei Kronstadt wird auch die Krähe als kinderbringender Vogel angesehen. In Schäfsburg holt man die Kinder „aus dem Kokelflufs oder aus der toten Kokel“; an anderen Orten werden sie gewöhnlich aus dem in der Nähe der Ortschaft befindlichen Bach oder Brunnen geholt (Hillner, Volkstüml. Glaube u. Brauch b. Geburt u. Taufe im Siebenb. Sachsenl.; Gymnas.-Progr. 1877 Schäfsburg, S. 17). Verbreitet ist auch der Glaube, dafs die Kinder von Bäumen herrühren. Die Knaben holt man vom Birnbaum, die Mädchen von einem Pflaumenbaum (vgl. Meier E., schw. S. Nr. 247). Das Kind wird unter dem Nufsbaum oder Zwetschkenbaum ausgegraben (Rätsch); aus dem Walde, Garten oder unter dem Birnbaum her wird es gebracht (Scharosch); die Eibesdorfer Kinder holt man aus einer hohlen Weide; oft rührt das Kind (nur allgemein bezeichnet) unter dem Baume her; bald wird es aus dem Sandgraben des Kellers (Gergeschdorf), bald unterm dicken Stein hervorgeholt (Hillner S. 17).

Obwohl bei den Siebenbürger Sachsen die drei schicksalbestimmenden Schwestern, die Nornen oder Mareien, im Volksglauben nicht mehr auftreten, und nur noch in Märchen und Sagen eine Rolle spielen, so bezieht sich doch all' der Volksbrauch und Volksglaube, den man bei Schwangerschaft und Geburt beobachtet, auf das zukünftige Schicksal des Kindes, auf eine Abänderung oder Verhütung des bösen und Herbeiführung des guten Schicksals. Hillner hat in seiner trefflichen Abhandlung (S. 12 ff.) den diesbezüglichen Volksglauben der Siebenbürger Sachsen zusammen-

gestellt, von dem wir hier das Wichtigste mitteilen wollen.

Will eine schwangere Frau wissen, ob sie einen Knaben oder ein Mädchen haben werde, so nimmt sie eines jener Holzstäbchen, die auf dem Webstuhl zwischen dem Garn stecken, und reitet darauf mit zugemachten Augen auf die Gasse; sieht sie hier zuerst einen Mann, so hat sie einen Knaben, wenn eine Frau, ein Mädchen zu erwarten (St. Georgen). Jeden Freitag in der Zeit der „Wochen" setzt sich die Wöchnerin, die sich während der Schwangerschaft an etwas „versehen", auf die Türschwelle (dirpel = Türpfahl), mit den Füfsen auf einen Besen tretend und mit dem Gesichte einwärts (ins Zimmer) gekehrt und denkt nach, was ihr Häfsliches begegnet ist. Schliefslich betet sie ein Vaterunser (Rätsch). In Minarken und St. Georgen mufs die Wöchnerin, die sich „versehen", sieben aufeinanderfolgende Freitage auf der Türschwelle sitzen mit dem Gesichte gegen die Gasse gekehrt, wenn sie ihr Kind von dem betreffenden Gebrechen befreien will. Wenn sich eine Schwangere „versehen" hat, so mufs sie an jedem Sonntag, während des Glockenläutens, in der Zeit der Wochen, auf der Türschwelle sitzen, das Kopftuch abnehmen, die Zöpfe auf dem Rücken herabhängen lassen und wünschen, dafs das Gebrechen dem Kinde vergehe.

Als Mittel gegen das Versehen gilt folgender Brauch: Wenn die schwangere Frau glaubt, sich an etwas versehen zu haben, so soll sie sich sogleich an den Hintern greifen und sich in Erinnerung bringen, sich nicht versehen zu wollen, so wird es keine Folgen haben, oder das Kind wird das „Mal" an diesem Körperteil erhalten (Schäfsburg, Unterwald). In Brenndorf steigt die schwangere Frau, wenn sie sich versehen zu haben glaubt, auf den Turm und sieht von da herab (Hillner S. 13). Ferner berichtet Ziegler: Eine schwangere Frau darf in der „ersten halben Zeit" keinen mifsgestalteten Menschen oder Tier scharf ansehen, sonst „versieht sie sich, und ihr Kind wird mit ähnlichen

Zeichen oder Gebrechen, wie die gesehenen, zur Welt kommen. Eine Schwangere darf nicht mit einer jungen Frau am zweiten Hochzeitstage zur kirchlichen Einsegnung gehen, noch darf sie Taufzeuge (Gued) sein, sonst stirbt das Kind, ebenso wenn sie um einen Grabhügel herumgeht; und wenn sie webt, so zerdrückt sie den Kopf ihres Kindes. Wenn sie nicht eingestehen will, daſs sie schwanger ist, so lernt ihr Kind nicht reden, und wenn sie Schweinegrunzen, Hundebellen, Katzenmiauen udgl. hört, ohne dabei an ihre Schwangerschaft zu denken, so ahmt ihr Kind diese Töne so lange nach, bis sie an die Ursache hievon denkt; in der Zeit der „Wochen“ muſs sie dann öfter auf die Türschwelle sitzen und sich immer hieran erinnern, sonst behält das Kind die üble Gewohnheit bei (Hillner S. 13). Hört die Schwangere dem Geschrei der Raben und Elstern zu, ohne dabei auszuspucken, oder stiehlt sie selbst etwas, so wird ihr Kind diebisch. Die Schwangere darf kein Schwein mit dem Fuſse stoſsen, sonst bekommt das Kind Borsten auf dem Rücken; sie darf keinen Hund oder Katze schlagen, sonst wachsen dem Kinde Haare im Gesichte; sie darf auf kein getötetes Tier treten, sonst lernt ihr Kind nie gehen. Sie darf auch nicht auf Hanfabfälle urinieren oder Bohnen in ihre Schürze schütten, sonst bekommt das Kind einen Hautausschlag. Trinkt eine Schwangere aus einer hölzernen Kanne oder aus einem Schöpfeimer, so bekommt ihr Kind den Speichelfluſs (et sîwert), und putzt sie den Ofen, so stirbt ihr Kind an Engbrüstigkeit (Hillner S. 14). Wirft man auf eine Schwangere Blumen, so bekommt das Kind an der Stelle, wohin man die Mutter getroffen hat, ein „Mal“. Eine Schwangere darf keinen Zwirn um ihren Nacken wickeln oder Perlen am Halse tragen, sonst wickelt sich dem Kinde bei der Geburt die Nabelschnur um den Hals; dasselbe geschieht, wenn sie über eine Wagendeichsel springt. Verkehrt kommt das Kind auf die Welt, wenn die Schwangere auf dem Wagen nach rückwärts gekehrt sitzt und fährt, oder wenn sie beim Backen über die Ofen-

schüssel schreitet; tritt sie aber mit demselben Fuſs wieder über dasselbe Ofengerät zurück, so ist nichts zu befürchten. Sitzt die Schwangere bei Tisch „über Eck“ oder iſst sie eine zusammengewachsene Frucht (Pflaumen, Kirschen, Haselnüsse), so bringt sie Zwillinge zur Welt (Hillner S. 13). —

Tritt die Stunde der Geburt ein, so werden alle Schlösser an Türen und Kästen im Hause aufgeschlossen und Alles, was sich an der Erkrankten „Geknüpftes“ findet, wird losgebunden, damit die Geburt leichter erfolgen kann (Hillner S. 15). Die Fenster werden geschlossen und mit Tüchern verhangen, damit Mutter und Kind vor bösen Geistern geschützt werde. In Rosenau legte man vor fünfzig Jahren der Gebärenden einen Silberzwanziger und etwas Dillkraut ins Bett, und sie sagte dann:

„Ech laien af Sälver och Däll,
Menj Kenjd sol senj, wä ech wäll.“
(Ich liege auf Silber und Dill,
Mein Kind soll sein, wie ich will.)

(Hillner S. 15). Knoblauch, Dill und Dorant hat im siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben zauberabwehrende und zaubererstickende Kraft (Haltrich-Wolff a. a. O. S. 296).

Kommt das Kind in einem „Glücksschleier“ oder in einer „Glückshaube“ (Embryonenhaut) zur Welt, so ist es zeitlebens glücklich. „Der Glücksschleier wird getrocknet und in einem seidenen Säckchen verwahrt und bei der Taufe dem Kinde beigelegt (mitgetauft). Ist derselbe mit noch zwei Kindern gleichen Geschlechtes mitgetauft (also dreimal getauft worden), so ist er zeitlebens für das Glückskind, von dessen Eltern er sorgfältig aufbewahrt wird, ein glückbringender Talisman“ (Hillner S. 15).

Um die Geburt zu erleichtern, soll die schwangere Frau von einer Truhe herunterspringen, in eine gläserne Flasche blasen oder mit dem Fuſse an die Türe stoſsen; oder sie soll vor dem Herde niederknien. Wenn die Entbindung

schwer von statten geht, so wäscht man die Glocke auf dem Turm und gibt der Frau von diesem Wasser zu trinken; in früheren Zeiten läutete man in solchen Fällen auch mit den Kirchenglocken (Hillner S. 26; vgl. J. W. Wolf, Beitr. z. d. Myth. Nr. 572). In einigen Ortschaften zerlegt bei solchen Gelegenheiten der Mann den Wagen, indem er die Vorderräder loslöst, oder er zieht die Axt vom Stiele und wirft beides unter das Lager der kreisenden Gattin [1]). Soll ein uneheliches Kind geboren werden, so mufs die Frau, „der ihre Stunde gekommen", zuerst sagen, wer der Vater des Kindes ist, sonst kann sie nicht „erlöst" werden (Hillner S. 26).

„Von Bedeutung für das zukünftige Schicksal des Neugeborenen — berichtet Hillner (S. 16) — ist auch Tag und Stunde seiner Geburt. Als eine besonders glückliche Zeit gilt ein Sonn- oder Festtag, zumal wenn die Geburt während des Gottesdienstes erfolgt. Das Sonntagskind gilt überall (bei allen deutschen Volksstämmen) als ein Glückskind. Wenn es sieben Jahre alt ist und man ihm an seinem Geburtstage die Fingernägel mit Nägelöl bestreicht, so kann es die unterirdischen Schätze durch seine durchsichtigen Finger sehen. Als Unglückstag wird fast allgemein angesehen der Freitag (in Brenndorf gilt er als ein glücklicher Geburtstag) [2]) und der dreizehnte Tag im Monat; als solche gelten weiterhin: Im Januar 1. 2. 6. 11. 17. 18; im Februar 8. 14. 17; im März 1. 3. 13. 15; im April 1. 3. 15. 17. 18; im Mai 8. 10. 17. 30; im Juni 1. 17; im Juli 1. 5. 6. 14; im August 1. 3. 17. 18; im September 2. 15. 18. 30; im Oktober 15. 17; im November 1. 7. 11; im Dezember 1. 6. 11. 15."

---

[1]) S. darüber mein Heft: „Sitte u. Brauch d. Siebenb. Sachsen" S. 8 (Hamburg 1888, Verlagsanstalt; Samml. gemeinv. wiss. Vorträge, Heft 63).

[2]) Vgl. einen wichtigen Beitrag zum Freitag in meinem Werke: „Aus dem Volksleben der Magyaren" (München 1892, Dr. Huttler) S. 68.

Bezüglich der glücklichen oder unglücklichen Geburtszeit können wir noch Folgendes aus dem Volksglauben der Siebenbürger Sachsen mitteilen. Ein Spruch aus dem Burzenland lautet:

Sonntagskinder — Glückskinder,
Montagskinder — kluge Kinder,
Dienstagskinder — reiche Kinder,
Mittwochskinder — Schlabberkinder (vielredende),
Donnerstagskinder — Zornkinder,
Freitagskinder — Unglückskinder,
Samstagskinder — Todeskinder!

„In der Nacht geborene Kinder galten früher als schläfrige, am Tag geborene als muntere" (Hillner S. 26). Das zur Mittags- oder Mitternachtszeit geborene Kind stirbt bald. Wer bei Wind und Sturm nächtlicher Weile geboren wird, der stirbt eines unnatürlichen Todes. Bei Vollmond werden schöne und gesunde Kinder, bei abnehmendem Lichte aber kränkliche und schwächliche geboren (Hillner S. 27). Rechte Glückskinder sind die zu Ostern oder Pfingsten geborenen. Wenn die Mutter ihre Frucht abtreibt, so mufs sie das getötete Kind im Jenseits fortwährend herumtragen (Hillner S. 27)[1]. —

Das Bett der Wöchnerin wird mit grofsen Leintüchern umhangen, um Mutter und Kind vor dem Einflufs der „Bösen" zu schützen. Bevor man das Kind in die Wiege legt, wird dieselbe und auch das Kind selbst mit Kümmel, Wachholderbeeren und Weihrauch geräuchert und drei Knoblauchzwiebel, drei Pfefferkörner und drei Teilchen Weihrauch werden in ein Tüchlein geknüpft in die Wiege gelegt, um jeden Zauber abzuwehren (s. Müller, Siebenb. Sagen 1857; Nr. 60).

„In der ersten Zeit der Wochen bedrohen die Wöchnerin und ihr Kind, namentlich bis zur Taufe des Letzteren, nach dem sächsischen Volksglauben mannigfaltige Gefahren

[1]) Vgl. ebenda.

von Menschen, welche sie besuchen und elbischen Wesen (Müller a. a. O. Nr. 60). Wird zum Beispiel die Wöchnerin von einer säugenden Frau besucht, so kann ihr diese die Milch nehmen; um dieses zu verhüten, mufs die Besuchende aus ihren Brüsten ein paar Tropfen auf das Bett der Wöchnerin melken. Unterläfst Jemand, der die Kindsbetterin besucht, sich niederzusetzen, oder irgend etwas (etwa ein entbehrliches Stückchen von seiner Kleidung) „abzuzupfen" und auf das Wochenbett zu werfen, so nimmt er dem Kind den Schlaf" (Hillner S. 21).

Gerade in dieser Zeit vor seiner Taufe kann das Kind besonders von Menschen, welche einen bösen Blick haben, d. h. deren Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammengewachsen sind oder deren Augen triefen, durch scharfes Ansehen „berufen" (beschrieen) werden.

Die gewöhnlichsten Schutzmittel gegen das Berufen sind: Es wird dem Kinde an das Häubchen mitten über der Stirne eine Goldmünze oder ein rotes Band als Blickableiter genäht. Die Leute sehen dann auf die Münze oder das Band, nicht auf das Kind, und so geschieht dem Kinde nichts; dieses Mittel ist auch gut gegen den Alp (Haltrich-Wolff S. 259). Gegen das „Berufen" wird das Kind auch dadurch geschützt, dafs man ihm mit der Zunge ein Kreuz an die Stirne leckt oder mittelst Holzkohle an dieselbe ein Kreuz macht. Den Säuglingen hängt man an den Hals ein dreieckiges, aus feinerem Stoff verfertigtes und Weihrauch, Gewürz und starkriechenden Sachen gefülltes Pölsterchen (Tâschken), auf welches ein Natternköpfchen gestickt ist. An diesem Täschchen nagt das Kind während des Zahnens, und es ist zugleich ein Mittel gegen das Berufen (Hillner S. 21). Oder man kocht ein Säckchen in Herzgestalt, nimmt dann drei Weizenkörner, drei Kohlen, drei Stückchen Weihrauch, etwas Knoblauch und ein Stückchen vom Glockenseil, näht das Alles ins Säckchen und hängt es dem Kinde um den Hals (so in dem handschriftlichen Bericht Michael Binders 1787—1807, Pfarrer zu

Deutsch-Kreutz, über sächsischen Aberglauben; s. Haltrich-Wolff S. 260). Ein Messer oder ein Stück verrostetes Eisen, ein Buch oder ein Besen, in die Wiege gelegt, ist auch ein Schutzmittel gegen das Berufen sowohl, als auch gegen den Alp.

Unter den Heilmitteln, welche bei „berufenen" Kindern angewendet werden, steht an erster Stelle das sogenannte Aescherchen, das man auf folgende Weise bereitet: „Man schneidet von drei verschiedenen hölzernen Stubenecken und von drei Türschwellen je einen Span, nimmt dazu noch drei obere Spitzen (härzketcher) von verschiedenen jungen Baumsprossen, legt dies zusammen in ein mit fliefsendem Wasser angefülltes Töpfchen, welches Wasser unter einer Brücke und zwar nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden, wirft mit der Feuerschaufel (dem stôcheisen) dreimal glühende Asche hinein und läfst es zu einer Lauge kochen. Hierauf nimmt man eine mit Zwirn gefädemte und damit umwundene Nähnadel, steckt dieselbe nicht mit der Spitze, sondern mit dem Oehr in den Boden eines Trogs senkrecht ein, stülpt das Töpfchen zusamt der gekochten Lauge über die Nadel und setzt dieses Alles unter die Wiege, in welcher das Kind liegt. Zieht sich nun die Lauge in den leeren Topf zurück, so ist es ein sicheres Zeichen, dafs das Kind berufen und seine Genesung nun gewifs ist; bleibt aber die Lauge aufserhalb des Topfes stehen, so ist das Kind nicht berufen" (aus M. Binders handschriftlichem Berichte).

Umständlicher verfährt man dabei in Schäfsburg: In ein Töpfchen kochendes Wasser, welches nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden ist, werden hineingegeben neun Glieder von Strohhalmen, welche beim Abpflücken in umgekehrter Ordnung von neun bis eins gezählt wurden; ferner werden aus dem Zimmer, in welchem das Kind gewöhnlich liegt, Stückchen Holz abgeschabt und zwar vom Herdfufs, Tischfufs, der Türschwelle (Dirpel), der Wiege und jeder Ecke des Fufsbodens; diese Stückchen

werden ebenfalls in umgekehrter Ordnung gezählt und dann ins siedende Wasser geworfen. Darauf werden neun Messerspitzen voll Asche, welche gleichfalls in umgekehrter Ordnung von neun bis eins zu zählen sind, in das Wasser gegeben. Ist all dieses einmal aufgekocht, so wird es in eine Schüssel ausgeleert und das heifse Töpfchen darauf gestülpt. Zieht sich das Wasser aus der Schüssel ins Töpfchen hinauf (welches nach physikalischen Gesetzen immer der Fall ist), so ist dieses ein Beweis dafür, dafs das Kind „berufen“ war. Mit dem in dieses Wasser getauchten Finger wird die Stirne des Kindes dreimal übers Kreuz bestrichen, wobei die Worte gebraucht werden: „E si wö sich det Wâsser ännen zecht, e si sål der och det Berofän vergôn. Aem Nume Gottes etc.“ („So wie sich das Wasser hineinzieht, so soll dir auch das „Berufene“ vergehen. Im Namen Gottes etc.“) Die Formel wird dreimal wiederholt, darauf gibt man dem Kinde neun in verkehrter Ordnung gezählte Tropfen von dem Wasser zu trinken (Hillner S. 22).

Aehnlich verfährt man in Gergeschdorf. Man gibt in einen Topf kochendes Wasser ein glühend gemachtes Hufeisen oder auch nur ein Stückchen desselben; aus den vier Ecken des Hausdaches wird je ein Stroh- oder Rohrhalm, oder, wenn das Haus mit Schindeln gedeckt ist, ein Stückchen Schindel von jeder Dachecke dazu gegeben: von jeder Tisch- und Türecke wird ein bischen Holzmehl abgeschabt und beigemischt. Schliefslich wird Asche aus drei verschiedenen Stellen, welche durch einen Druck mit der Messerspitze früher bezeichnet worden sind, mit dem Messer herausgehoben und ins Wasser geworfen. Wenn das ganze aufgekocht ist, badet die Mutter das berufene Kind in diesem Wasser (Haltrich-Wolff S. 261).

Gegen das Berufen hilft ein Pflugeisen, das man glühend macht, dann mit Wein begiefst und den Dampf unter das Kind ziehen läfst (Eibesdorf). Oder man gibt dem Kinde Wasser zu trinken, in welchem aus dem Holze eines sich kreuzenden Zaunes herrührende Kohlen gelöscht

worden sind (St. Georgen). M. Binder gibt noch folgende Mittel an: Man schneidet von dem Riemen, an welchem der Klöpfel in der Glocke hängt, ein Stück ab, pulvert es im Feuer und gibt von diesem Pulver dem Kinde dreimal in lauwarmem Wasser ein. Oder man nimmt von einem auf Bäumen oder im Felde aufgestellten schåselt (Vogelscheuche), das man aber vorher nicht darf gesehen haben, ein Stück, aus dem das schåselt besteht, pulvert solches und gibt es dem Kinde ein. — Die Vogelscheuche ist hier gleichsam die Personifikation der Baumseele oder des Krankheitsgeistes, der seinen Wohnsitz im Baume oder Felde hat. Das Mittel selbst bezieht sich eben indirekt auf die allgemein menschliche Grundanschauung von der Beseelung der Pflanze oder von der Wesensgleichheit zwischen Menschen und Pflanzen, eine Anschauung, die im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen nur noch in verwischten Zügen hervorleuchtet. „Diese Vorstellung steigerte sich in früher Vorzeit ohne Zweifel zu dem wirklichen Glauben, dafs die Pflanze ein dem Menschen gleichartiges, mit Denken und Gesinnung begabtes Wesen, Mann oder Weib sei. Als später im primitiven Bewufstsein ein Bruch eintrat und eine Art von botanischem Begriff aufzukommen begann, suchte jener Glaube in veränderten Formen sein Dasein zu retten. Zunächst mufste er sich, von Tag zu Tag fortschreitend, eine Einschränkung auf einzelne Individuen gefallen lassen, an denen das Wunder noch haftete, während die grofse Mehrzahl der Gewächse der nüchternen Betrachtung und dem noch mehr ernüchternden Gebrauche des wirtschaftlichen Lebens verfiel. Sodann hiefs es nun entweder, die Pflanze sei der zeitweilige Sitz, das Kleid, die Hülle einer durch den Tod aus dem leiblichen Dasein entrückten Menschenseele, oder gewisse Pflanzen sind verwandelte Menschen oder Halbgötter, deren Bewufstsein durch Zauber oder Schicksalsspruch in ihnen noch fortlebt. Endlich weifs eine dritte Anschauungsweise von einem geisterhaften Wesen, einem Dämon, dessen Leben an

das Leben der Pflanze gebunden ist. In ihr hat er seinen gewöhnlichen Aufenthalt, sie ist gleichsam sein Körper und doch erscheint er vielfach auch aufser ihr in Tier- oder Menschengestalt und bewegt sich in Freiheit neben ihr.“ Mit diesen Worten hat Wilhelm Mannhardt den einschlägigen Glauben der Völker in bündigster Weise erklärt. —

Als Mittel gegen das Berufen führt M. Binder noch an: Man nimmt, wenn das kranke Kind ein Mädchen ist, vom Vater, ist es aber ein Knabe, von der Mutter das Fufstuch aus dem rechten Schuh, taucht solches in den Urin ein und schlägt es dem Kinde um die Stirne. Oder man wirft drei glühende Kohlen in ein Glas Wasser, bekreuzt dann mit der Hand oder einem Messer den Becher, wäscht darauf von diesem Wasser dem Kinde den Kopf und flöfst ihm einige Tropfen ein.

Wenn ein Kind geboren ist, schneidet die Hebamme ihm die Nabelschnur ab, zieht sie über eine Spule und läfst sie trocknen. Ist das Kind erwachsen, so läfst man es zuweilen durch die Nabelschnur sehen, dann wird es klug (Haltrich-Wolff S. 313). Ist das Kind berufen, so wird ein wenig von der Nabelschnur klein gestofsen, in warmem Wasser aufgelöst und dem Kinde zu trinken gegeben (Hillner S. 22). —

„Die Beschreiungsgeister gehorchen dem bösen Blicke,“ sagt F. S. Kraufs, „gleichsam als wären sie sein Ausflufs. Dieser Gedanke ist so alt wie die Menschheit.“ Es sind Quäl- und Martergeister, die durch bösen Blick oder durch unglückselige Rede einem auf den Hals geschickt werden können. Dafs auch im sächsischen Volksglauben ursprünglich Beschreiungsgeister existiert haben, dafür sprechen die Heilmittel gegen das Berufen. Heute ist dieser Glaube verschwommen, und der gemeine Mann kann sich das Berufen nicht mehr erklären. So viel weifs er noch, dafs das Berufen der Ausflufs eines bösen Blickes ist, und dafs mancher gutmütige Mensch auch gegen seinen Willen die Gabe be-

sitzt, durch seinen Blick andere Leute zu beschreien. Aber alle Heil- und Schutzmittel sprechen dafür, dafs auch bei den Sachsen das Berufen unter einer bestimmten Gestalt, als Beschreiungsgeister gedacht wurde, als ein Ueberallundnirgendsvölkchen, „welches zu schlimmen Streichen stets aufgelegt, nicht viel Mut besitzt und sich durch kräftige Bannsprüche und Drohungen leicht einschüchtern läfst."

Um das Kind vor den Hexen oder dem Alf (s. Abschnitt I S. 3) zu schützen, mufs man bis zu des Kindes Taufe Tür und Fenster geschlossen halten; auch darf man das Kind nie allein in der Stube lassen. Mufs dies dennoch geschehen, so legt die Mutter einen Besen, Brod, ein Gesangbuch oder ein Messer, mit der Schneide nach aufwärts gekehrt, in die Wiege (Hillner S. 24). In Proptsdorf hängt man eine Sense in den Rauchfang, damit der Alf das Kind nicht umtauschen kann, denn es heifst: er komme oft zum Schornsteine, zum Ofenloch ins Zimmer und fliege im Drehwinde durch die Luft (Scharosch). Um den Alf abzuwehren, werden in Rosenau bei Nacht in die Wiege gelegt: ein Besen, eine Feuerschaufel, ein Messer, eine Gabel, ein Gespinst, bei welchem die Spindel mit der linken Hand gedreht wurde, Katzenbaldrian, Eisenkraut, Aronswurzel, Schwarzwurzel (Hillner S. 24). Unterläfst man dieses, so tauscht der Alf das Kind gegen eines seiner eigenen häfslichen Kinder um. „Der Alf ist klein und dick; er hat einen dicken Kopf, struppiges Haar, ein breites, altes, runzlichtes Gesicht, blöde, glotzende Augen, plattgedrückte Nase, weiten, gefräfsigen Mund und kurze, krumme Beine und Arme. Genau so sieht auch das Alfkind aus. Es lernt schwer reden und gehen und lebt höchstens 7 bis 8 Jahre. Solche Kinder hat es vor nicht langer Zeit in mehreren sächsischen Ortschaften gegeben. Ein Alfkind kann wieder umgetauscht werden (s. Abschn. III „Darre, Hundsalter"), wenn man demselben längere Zeit keine Nahrung reicht (vgl. Müller Nr. 50) und das eigene zurückverlangt (Scharosch), oder wenn man so lange mit dem „Blåel"

(breites Holz zum Ausklopfen der Wäsche) auf das Alfkind schlägt, bis sich der Alf seiner erbarmt und es zurücknimmt. Ein ähnliches, noch drastischeres Mittel, das Alfkind umzutauschen, kennt man in Leschkirch; man setzt das Alfkind auf die Dornen eines Zaunes und schlägt es so lange mit einem Dorn, bis das Blut fliefst; dann kommt der Alf herbei, wirft das geraubte Kind hin und nimmt das seine zurück. Zur Vertreibung des Alfs brauchte eine Rumänin in Rosenau folgende originelle rumänische Formel:

Nimicu nu sciu;	Nichts weifs ich;
nimicu sa nu fie!	Nichts soll geschehen!
Numai plata mea se o sciu:	Nur meinen Lohn soll ich wissen:
Unu sciucu mare de slanina,	Ein grofses Stück Speck,
O legetura de foina,	Ein Tuch voll Mehl,
Colacu in pragu!	Ein zusammengewundenes
En numele tatului, fiului	Kleidungsstück auf die Türschwelle
si alu santului duchu amin!	gelegt! Im Namen Gottes usw.

Soll das Kind nicht in die Gewalt böser Geister geraten, so darf man dasselbe auch nicht in den Spiegel sehen lassen, oder in das offene Fenster halten“ (Hillner S. 25). Dem Kinde mufs die Mutter die Nägel zum erstenmal abbeifsen, sonst lernt es stehlen. Die Folgerung »sonst lernt es stehlen« ist modern. „Der Aberglaube wurzelt in der Anschauung, dafs die Hexen über den Gewalt bekommen, von dessen Körper oder Eigentum sie etwas in ihre Gewalt bekommen. Darum müssen ausgefallene Zähne, abgeschnittene Haare und Fingernägel sorgfältig versteckt werden“ (Haltrich-Wolff S. 314; vgl. Gaster in der „Germania“ 26, 205). In der ersten Zeit nach der Geburt soll man im Zimmer der Wöchnerin während der Nacht das Licht brennen lassen, damit das Kind vor den Truden (Hexen), welche demselben das Herz aussaugen wollen, gesichert ist (vergl. Müller Nr. 140). Die Truden nehmen dem Kinde oft auch das Gliedwasser und verzerren ihm den Mund; sie bringen manchmal der Wöchnerin zu essen (Aepfel, Birnen);

ifst diese, so ist es nicht gut. Als weiteres Schutzmittel gegen die Truden dient auch ein altes Lederstück, welches man abends vor dem Schlafengehen in die Herdasche legt (Hillner S. 25).

Vor wenigen Jahrzehnten ward das sächsische Kind schon am zweiten Tage nach der Geburt getauft; gegenwärtig tauft man es 8—14 Tage nach seiner Geburt; „denn wenn ungetaufte Kinder starben, so glaubte man früher z. B. in Rosenau, dieselben kämen in den „Frauhûlderaihen“ (Frau Holda-Reigen), wo sie zur Frühlings- und Herbst-, Tag- und Nachtgleiche mit Gesang und Geräusch über den Ort ihrer Geburt hinüberzögen. Wer dann im Mondenscheine von ihrem Schatten berührt wurde, verfiel entweder in eine schwere Krankheit (Epilepsie) oder wurde gelähmt. Auf diese Weise Erkrankte können durch folgende Formel (in Rosenau) geheilt werden:

All ir äschåldig Sîlen,	All ihr unschuldige Seelen,
dä ir vun dene vilen	die ihr von den vielen
noch agedoufte Känjden	noch ungetauften Kindern
erämmer zänj möszt äṇjden	herumziehen müsset immer
än dem Frauhûlderåihen	in der Frau Holla Reigen
und äm ir mëtjer schråien,	und um eure Mütter schreien,
hålft desem uerme Kronken,	helft diesem armen Kranken,
dåt hie nëtj mi sol wonken;	dafs er nicht mehr wanken;
dåt hie sol frilech sproinjen,	dafs er soll fröhlich springen,
won ir unhiewt det Soinjen;	wenn ihr anhebt das Singen;
dåt hie nëtj sol verdärwen	dafs er soll nicht verderben,
und un der Kronkhît stärwen!	und an der Krankheit sterben!
Aem Nume Gottes usw.	Im Namen Gottes usw.

(Hillner S. 28). Ein später geborenes Kind darf nicht den Namen eines früher gestorbenen derselben Familie erhalten, sonst stirbt es bald (Haltrich-Wolff S. 314).

Eine Menge von Gebräuchen schart sich nun auch um die Taufhandlung, die alle mit dem Schicksalsglauben zusammenhängen, und hier angeführt werden müssen: Wenn das Kind zur Taufe getragen wird, darf man nicht durch ein Gäfschen gehen, sonst geht es, wenn es gröfser

geworden ist, müſsig (Haltrich-Wolff S. 314). Hillner (S. 38) berichtet: Wenn man ein Kind aus dem Hause zur Taufe in die Kirche tragen soll, so tut man Brot und Salz in seine Wickel, um es vor bösen Geistern zu schützen (Unterwald). Sind in einer Familie mehrere Kinder gestorben, so verhütet man den Tod eines Neugeborenen, wenn man es den Taufzeugen zum Fenster der Wohnung hinaus übergibt und nach vollzogener Taufe zum Fenster wieder hereinnimmt (St. Georgen). Zur Taufe trägt man das Kind stets zur hinteren, in den Hof führenden, nie zur vorderen Türe, welche unmittelbar auf die Gasse führt, und bringt es auch durch die nämliche Türe heim, sonst wird dasselbe ein Müssiggänger (St. Georgen). Unfruchtbare Frauen holten sich das Taufwasser ab, tranken davon und wuschen sich damit, weil sie glaubten, dadurch fruchtbar zu werden (Rosenau). Wenn ein Brautpaar zur Trauung in die Kirche geht, und es begegnet demselben ein neugetauftes Kind, so wird die Ehe eine mit vielen Kindern gesegnete sein. Geht eine junge Frau früher auf eine Leiche, als auf eine Taufe, so sterben ihr die Kinder (St. Georgen). Begegnet dem Taufzuge zuerst eine männliche Person, so wird das nächste Kind der Wöchnerin ein Knabe; begegnet demselben aber eine weibliche Person, so wird es ein Mädchen (Leschkirch); begegnet aber dem Zuge ein walachischer Pope (Geistlicher), so stirbt es bald (Rosenau). Während dem Taufgange dürfen die Patinnen nicht hinter sich sehen, sonst wird dasselbe böse (Deutsch-Kreutz). Schläft das Kind während der Taufe, so wird es ein frommes, weint es, so wird es ein böses Kind sein. Weint das Kind während der Taufe, so stirbt es bald (Heidendorf, Leschkirch), und werden zwei Kinder auf einmal (aus einem Taufwasser) getauft, so stirbt eines von ihnen (Schäſsburg). Wenn man viele Knaben hintereinander oder auch zugleich tauft, so entsteht, wenn diese groſs sind, Krieg. Wenn viele Mädchen zugleich getauft werden, so wird der Wein gut geraten“ (Hillner S. 39).

Auf alten, heidnischen Opfergebrauch scheint das beim Taufschmaus übliche Springen über den Badtrog hinzuweisen. Es wird nämlich der Badtrog des Täuflings mit der Oeffnung nach unten auf den Fufsboden in die Mitte der Stube gelegt und auf ihn ein brennendes Licht gestellt; alle anwesenden jungen Frauen müssen nun über den Badtrog springen, ohne dabei das Licht auszulöschen; diejenigen, welche sich zu springen weigern, bringen keine Knaben, sondern nur Mädchen zur Welt; die Springerin aber, durch deren Sprung das Licht ausgelöscht wird, wird nie Kindern das Leben schenken. In St. Georgen müssen nur die jungen Frauen über den Badtrog springen, die zum erstenmal Goden (Taufpatinnen) sind. „Auf den umgestülpten Trog wird in ein Häufchen Asche ein Ei gelegt; wenn dasselbe beim Trogüberspringen herabrollt, werden die Betreffenden ausgelacht. In Scharosch (bei Fogarasch) mufs jeder Taufzeuge bei Uebergabe der Geschenke über den Trog springen“ (Hillner S. 41). In Heidendorf springt jede Frau in Gesellschaft eines Mannes, jedoch nicht des ihrigen, über den Trog, und die Hebamme wirft hiebei dem Manne ein Ei und etwas Werg unter die Füfse. In Leschkirch springt die Hebamme allein über den Trog und zwar so vielmal, als Gäste vorhanden sind, sagt dabei jeder Person eine Schmeichelei und wird dafür beschenkt. In Rosenau mufste in früheren Zeiten jede Frau bei dieser Gelegenheit über den Butterständer springen; in diesen wurde ein Besen verkehrt hineingestellt und an dem obersten Ende desselben eine brennende Kerze befestigt. Stiefs eine hinüberspringende Frau denselben um oder verlöschte auch nur die Kerze, so mufste sie ein Pfand geben (Hillner S. 42).

Aus der Fülle des sächsischen Volksglaubens möge hier noch Einiges mitgeteilt werden, das sich beim Kinde auf dessen zukünftiges Schicksal und auf die Abwendung des kommenden Uebels bezieht. „Kinder darf man nicht mit dem Kopf gegen Sonnenaufgang legen.“ Der Grund

ist uns nicht mitgeteilt worden, aber es wird derselbe sein, der dem Alemannen gebietet: das Taufkind tief überdeckt zur Kirche zu tragen, dem Kinde die Sonne nicht in die Augen scheinen zu lassen, derselbe, den auch der Vers einer Liederfibel angibt:

Wenn die Sonne mit hellem Schein
Euch schauen will ins Bett hinein,
Kinder, springt geschwind heraus,
Sonst sticht sie euch die Augen aus

(Haltrich-Wolff S. 314). Die Sonne frifst die Kinder, heifst es in der Schweiz (Rochholz, Deutsch. Glaube u. Br. 2, 68). Legt die Mutter beim ersten Donner, den sie nach der Geburt des Kindes hört, den Säugling auf die Erde, so wird derselbe „stark“ [1]). Ein blauäugiges Kind bekommt schwarze Augen, wenn seine Mutter ihm dieselben öfter mit ihrer Milch anspritzt. Wenn das Kind in der Nacht regelmäfsig weint, so hat es den Nachtschrei (Nuochtskräsch), welcher sieben Wochen andauert; wenn es aber im Schlafe lacht, darf, der es sieht und hört, keinen Zweiten darauf aufmerksam machen, sonst stirbt Jemand aus dem Hause; im Schlafe lachende Kinder, heifst es, spielen mit den Engeln [2]). Das Kind darf nur nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang gebadet werden und das Badwasser darf nach Sonnenuntergang nicht ausgeschüttet werden; schüttet man dasselbe an einen Ort, über welchen man wegschreitet, so nimmt man dem Kinde den Schlaf. Nach Anderen stirbt das Kind in diesem Falle (Hillner S. 51). Das erste Badwasser des Kindes schüttet man unter einen Baum in dem Glauben, dafs dadurch der Säugling „erstarke“ [3]). Ein Kind, welches speit, gedeiht (daher der Spruch: „Spoa, gedoah“ = Spei’, gedeih’), und welchem

[1]) S. mein Heft: „Sitte u. Br. d. S. Sachsen“ (Samml. gemein. wiss. Vorträge Heft 63 S. 13).
[2]) Vgl. mein Werk: „A. d. Volksleb. d. Magyaren“ S. 163.
[3]) S. mein Heft: „Sitte u. Br. d. S. Sachsen“ S. 2.

frühzeitig die Nase fliefst, bekömmt viel Verstand, und gelehrig wird das Kind, wenn man ihm ein Buch unter das Köpfchen legt, oder wenn man ihm einen Brief in sein Häubchen steckt; aber gar zu kluge Kinder werden nicht alt (Hillner S. 52). Wenn man über ein Kind schreitet oder es zwischen den Füfsen durchgehen läfst, wächst es nicht (Haltrich-Wolff S. 314). Andere glauben, dies bringe ihm den Tod. Das Kind darf man nicht mit der Elle messen, noch darf man es im Badetrog auf die Füfse stellen und herumschreiten lassen, oder seine leere Wiege schaukeln, sonst stirbt es (Hillner S. 52). Zwei Kinder, welche noch nicht reden können, soll man sich nicht küssen lassen, sonst lernen sie nicht reden; aus demselben Grunde darf man ihm auch den Schmutz vom Scheitel des Kopfes nicht wegkämmen. Kitzelt man das Kind an den Fufssohlen, so lernt es nicht gehen, und badet man es nicht vor dem Schlafengehen, so bleibt es klein wie ein Zwerg (Hillner S. 52). —

Mit dem Glauben an die glückliche Geburtsstunde hängt natürlich auch die Tagwählerei zusammen. Die wichtigsten Tage im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen sind der Sonntag, der Donnerstag und der Freitag.

Sonntagskinder sind — wie schon erwähnt — Glückskinder. Am „schwarzen Sonntag“ (Judica) darf man sonst nirgends hingehen als in die Kirche; der Teufel geht um und sucht, wen er verschlinge (Hermannstadt). Wer das Hemd, das ihm seine Mutter am Sonntag genäht hat, anzieht, der stirbt, und wer an diesem Tage Holz hauet, der heizt damit die Hölle; auch soll man den Sonntag über das gedroschene Korn nicht in der Tenne liegen lassen, sonst nehmen es die Truden (Haltrich-Wolff S. 287). Tritt man an einem Sonntag während dem Kirchengeläute eine Reise an, so kann man auf Erfolg rechnen. Roth schreibt in seiner handschriftlichen Sammlung (s. Abschn. III S. 82) „Dage-Bleder“: „Santech af de Feisz, Git e gát Réisz“ (Sonntag auf den Füssen, gibt eine gute Reise). Sonntag

soll man nicht um eine Maid freien, denn man bekommt dann eine faule Frau (Burzenland), und wer am Sonntag stirbt, dem verzeiht Gott viele Sünden (Mühlbach). An diesem Tage soll man nichts aus dem Hause weggeben, leihen oder schenken, bevor nicht zur Kirche geläutet wird, sonst gibt man das Glück aus dem Hause (Burzenland). — Dienstag ist es gut, eine Reise anzutreten. In Deutsch-Zepling treibt kein Hirte an einem anderen Tage als am Dienstag das Vieh zum erstenmal auf die Weide. Vielleicht geht die Sitte auf einen alten Rechtsbrauch zurück, doch ist zu beachten, dafs in Westfalen und im Harz der Dienstag zum Antritt eines Dienstes als besonders günstig gilt (Haltrich-Wolff S. 278). — Am Mittwoch ist es nicht gut, eine neue Arbeit zu beginnen; man hat kein Glück dabei (vgl. die Ztschr. „Am Urquell" I, 157). — Donnerstag ist in vielen Ortschaften der Hochzeitstag. Auch werden die meisten Wochenmärkte an diesem Tage abgehalten. — Am Freitag, heifst die Bauernregel, soll kein Neumond entstehen, lieber soll die Welt untergehen. Das Brot, das am Freitag gebacken wird, mifsrät, und wer an einem Freitag eine Reise antritt, der hat Unglück. Freitag im Neumond ist für alle Zauberei der geeignetste Tag (vergl. J. S. Kraufs, Volksgl. u. rel. Brauch d. Südslav. S. 135). „Am Freitag kommt hier und dort noch ein Kind ungekämmt in die Schule. ›Kämmen am Freitag bringt Ausschlag,‹ liefs die Mutter eines Schulmädchens dem Lehrer an der Bistritzer Vorstadtschule sagen; in Schwaben mehrt es das Ungeziefer" (Haltrich-Wolff S. 288). Freitagskinder sind Unglückskinder (über Wöchnerinnen am Freitag s. S. 139). — Am Sonnabend mufs die Sonne auch nur einmal durch die Wolken blicken (en zänken schenjen = in Zinken scheinen), damit der Kantor und die armen Waisen ihre Hemden trocknen können (Haltrich-Wolff S. 244). In Schwaben heifst es: sie scheine, wenn auch nur auf einige Augenblicke, weil die Mutter Gottes ihren Schleier trocknen

mufs[1]) (Birlinger, Volkstümliches 1, 189). Am Sonnabend soll man keine neue Arbeit beginnen, denn man wird damit nie fertig. In früheren Zeiten ward jede schwere Arbeit am Nachmittage dieses Tages vermieden. Am Abend des Samstags darf man nicht spinnen, denn man spinnt dann das Leichenhemd einer nahestehenden Person. —

„Eine ganz ähnliche Bedeutung wie die Tagwählerei", sagt Richard Andree (Ethnogr. Parallelen u. Vergleiche, Stuttg. 1878; S. 8), „hat der Angang, der nicht minder verbreitet ist. Tier, Mensch, Sache, auf die man früh morgens, wenn der Tag noch frisch ist, beim ersten Ausgange oder Unternehmen einer Reise stöfst, bezeichnen Heil oder Unheil und mahnen, das Begonnene fortzusetzen oder wieder aufzugeben." Wer am Morgen einem Zigeuner begegnet, wird Glück haben; die Begegnung mit einem rumänischen Pfarrer aber bedeutet Unglück, und die begonnene Reise soll man unterlassen, besonders wenn man von ihm angeredet wird. M. Binder schreibt: „Dieses glaubt ein sonst sehr vernünftiger Mann von Stande, so ungezweifelt, dafs derselbe schon oft, wenn ihm ein dergleichen Pope begegnet hat, seine vorgehabte Reise soll unterbrochen und auf der Stelle wieder zurück soll gekehrt sein." Roth (s. S. 82) schreibt: „Sihest du ain Pfarrherrn auf dain Reifs, so kehr du um; hast sunsten kain Glück, dene Pfarrherrn gehen die Teufel voran." Begegnet man einem Wolf, so hat man Glück; die Begegnung mit einem Hasen oder einem Juden bedeutet Unglück; ebenso widerfährt einem etwas Unangenehmes, wenn man einem alten Weib oder einem verkrüppelten Menschen begegnet.

Die Vorzeichen sind mannigfacher Art. „Sie wollen dem Menschen," schreibt Haltrich-Wolff (S. 315), „ohne sein Zutun Zukünftiges vorauskünden. Haus- und Wildtiere, Vögel, Pflanzen und Gestein, Sonne, Mond und Sterne,

[1]) Vgl. den magyarischen Glauben in meinem Werk: „Aus dem Volksl. d. Magyaren."

Körpermale und Träume, Totes und Lebendiges, Alles weissagt dem Gläubigen, was kommen wird, Glück oder Unglück. Ueberraschend wirkt die weitgehende, selbst das Unscheinbarste und Absonderlichste umfassende Uebereinstimmung, in der sich hier die verschiedensten Völker und Zeiten befinden. Man staunt darüber eine Weile, beruhigt sich aber gemeiniglich bald mit der für Alles passenden Erklärung, dafs der Zufall eben wunderlich sei. Gewifs hat auch der Zufall seine Hand im Spiele, aber es ist nicht möglich anzunehmen, dafs diese geradezu frappierende Gleichheit der Omina bei räumlich und zeitlich fernstehenden Völkern allein auf Zufall beruhe. Sie ist offenbar — es bleibt keine andere Erklärung übrig — in der immer und überall sich gleichbleibenden Menschennatur begründet. In der Tiefe der menschlichen Seele scheint ein mehr oder minder feststehendes symbolisches Wahrnehmungsvermögen zu liegen. Seit uralten Zeiten und überall redet man in gleichem beseelenden Sinne von der Mutter Erde, von geschwätzigen Quellen, vom Wolkenheer und Wolkenkampf, von schwangeren und fliegenden Wolken, vom rollenden und jagenden Gewitter, vom züngelnden Blitz. Und wie die Natursymbolik eine im allgemeinen feststehende ist, so ist es auch die Symbolik der Mienen und Gebärden und in gewissem Sinne auch die der Sprache. Das Erröten gilt überall als ein Zeichen innerer Erregung. Aergern wir uns, so steigt uns das Blut ins Gesicht. Drehen wir den Satz um, so haben wir den Weg zu dem allgemein giltigen Omen." Wollte man diesen Alltagsglauben der Völker, der in innigstem Zusammenhange mit dem Schicksalsglauben steht, naserümpfend bei Seite schieben, so hiefse das, eines der wichtigsten Kapitel der Volkskunde zu überschlagen. Kommen wird die Zeit, wo die Vergleichung dieses Alltagsglaubens aller bekannten Völker zu bedeutenden Schlüssen auf das Gefühlsleben der Menschheit führen mufs.

Aus der Fülle des diesbezüglichen Volksglaubens der Siebenbürger Sachsen will ich nur Einiges hervorheben; eine

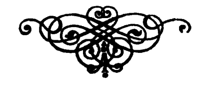
eingehendere Behandlung dieses Stoffes würde aber für sich schon einen ganzen Band füllen, und trotzdem wäre der Gegenstand noch lange nicht erschöpft.

Wer unversehens in menschlichen Kot tritt, der hat Glück in seinem Unternehmen. Ein gefundenes Hufeisen soll man an den Torbalken, gegen den Hof zu gekehrt, nageln, das bringt Glück. Von Kreuzwegen soll man keinen Gegenstand aufheben und heimtragen, denn man bringt damit Unglück ins Haus. Weifse Flecken in den Fingernägeln bedeuten Glück, schwarze dagegen Unheil, Todesfall. Wenn einem die Wangen brennen, so wird man von Jemandem gelästert; „klingt“ das rechte Ohr, so vernimmt man bald etwas Freudiges; Klingen des linken Ohres bedeutet das Entgegengesetzte. Wen die Nase juckt, den trifft Aergernis, und wenn man schluckt, so wird man von Jemandem beschimpft. Wer zweimal niefst, wird Glück haben; kein Glück hat er, wenn er nur einmal niefst. Juckt das rechte Auge, so sieht man bald etwas Erfreuliches; Jucken des linken Auges bedeutet etwas Schlimmes. Bei jedem Viehkauf mufs der Verkäufer von dem empfangenen Gelde dem Käufer einen Glückspfennig zurücklassen, sonst hat er kein Glück. Wenn man bei einem Geldgeschäfte das erste Geld fortgibt, so hat man kein Glück; auch mufs man es anspeien, dann bringt es mehr (Haltrich-Wolff S. 314). Bekommt man Handgeld von jungen Leuten, so bringt dies Glück. Abends darf man nicht in der Wohnung kehren, sonst kehrt man das Glück hinaus; auch darf man aus demselben Grunde den Kehricht nie über die Schwelle hinüberfegen. Salz und Knoblauch darf man nicht aus dem Hause geben, sonst gibt man das Glück mit. Salz und Brot mufs man in die neue Wohnung tragen, damit man dort keine Not leide. Den Brotlaib mit der oberen Rinde oder mit der angeschnittenen Seite auf den Tisch legen, bedeutet Unglück. Es ist nicht gut, mit dem Finger nach den Sternen zu zeigen; es geschieht ein Unglück. Ein vierblättriges Kleeblatt zu finden, ohne es gesucht zu haben, zeigt bevor-

stehendes Glück an. Zieht man ein Kleidungsstück verkehrt an, so bedeutet dies Unglück; Glück aber zeigt es an, wenn man ohne Absicht ein fremdes Kleidungsstück anzieht.

Sieht man auf dem Wege eine Rabenschar auffliegen, so wird man Mifserfolg haben. Wer eine Spinne am Morgen sieht, soll sie zertreten, denn sie zeigt Unheil an; die Spinne am Abend aber soll man leben lassen, denn sie bringt dem Menschen Glück. Sieht man auf dem Wege einen Menschen die Notdurft verrichten, so wird man Glück im Unternehmen haben. —

Man könnte diesen Schicksalsglauben den elementaren Gedankengang der Völker nennen. Eine eingehende Vergleichung wird dereinst eine überraschende Konsequenz in dem aufdecken, was zu häufig als lächerliche Lappalien, kaum der Erwähnung wert gehalten wurde und so unbeachtet verloren ging; wird auch hierin erkennen, „wie das in der Geschichte aufwachsende Gedankengebäude in derselben Weise von festen und unabänderlichen Gesetzen beherrscht wird, wie jeder Organismus, der zu Früchten reift, und wird mit den blendenden Spiegelungen des religiösen Horizontes die dunkeln Tiefen des Gemütes erhellen, aus denen das innere Seelenleben der Völker reflektiert“ (A. Bastian).





V.

Tiere im Volksglauben.

Mit dem Glauben an ein vorherbestimmtes Schicksal, an ein vorherbestimmtes „Glück und Unglück“ hängt auch der Glaube bezüglich der Tierorakel und Orakeltiere innig zusammen. Die meisten darauf bezüglichen Schlufsfolgerungen mögen sich im Volksglauben schon „in frühester Zeit das Ansehen feststehender Gesetze erworben haben, weil sie meist oder fast immer durch das Eintreffen der erwarteten Ereignisse gedeckt wurden; die meisten aber vererbten sich als Glaubenssätze von Generation auf Generation, wenn ihnen auch nur einigemal der Zufall und das kritiklose „post hoc error propter hoc“ als Beglaubigung zur Seite gestanden hatte“ [1]). Solche gelegentliche, vom Augenblick eingegebene, später aber traditionell von Generation auf Generation vererbte Schlufsfolgerungen aus Erscheinen und Treiben gewisser Tiere auf kommende Ereignisse, kennt auch das Volk der Siebenbürger Sachsen.

---

[1]) S. Hopf, Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit Stuttgart 1888), S. 229.

In den folgenden Blättern gebe ich nun eine systematische Zusammenstellung aller der Tiere, die im siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben eine Rolle spielen. Es entrollt sich uns damit ein Bild eines Volksglaubens und Brauches, das gewifs bei der einstigen Behandlung des Volksglaubens der germanischen Rasse von Bedeutung sein wird.

* * *

A. Säugetiere.

I. Flattertiere.

Fliegt eine Fledermaus nahe am Menschen vorbei, so reden Feinde von ihm Uebles. Flattert eine Fledermaus ans Fenster einer Krankenstube, so stirbt der Kranke bald. Die Fledermäuse verwickeln sich oft in die Haare des Menschen und bewirken dadurch den baldigen Tod der betreffenden Person. Mancherorts (Kronstadt, Tartlau, Grofs-Schenk) glaubt man, dafs Fledermäuse auch das Blut schlafender Menschen, besonders von Jungfrauen, saugen. Baut man einen Stall, so vergräbt man in manchen Ortschaften in den Grund eine Fledermaus und legt unter die untersten Balken oder Backsteine etwas Salz und Brot, ferner Kohlen aus einem Backofen, um die Hexen vom Gebäude fernzuhalten (vgl. R. F. Kaindl in der Ztschr. „Am Urquell“ I. 86). Träumt man von Fledermäusen, so trifft einen bald ein Verlust. Fliegen diese Tiere scharenweise am Abend herum, so kann man andauernd schönes Wetter erwarten.

II. Raubtiere.

1. Katzen.

Dafs die Katze im Volksglauben besonders als Hexentier eine grofse Rolle spielt, ist allgemein bekannt. Den Ägyptern war sie heilig als Tier der Nachtgöttin Bubastis,

die selber in Katzengestalt verehrt wurde (Friedrich, Symbolik u. Myth. der Natur, S. 424). In der indischen Mythologie ist die Katze das Symbol der kinderbeschützenden Schakti; bei den Germanen aber ist sie der Vanengöttin Freyja geheiligt, der Göttin der Fruchtbarkeit, Ehe und Liebe. In Feldorf bringen die sächsischen Brautknechte der Braut zur Morgengabe in einer Wiege, in Johannisdorf in einem verdeckten Kehrichttrog eine Katze und wiegen sie auf dem Tisch vor der Braut. In Kreuz kommt der Christmann auf einem mit Katzen bespannten Wagen gefahren (Haltrich-Wolff S. 290). Freyja fuhr auch auf einem Katzengespann. Wenn man ein neues Haus bezieht, so mufs man einen Hund oder eine Katze zuerst hineinwerfen, sonst stirbt bald ein Familienmitglied (Haltrich-Wolff S. 290). Unter eines Baumes Wurzel, der nicht tragen will, legt man eine schwarze Katze oder einen schwarzen Hund (ebenda). Wenn die Katzen im Hause schön aussehen, ist und bleibt auch das Vieh im Hofe gut (ebenda). Wer eine Katze totschlägt, der hat sieben Jahre lang kein Glück; und verschwindet die Katze aus dem Hause, ohne je wieder zu kommen, so stirbt bald ein Familienmitglied oder es trifft die Familie sonst ein Unglück. Hat man eine verlorene Katze wieder gefunden, mufs man sie dreimal um den Herdfufs drehen, dann läuft sie nicht fort, und man stiehlt sie auch nicht. Will man eine gestohlene Katze behalten, mufs man es auch so machen (Haltrich-Wolff S. 290). Putzt sich die Katze mit der rechten Pfote, so bedeutet es einen Besuch, dagegen das Fortgehen Jemandes, wenn sie es mit der linken tut. Maide sollen der Katze schmeicheln und sie gut füttern, sonst heiraten sie nicht, und umgekehrt bekommen Männer, die Katzen gern haben, keine Weiber (vgl. L. Freytag in der Zeitschr. „Am Urquell“ III. S. 160). Wenn Jemand ein Katzenhaar verschluckt, so bekommt er die Auszehrung. Kinder, die gerne mit Katzen spielen, werden „falsche“ Menschen. Wenn man Kinten (Ausschlag) im Mund-

winkel hat, nimmt man eine Katze und zieht ihren Schwanz durch den Mund, dann vergehen die Kinten (Brenndorf). Wenn einen „etwas trifft" (wenn er epileptisch wird), so soll man der Katze die Ohren abschneiden und das Blut dem „von der schweren Krankheit" Getroffenen geben, so vergeht das Uebel (Haltrich-Wolff S. 290). Begegnet ein Hochzeitszug einer Katze, so werden die Eheleute in Unfrieden leben. Der Angang der Katze bedeutet überhaupt nichts Gutes. Auf Katzen oder noch häufiger in solche verwandelt reiten die Hexen an den Versammlungsort (Müller, Sieb. Sagen, 2. Aufl. S. 116, 132, 133, 141). „Selbst das nächtliche Liebeskonzert der Katzen hat die unheimliche Doppelrolle des Tieres im Volksglauben unbedingt verstärkt, und alle Ueberlieferungen wimmeln geradezu von Katzensagen, eine so unheimlich wie die andere." Träumt man von Katzen, so wird man von „falschen" Leuten betrogen werden. Wenn sich die Katze lange putzt, so ändert sich das Wetter.

2. Hund.

Der Hund ist der Hüter vergrabener Schätze und verzauberter Jungfrauen. In dem Ziperin, einer Gegend bei Schweischer, ist eine Truhe voll Gold begraben. Ein Zigeuner grub einmal danach, fand auch die Truhe und sah das Geld; aber ein kleiner schwarzer Pudel hinderte ihn, dasselbe herauszunehmen. Und wie er dennoch nicht abstehen wollte, verlor sich der Pudel und es erschien ein Büffelochse, der dem Spaſs ein Ende machte (Müller S. 99). Zu dem Baiersdorfer Bauern Georg Hanek kam ein Gespenst. Es sah aus wie ein Windspiel und hatte Augen, nichts Anderes als zwei glühende Kohlen. Es packte den Bauern und führte ihn mit sich durch die Luft bis ans Dorfende, wo es ihn auf die Erde herabwarf (Müller S. 57). Hundeköpfe werden über Stalltüren gelegt, um das Vieh gegen Hexen zu sichern (Schuster a. a. O. S. 124). „Der gewaltige Fenriswolf, der im Kampfe gegen die Götter

am Ende der Welt seinen Rachen so weit aufsperrt, daſs der Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel berührt, Odins heulender Sturmeshund, wird von den Tartlauern im Kampfe gegen ihre Frauen als grauenerregende Seuche herbeigerufen. Eine Tartlauerin klagte in einem Eheprozeſs wider ihren Mann unter anderem: er habe sie gar hart verwünscht, er habe gesagt: der Wärlthankt saul dich friesen! = der Welthund soll dich fressen (Haltrich-Wolff S. 256). Im Volksglauben hat der Hund vieles mit der Katze gemein. Wenn die Hunde zum Himmel gekehrt heulen („garstig tun"), steht eine Feuersbrunst, wenn sie zur Erde gekehrt bellen, ein Todesfall in der Nähe bevor. Springt ein Hund an einen Kranken heran, so wird dieser bald genesen. Bellt ein Hund den Hochzeitszug an, so werden die Eheleute viel von neidischen Menschen zu leiden haben. Begegnet man einen Hund, so bedeutet dies Erfolg im Unternehmen. Träumt man von Hunden, so wird man mit Feinden zu tun haben. Friſst der Hund Gras, so wird es bald regnen.

3. Wolf.

Wenn Wölfe und Füchse bis auf den Marktplatz kommen, dann ist die Teuerung nicht fern (Haltrich-Wolff S. 291). Wenn man den Wolf bei Tisch erwähnt (rächt), so friſst er einem etwas. Wenn der Wolf der Herde nicht beikommen kann, so friſst er Maulwurfshügel, dann hat er Mut und reiſst Alles zusammen, was ihm vorkommt (Haltrich-Wolff S. 291). Der Angang des Wolfes gilt für glückverheiſsend. Heulende Wölfe zeigen freudige Begegnung an. Wolfszähne hängt man Säuglingen um den Hals, damit sie starke Zähne bekommen. Durch eine Wolfskehle läſst man die Bienen zum erstenmal im Jahre ausfliegen, damit sie „böse werden" und Raubbienen nicht in den Korb einlassen. Wolfshaare ist es gut in den Dachbalken zu stecken, um das Gebäude vor Feuer zu sichern (Burzenland). Träumt man von Wölfen, so steht einem ein schweres, aber erfolgreiches Unternehmen bevor.

4. Fuchs.

So wie der Wolf ist auch der Fuchs als Wegtier glückverheifsend (Haltrich-Wolff S. 291). Ein bellender Fuchs zeigt eine willkommene Neuigkeit an. Fuchshoden gedörrt und als Pulver eingenommen, erhöht die männliche Potenz. Einen Fuchsschwanz soll man auf dem Aufboden bewahren, um das Gebäude vor dem Blitz zu sichern. Träumt man von Füchsen, so wird man mit hinterlistigen Leuten zu tun haben.

5. Bär.

Sieht man einen Bären, so wird man in seinem Unternehmen „schwer vorwärts kommen“, träumt man von diesem Tiere, so steht einem eine „schwere Arbeit“ bevor.

6. Wiesel.

Sieht man dies Tier im Hofe oder Stalle, so trifft einen schwerer Verlust. Erscheint es in der Nähe eines Kranken, so zeigt es dessen baldigen Tod an. Sich beifsende Wiesel bedeuten Zank und Streit. Zum Schutze gegen das Wiesel, das als elbisches Wesen betrachtet wird, stellt man an manchen Orten in eine Stallecke einen Dreschflegel und einen Rocken mit Flachs oder Hanf und Spindel versehen, indem man spricht:

Wó te e Fråchen bäst,	Wenn du ein Frauchen bist,
se nom en spän	So nimm und spinn'
oder enträn;	Oder entrinn';
wó te e Måntchen bäst,	Wenn du ein Männchen bist,
se nom und dräsch	So nimm und drisch
oder entwäsch!	Oder entwisch!

Auch halten manche ein ausgestopftes Wieselfell im Stall, um das Euter der Kuh damit zu reiben, wenn die Milch blutig ist. In Tartlen lautet die Vorschrift ein wenig anders: Spinn mit der linken Hand und denk' dabei oder sprich: Wisel span oder entran! (Wiesel spinne oder entrinne.) Dann steckt man den Rocken samt Hanf, Spindel und Garn dorthin, woher „die Wiesel“ kommt und

wenn sie nicht spinnen kann, so verzieht sie sich (Haltrich-Wolff S. 276). Auch glaubt man an manchen Orten, das Wiesel sei die Seele ungeborener Kinder, welche die Mutter künstlich aus ihrem Leibe getrieben (vgl. Lippert a. a. O. S. 570). Wenn sich viele Wiesel an einem Orte zeigen, so steht ein trockenes Jahr mit wenig Regen bevor.

III. Nagetiere.

1. Maus und Ratte.

Schon bei den Alten ist die Maus ein dämonisches Tier. „Das Symbol des Todes ist die Maus um so leichter, als das ganze Wesen des Tieres für den oberflächlichen Beobachter etwas Unheimliches hat, und der arge Schade, den sie in den Scheunen wie auf den Feldern anrichtet, fällt schwer ins Gewicht. Um diesen schädlichen und gefürchteten Einfluſs aufzuheben und den bösen Zauber durch Gegenzauber zu bannen, pflegte man die Maus als sühnendes Opfertier darzubringen, und aus demselben Grunde spielt das Tierchen auch von alters her im sympathetischen Volksglauben eine nicht unwichtige Rolle; so wird das Symbol des Todes zu einem Symbole des Lebens, gerade wie das andere wichtigste chthonische Tier, die Schlange; beide erscheinen als Symbol der Seele, und deshalb kommt in vielen Sagen der Zug vor, daſs einem Schlafenden die Seele in Schlangen- oder Mausgestalt (viel seltener als Insekt) zeitweilig aus dem Munde kriecht“ (L. Freytag a. a. O. S. 190). Kinder soll man nicht mit offenem Munde schlafen lassen, denn die Seele schlüpft als Maus aus dem Leibe und das Kind stirbt (Kronstadt). Wenn einem Kinde ein Zahn ausfällt, muſs es ihn in ein Mausloch werfen und sagen: Maus, ich gebe dir einen beinernen, gib mir einen eisernen! Zieht man einer lebenden Maus einen Zwirnfaden durch beide Augen und bindet man diesen blutigen Faden einem Säugling um den Hals, so zahnt er leicht und leidet im Leben nie an Zahnschmerzen (vgl. Ploſs, Das Kind II.

229). Mäuseblut ist gut einzunehmen, wenn man die Gelbsucht hat. Kriecht eine Maus ins Krankenbett, so stirbt der Sieche bald. Wo sich viele Mäuse oder Ratten zeigen, dort tritt bald ein Unglücksfall ein. Träumt man von Mäusen, so hat man baldige Unannehmlichkeiten zu erwarten. Wenn im Herbste viele Mäuse im Dorfe sind, so wird der Winter gar streng sein.

2. Hase.

Man sieht nicht gern einen Hasen über den Weg laufen, denn das bedeutet Unglück (Haltrich-Wolff S. 291). Als der Fürst Sigmund und der kaiserliche General Georg Basta im Jahre 1601 mit ihren Haufen nicht weit von einander sich gegenüber lagen, liefsen sich in dem siebenbürgischen Lager viele Hasen sehen, das war, meint der Chronist Georg Kraufs, ein sicheres Anzeichen für die Furchtsamkeit der Siebenbürger und die bald darauf folgende Flucht derselben (Müller, 2. Aufl. S. 69). Als der Fürst Gabriel Bethlen am 28. Oktober 1613 nach Thorenburg kam, bewillkommnete ihn die dort liegende türkische Besatzung. Am folgenden Tage, bei Gelegenheit eines ihm zu Ehren veranstalteten Manövers, lief ein Hase vor einem anstürmenden Haufen von 10 000 Türken den Berg hinan, gerade auf Bethlen los. Ein grofser Türke auf weifsem Rofs jagt ihm nach, erreicht ihn, nimmt ihn in vollem Lauf mit der Hand von der Erde und legt ihn lebendig auf des Fürsten Sattelbaum. „Als solches die alten Türken sahen, nahmen sie ihre Bücher heraus und fingen an zu weissagen, was der Hase bedeuten würde, nämlich: dafs G. Bethlen ein grofsmächtiger Fürst und Herr sein würde, der alle seine Feinde würde überwinden, es seien heimliche oder öffentliche“ (Deutsche Fundgr. 1, 268; Müller, S. Sag., 2. Aufl. S. 71). Im Winter 1883 schofs man in der Mühlbacher Gegend einen fünffüfsigen Hasen, der statt des Schwanzes ein fufsähnliches Rudiment hatte. Er wurde verbrannt, weil man glaubte, es sei eine in einen Hasen ver-

wandelte Hexe. Viele Hexen haben am Leibe ein Zeichen, das einer Hasenpfote gleicht. Hasenfleisch, besonders Hasenhoden, gelten für ein Mittel gegen Impotenz und Kinderlosigkeit. Kinderlose Weiber sollen sich während den menses mit einem Hasenfell räuchern. Der Hase als österlicher Eierleger tritt im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen nur hie und da in den Städten auf. Träumt man von Hasen, so erlebt man bald einen grofsen Schrecken. Das nahezu schwierigste mythologische Tier, das überhaupt existiert und dessen Bedeutung immer noch nicht aufgeklärt ist, das ist eben der Hase. Seine Bedeutung hat bislang noch am klarsten L. Freytag dargelegt (a. a. O. S. 189). Seine trefflichen Auseinandersetzungen mögen hier vollinhaltlich stehen: „Im Altertum spielt der Hase (wie bei uns das Kaninchen) eine bedeutende Rolle als Symbol sexueller Fruchtbarkeit (Friedrich a. a. O. S. 434 ff.), und christliche Kirchenväter waren überzeugt, dafs das mosaische Verbot des Hasenfleischessens (3. Mose 11, 6) deshalb ergangen sei, weil das Hasenfleisch die sexuelle Leidenschaft mafslos steigere. Bei den Parsen ist der Hase ein Nachttier, also ein dämonisches Tier, und daraus will man seine Unglücksrolle im Volksglauben begreiflich machen. Drittens ist der Hase ein Symbol der Schnelligkeit und viertens metaphorisch das der Unsterblichkeit, insofern der Hase, wie es heifst, „mit offenen Augen schläft“ und dadurch das leichte Erwachen nach dem Tode symbolisch dargestellt werden soll. Dies ist der schwierigste Punkt von allen; aber auch Friedrich in seiner Symbolik der Natur stimmt dieser Auffassung bei (S. 436), denn er weist auf die Tatsache hin, dafs in den Volkssagen ein gehetzter Hase so oft in der Kirche und bei Heiligen Zuflucht und Rettung findet. Aber Schiller hat recht, wenn er sagt: „Und mit seinen Götterhänden schützt er das gequälte Tier,“ und die den halbtot gehetzten Hasen in der Kirche beschützende Bildsäule der heiligen Jungfrau vertritt hier lediglich die heidnische Göttin. Darum heifst es auch in den tiroler Volks-

traditionen bei Zingerle ganz richtig, dafs sich Hexen oft in Hasen verwandeln; das ist ganz natürlich, denn in den Hasen ist die doppelte Rolle der Göttin der Fruchtbarkeit und der schnellen Göttin vertreten. Und wenn der Jäger Glück hat, wenn ihm morgens beim Ausgang zuerst ein Wolf begegnet, Unglück aber, wenn ihm zuerst ein Hase über den Weg läuft, so hat man dahinter keinen mythologischen Tiefsinn zu suchen: der Wolf bringt Glück, denn er bezeichnet das Wild, das dem Jäger nahe kommt, und der Hase bringt Unglück, weil er das Wild bezeichnet, das schnell vor dem Jäger flieht. Die wirkliche doppelte symbolische Rolle des Hasen ist die der Fruchtbarkeit und der Schnelligkeit; er ist das Symbol der segnenden Götter, der Bringer und Träger der Fruchtbarkeit, und deshalb ist auch der Hase zum dämonischen, zum Hexentier geworden." Diese Auseinandersetzungen finden ihre Belege auch im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen. Ueber den Hasen als österlichen Eierleger sagt nun L. Freytag (vgl. Ztschr. d. Alpenvereins 1880 S. 212 ff.): „Der Hase ist ebenso wie der Bock das Symbol des schnellen Thorr, des Beschützers der landwirtschaftlichen Fruchtbarkeit. Die Ostern waren die Zeit der neuerwachenden Frühlingsfreude und Frühlingsfruchtbarkeit; darum bekamen auch zu den Ostern die Knaben Kuchen in Gestalt von Hasen, Hirschen und Hähnen, die Mädchen solche in Gestalt von Hennen. Schon bei den nordamerikanischen Indianern ist nun der Hase auch das Symbol der göttlichen Schnelligkeit, und in ihm erscheint geradezu der Himmelsgott personifiziert. Das schnellste aber ist der rote Blitz des Donnerers Thorr; das ist seine Lieblingsfarbe, und rotgefärbt sind auch die Ostereier. Thorr ist Beschützer des Landbaus und der Fruchtbarkeit, und insofern hütet auch der Hase sein Symbol, das österliche Eierlegen der Hennen, und wenn der Hase sie selber legt, so ist das ein volksmäfsiger, gewifs erst christlicher Mifsverstand. Diese meine Auffassung wird durch Friedrich (a. a. O. S. 692) bestärkt, der hervor-

hebt, „dafs schon die alten Parsen am Frühlingsfeste rotgefärbte Eier austauschten, und dafs diese eben Symbole der sexuellen, neu erwachenden Fruchtbarkeit sind; rot ist die Farbe der Sonne wie des Blitzes. Die Henne ist ein Symbol der Fruchtbarkeit und der Hase auch; nun ist dieser aber auch Symbol des starken, schützenden Gottes, und wenn aus dem das Eierlegen schützenden Hasen ein das Legen selber verrichtender Hase wird, so ist das wohl zu begreifen für die christliche Zeit, die heidnische Symbolik nicht mehr verstand." —

IV. Einhufer.

1. Pferd.

Gespenstische Rosse spielen auch im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen eine grofse Rolle. Auf dem Weg von Mühlbach nach Alvincz sieht man oft in der Nacht ein schwarzes Rofs windschnell einherjagen. Auf dem Johannisberg bei Schweischer läuft nachts ein schwarzes Füllen vor oder hinter den Reisenden einher, und ob sie es auch fortjagen, ist es immer gleich weit von ihnen (Müller, Sieb. Sagen, 2. Aufl. S. 57). Oft begegnet ein müder Wanderer einem solchen Rofs in der Nacht, und besteigt er es, so wird es von ihm durch die Luft ans Ziel seiner Reise geführt (Müller S. 94). In Pferdeschädeln findet man oft Kohlen oder Kröten, die sich in der Nacht in Gold verwandeln (Müller S. 117). Pferdeköpfe auf den Zäunen halten Hexen und böse Geister auf (Haltrich-Wolff S. 281). Wiehert ein Pferd vor einem Krankenhause, so wird der Sieche bald genesen. Begegnen eines freien Pferdes bedeutet Glück. Träumt man von Pferden, so erhält man unerwartet Geld oder Geschenke. Schnuppern die Pferde mit erhobenem Kopfe in der Luft herum, so naht Sturm und Regen.

2. Esel.

Der Esel gilt in jeder Beziehung für ein Glückstier. Der Angang des Esels wird als glückliches Vorzeichen be-

trachtet. Kommt ein Esel an einen Kranken heran, so wird dieser bald genesen. Flüstert man einem Esel irgend einen Wunsch ins Ohr und beutelt er dabei seinen Kopf, so geht der Wunsch in Erfüllung. Springt der freigelassene Esel herum, so gibt es in der Nähe bald eine Hochzeit oder eine Taufe. Träumt man von einem Esel, so wird man bald eine grofse Freude erleben. Eselgeschrei zeigt Regen an.

V. Wiederkäuer.

1. Rind.

Brüllt eine Kuh vor dem Tore, so wird man bald eine freudige Nachricht hören. Begegnet ein Hochzeitszug einer säugenden Kuh, so wird die Ehe glücklich sein. Eine Kuh zu begegnen, gilt für glückverheifsend. Träumt man von einem Rind, so hat man Erfolg in irgend einer bedeutenden Unternehmung. Schnuppern die Rinder in der Luft herum, so gibt es bald Regen; ebenso wenn sie auf der Weide hastig grasen.

2. Schaf.

Eine begegnende Schafherde zeigt dem Wanderer Glück an; laufen aber die Schafe vor ihm scheu davon, so ist dies ein ungünstiges Vorzeichen. Träumt man von Schafen, so erhält man bald ein Geschenk. Wenn sich die Schafe dicht zusammendrängen, so ist Sturm im Anzug, lassen sie sich abends schwer zur Hürde treiben, so kann man auf andauernd schönes Wetter hoffen.

3. Ziegen.

Ganz das Entgegengesetzte gilt auch bei den Siebenbürger Sachsen von der Ziege. Der Angang der Ziege ist unheilverkündend. In Begleitung der Riesen, Hexen und Teufel tritt die Ziege auf. Welche Bedeutung die Bockfüfse haben, ist weltbekannt. „Durch die Einführung des Christentums schwinden die heidnischen Götter für das

Volk durchaus nicht in Wesenlosigkeit, aber aus den Göttern werden Teufel und Dämonen, und als solchen schwören ihnen auch die ersten christlichen Täuflinge in feierlichster Form ab; Odhinn und Thorr stehen hier in begreiflichster vorderster Reihe. So erscheinen denn auch von da ab die Teufel mit Bockfüfsen, Hahnenfüfsen oder Pferdefüfsen (war doch das Pferd das heiligste heidnische Opfertier), und wenn in der Tradition ein unheimlicher Fremdling den Bock-, Hahnen- oder Pferdefufs zeigt, so wird er sofort als Teufel, d. h. als heidnischer Gott erkannt; natürlich wird das Attribut des blofsen Symbols dem Gotte selber beigelegt. Dieser Zug kehrt immer wieder und spielt in Hexenprozefsakten eine verhängnisvolle Rolle" (L. Freytag a. a. O. S. 159). Und so ist es auch im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen. In vielen Ställen werden zur Verscheuchung der Hexen schwarze Ziegenböcke gehalten, deren Geruch sie nicht sollen vertragen können (Haltrich-Wolff S. 278). Die Heldenburg bei Krizba haben der Sage nach Riesen erbaut und die Spuren der ruhenden Riesenjungfrau und die ihrer steten Begleiterin, einer Ziege, haben sich dem festen Gestein so eingeprägt, dafs sie noch heute kenntlich sind (Müller 2. Aufl. S. 27). Der Thorrmythus in seiner Verquickung mit dem Teufel tritt auf bedeutsame Weise in folgender siebenbürgisch-sächsischen Sage hervor: „Um Mitternacht ging einst ein Knabe mit drei Gefäfsen zum Moorbrunnen, um Wasser zu holen. Die drei Gefäfse hatte er sich mit einem neuen weifsen Handtuche wohl verbunden, um sie leichter tragen zu können. Als er bei der Steinbrücke, die im Dorfe steht, vorüberging, erschien ihm plötzlich ein alter Mann mit einem langen grauen Bart, der hatte ein weifses Leintuch über dem Kopfe. Der Knabe erschrack, als er diese Erscheinung sah und wollte ihr ausweichen und weitergehen. Da hörte er den Greis, wie er mit freundlicher Stimme sprach: „Tritt nur näher, mein Kind, es soll dir nichts geschehen; ich habe ja eine Bitte

an dich; gib mir ein weifses Stückchen von dir!“ Der Knabe schnitt ein Stück vom Handtuch ab, gab es ihm hin und ging zum Brunnen. Als er zurückkam, stand an der Stelle, wo er den Greis gesehen hatte, eine weifse Ziege und bat ihn auch um ein weifses Zeichen. Er gab auch ihr ein Stückchen vom Handtuch. Am anderen Tage grub der Knabe an der Stelle, wo der Greis und die Ziege gestanden, nach und fand einen Kessel. Da trat eine Jungfrau mit weifsen Haaren und weifsen Kleidern an ihn heran und verlangte ein weifses Zeichen. Er gab ihr seine weifse Pelzkappe, die sie aber mit den Worten zurückwies: „Nein, deine Pelzkappe mag ich nicht nehmen, denn mit dieser sollst du deinen Schatz messen; gib mir sonst etwas von dir!“ Der Knabe schnitt einen Streifen von seinem Hemde ab und gab ihn ihr, worauf sie sprach: „Gehe nun heim, aber sage Niemandem etwas, bis du in dein Haus getreten bist, sonst wirst du den Schatz verlieren.“ Die Jungfrau verschwand und der Knabe trug den Kessel heim und stellte ihn, ohne dafs er ein Wort gesprochen hatte, auf den Tisch. Der Deckel des Kessels sprang auf und Greis, Ziege und Jungfrau standen in einer Reihe vor ihm auf dem Tische. Gleich darauf wurde es so licht in dem Zimmer, als ob man tausend Kerzen angezündet hätte. Da rief der verwunderte Knabe: „Gott sei Dank!“ Im Nu waren Greis, Ziege und Jungfrau verschwunden. Der Knabe fing an, den mit Goldstücken angefüllten Kessel zu leeren, und weil er kein anderes Gefäfs hatte, nahm er seine weifse Pelzmütze, füllte sie mit den Goldstücken aus dem Kessel und leerte sie in die Truhe aus. Das ging so eine Zeit. Als aber der Knabe sah, dafs sich das Herausgenommene im Kessel gar nicht kannte, da rief er verwundert: „Was der Teufel, die Truhe ist bald voll und im Kessel kennt sich noch nichts. Wie lange soll ich denn hier noch messen?“ Im Augenblick war der Kessel leer und eine Schale aus Ton stand auf dem Tische und daneben stand ein schwarzer Mann mit pech-

schwarzem Barte, funkelnden Augen, eine rote Mütze auf dem Kopfe und in der Hand einen Schlägel mit Reifentreiber, neben ihm aber stand eine schwarze Ziege und eine schwarze Jungfrau. Schwefelgeruch — heifst es in einer Relation dieser Sage — erfüllte die Stube. In seiner Angst rief der Knabe: „Gott, was soll ich mit diesen da anfangen?“ Da verschwanden die schwarzen Gestalten. Der Kessel war wieder auf dem Tische, aber leer. Das herausgenommene Geld aber lag in der Truhe. Eine rauhe Stimme rief: „Hättest du den Namen des Teufels nicht ausgesprochen, so würde der Kessel niemals leer geworden sein“ (vgl. Müller 2. Aufl. S. 27). — Ziegenmilch ist ein gutes Mittel gegen Auszehrung. Störrischen Pferden soll man eine Schnur aus Ziegenhaaren um den Hals binden, damit sie nicht scheu werden. Gräbt man nach einem verborgenen Schatze, so soll man den Ort mit einer solchen Schnur abgrenzen, damit während dem Graben der Schatz nicht „fortschiefse“, d. h. verschwinde. Träumt man von Ziegen, so ändert sich das Wetter. Kämpfen die Ziegen miteinander, so kommt schlechtes Wetter. „Der volksfreundliche Thorr (der ja eigentlich älter ist als Odhinn) ist Heilgott und Wettergott zugleich; so wird es begreiflich, dafs Ziegen diese doppelte Rolle spielen, und so wird überhaupt vieles verständlich, was uns im medizinischen und im Wetterglauben des Volkes als unfafsbar erscheint“ (L. Freytag a. a. O. S. 159).

VI. Vielhufer.

1. Schwein.

Der Angang dieses Tieres gilt für ein sehr günstiges Zeichen. Wer von Schweinen träumt, hat Glück; so glauben die einen, die anderen aber, so die Malmkroger und Mettersdorfer meinen, dafs dann Jemand aus der Familie sterbe (Haltrich-Wolff S. 292). Wühlt das Schwein vor der Haustüre, so stirbt Jemand aus dem Hause

oder es trifft sonst ein Unglück die Familie. Das Schwein als Schatzhüter tritt oft in Sagen auf (Müller 2. Aufl. S. 84. 91).

VII. Maulwurf.

Wer einen Maulwurf ertappt, mit den Fingern im Nacken faſst und an die Sonne hält, bis er stirbt, der erhält in seinen Fingern die Kraft, wehe Brüste säugender Frauen durch Berührung zu heilen (Haltrich-Wolff S. 292). Wühlen die Maulwürfe noch spät im Herbste die Erde auf, so ist ein kurzer und gelinder Winter zu erwarten. Trinkt man Maulwurfsblut zu geeigneter Stunde, die aber Niemand weiſs, so kann man verborgene Schätze sehen. Träumt man vom Maulwurf, so wird man mit Feinden zu tun haben.

B. Vögel.

I. Raubvögel.

1. Tagraubvögel.

Alle die zu dieser Klasse gehörigen Raubvögel erscheinen im siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben als ungünstiges Zeichen. Von den Krähen erzählt man: Im August, so nach dem Schnitt, sammeln sich gewöhnlich die Krähen in Haufen von vielen Tausenden und verschwinden darauf für einige Wochen. Nur hin und wieder sieht man eine Zurückgebliebene einsam in den Stoppeln spazieren. Aber von den Fortgezogenen führt zu der Zeit eine jede eine Kornähre zu dem babylonischen Turm (Müller 2. Aufl. S. 167). Vor seinem Tode träumte dem siebenbürgischen Fürsten Gabriel Báthori: zwei Geier setzten sich auf seinen Kopf, schlügen ihn mit den Flügeln und hackten ihm die Augen aus (Müller S. 197). Träumt man von Raubvögeln, so trifft einen groſses Unglück. In den Zeiten Rákoczi II. stand über Hermannstadt am hellen Tage eine männliche

Gestalt in der Luft, nackt und ein Schwert in der Hand haltend. Die Stadt Klausenburg umzogen Mädchengestalten mit entsetzlichem Wehruf. Auf den Feldern aber versammelten sich scharenweise grofse alte Geier, jagten das Vieh und brachten es um; so auch die Menschen, welche von ihnen ohne Scheu bis in die Dörfer verfolgt wurden (Müller S. 196). „Der Rabe gilt wohl wegen seines schwarzen Gefieders, seines heiseren Geschreies und wegen seiner Leichenspeise allerwärts als Unglücks- und Todesbote. Seine Farbe deutet die dunkle Sturmeswolke an. Wenn ein Rabe oder eine Krähe einzeln in einem Orte krähet, so stehet ein grofses Unglück bevor. Das Unglück von Bun soll durch einen ähnlichen Unglücksvogel vorausverkündigt worden sein, wie überhaupt bei diesem erschütternden Unfalle mancherlei Aberglauben zu Tage trat. Am 13. Mai 1870 nach sechs Uhr nachmittags ergofs sich nämlich über das eine Stunde oberhalb Schässburg in einem engen Seitentale der Kokel gelegene Dorf Grofs-Bun ein Wolkenbruch, dessen Gewässer innerhalb zwei Stunden über sechzig Wohnhäuser samt Wirtschaftsgebäuden und an 200 Menschen in denselben, die in den Fluten ihr Grab fanden, mit sich fortrissen: ein Unglück, das durch sein plötzliches Hereinbrechen weithin allgemeines Entsetzen verbreitete. Wenn Raben schreiend über das Dorf fliegen, sagt man in Tartlen, so wollen sie Fleisch haben; es stirbt Jemand im Orte. Wenn man Garn einäschert, mufs ein Knabe sorgen, dafs nicht eine Krähe auf das Dach kommt, sonst wird das Garn zu Werg. Wenn eine Krähe auf dem Dache schreit, kommt ein Gast. Wenn die Krähen nachts schreien, kommt Aufruhr unter das Volk“ (Haltrich-Wolff S. 293). Wer Krähenaugen in der Neujahrsnacht ifst, der sieht in der Nacht gerade so, wie am Tage. Fliegen Krähen oder Raben lärmend vom Felde heim, so ändert sich das Wetter. — Die Elster ist auch ein unheilbringender Vogel. Wen kreischende Elstern auf dem Wege begleiten, dem

stirbt Jemand aus der Anverwandtschaft (Malmkrog). Wenn eine Elster über den Weg läuft, sagen die Tartler, kommt eine Neuigkeit in die Familie, aber es ist selten eine angenehme (Haltrich-Wolff S. 293). Kreischt eine Elster vor der Türe, so kommt ein Gast. Putzen sich die Elstern das Gefieder, so ändert sich das Wetter.

2. Nachtraubvögel.

Die Eule heifst in Bekokten der Totenvogel, in Tartlau der Sterbevogel, in Bulkesch der Leichenvogel, anderen Orts Tschuvik; in der Schweiz Kivit (magyarisch schreit sie: Ki-vidd! = trag' hinaus, d. h. die Leiche auf den Friedhof). Neben dem Hunde ist die Eule der gefürchtetste Todesbote. Man soll ihren Schrei nicht nachahmen, sonst stirbt man. Schreit sie in der Nähe eines Kranken, so zeigt sie dessen Tod an. Sieht man Nachtvögel am Tage, so trifft einen bald grofses Unglück; ebenso wenn man von diesen Vögeln träumt. Hält man das Auge einer getöteten Eule, das vorher neun Tage lang in Essig gelegen ist, vor eine brennende Kerze, so kann man darin seine zukünftigen Kinder erblicken; und bindet man eine Eule am linken Fufse an einen Baum, so befindet sich der Gegenstand, der Jemandem gestohlen worden ist, in der Richtung, in welche die Eule zu fliegen bestrebt ist (dasselbe glauben auch die Zigeuner; siehe mein Werk: „Aus dem innern Leben der Zigeuner," S. 127).

III. Wilde Vögel.

Von den wilden Vögeln kommen im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen folgende vor: Sperling, Gimpel, Schwalbe, Kuckuck und Storch.

Als am 10. Oktober 1612 der Kronstädter Stadtrichter Michael Weifs vor der Schlacht von Marienburg die Reihen seiner Krieger vor dem Kronstädter Klostertor aufstellte und musterte, kam plötzlich ein weifser Sperling — andere sagen eine weifse Schwalbe — geflogen und setzte

sich auf seines Helmes Spitze. Die Schlacht endigte unglücklich; Weiſs selbst fiel (vgl. Müller 2. Aufl. S. 70). Fliegt ein Sperling in eine Wohnung, so zeigt er schlechte Nachrichten an. Fliegen Sperlinge beim Herannahen eines Menschen auf, so vernimmt er bald eine böse Nachricht. Träumt man von Sperlingen, so erleidet man bald einen Schaden. Baden sich diese Vögel im Sande, so ändert sich das Wetter. — Einen Gimpel ist es gut im Käfig zu halten; er „zieht den Rotlauf“ der Hausbewohner an sich; auch sichert er das Gebäude vor dem Blitze. — Das Haus, an dem Schwalben ihr Nest bauen, ist sicher vor Erdbeben und Feuersgefahr. Eine Schwalbe zu töten oder ihr Nest zu zerstören, bringt Unheil. Wer eine Schwalbe tötet, dessen Kuh gibt blutige Milch (Tartlen). Wenn man im Frühling die erste Schwalbe sieht, soll man sich ausschuhen und die Fuſssohlen untersuchen; findet man ein weiſses Härchen daran, so wird man — wie die Katzendorfer und Groſs-Alischer behaupten — glücklich (Haltrich-Wolff S. 294). Wenn Schwalben sieben Jahre lang an einem Hause nisten, so hinterlassen sie im Neste ein Steinchen, mit dessen Hilfe man sich bei Jedermann beliebt machen kann. Berührt man Jemanden mit diesem Steine, so muſs er einen lieben (vgl. Freytag a. a. O. S. 275). Die echt germanische Schwalbenliebe kommt also auch im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen zum Ausdruck. Diejenigen aber, sagt mit Recht Freytag, die dem Volke diesen harmlosen Glauben nehmen wollen, versündigen sich an der Volksseele und wissen nicht, was sie tun. Glücklicherweise sind wir noch nicht so weit, und nach wie vor gilt in unserem Volke das Wort, daſs die Zerstörung eines Storchen- oder Schwalbennestes ein verderbenbringendes Unglück ist. — Wenn der Kuckuck in die Haus- und Hofgärten kommt, so regnet es. Schreit er im Dorfe, so kommt ein armes Jahr. Wenn man zum ersten Mal im Jahre den Kuckuck rufen hört und ihn fragt:

Kukukkniecht,	Kuckuckknecht,
só mer Riecht,	sag' mir Recht,
wefel Jór sål ich liewen?	wie viele Jahre soll ich leben?

und er dann noch weiter ruft, so hat man nur zu zählen, um die Zahl der Jahre zu erfahren. Ledigen Leuten sagt er, wie viele Jahre sie unverheiratet bleiben sollen. Wenn man im Frühjahr den Kuckuck zuerst schreien hört, soll man sich vorwärts über den Kopf überschlagen, dann tut einem der Rücken das ganze Jahr über nicht wehe. Hört man beim ersten Austritt aus dem Hause früh morgens den Kuckuck rufen, so vernimmt man bald eine Neuigkeit. Hört man ihn bei wichtigem Gange rechter Hand rufen, so ist dies ein glückliches Vorzeichen; ruft er linker Hand, so hat man Mifserfolg. — Ueber den Storch gilt dasselbe, was über die Schwalbe gesagt worden ist. —

IV. Hausvögel.

Schätze bewachende Geister erscheinen oft in Gestalt einer Henne. In Mühlbach grub ein Mann nach Schätzen und fand dabei in der Erde einen Ofen, in welchem eine Henne, dem Anscheine nach tot, auf Eiern safs. Aergerlich warf der Mann, der sich in seiner Hoffnung auf einen Schatz getäuscht glaubte, Ofen und Henne und Eier hinaus auf die Strafse, und auf der Stelle waren Ofen und Henne und Eier und Alles verschwunden. Der Mann hatte sein Glück verscherzt; die Eier waren der Schatz und hätten sich später in Gold verwandelt (Müller 2. Aufl. S. 41). Auch bei Wolkendorf liegt ein Schatz begraben, den Truthühner bewachen (ebenda S. 86). In Mühlbach sitzt in einem Hause mitten im Keller eine schwarze Henne auf vielen Eiern (ebenda S. 90). „Gerne verwandeln sich Hexen in schwarze Hühner; schädigt man diese an etwas, so empfindet die Hexe den Schmerz. Ein alter Mann in Grofs-Schenk hieb einer solchen verdächtigen Henne einst eine Zehe ab und zeigte dieses sogleich dem Gericht an und drang auf Haussuchung, damit man der Trude ihr Recht

könne widerfahren lassen. Die Haussuchung wurde zwar vorgenommen; allein man schlug die ganze Sache nieder. Aber wem seit der Zeit ein Finger fehlte, das war die N. N. Die Enkelin desselben Mannes ging in einer Nacht barfuſs über die Hausflur. Da fuhr es ihr plötzlich in die Füſse; man hat seitdem viel versucht mit ihr, um ihr die Gesundheit wiederzugeben; aber es wird schwer helfen, denn sie hat in eine Trudentrappe getreten" (Müller 2. Aufl. S. 134). Kräht eine Henne wie ein Hahn, so bedeutet dies einen Todesfall oder sonst ein groſses Unglück; desgleichen wenn eine Henne ein weichschaliges Ei legt. Zankende Hühner bedeuten Zank und Streit im Hause. Träumt man von Hühnern, so wird man etwas Angenehmes erleben; träumt man aber von Eiern, so bedeutet dies groſsen Schaden, ja sogar Todesfall. Begeben sich die Hühner zeitig zur Ruhe, so ist Regen im Anzug. Gänse und Enten spielen nur bei der Wetterprophezeiung eine Rolle. Fliegen die Gänse zeitig im Herbste über das Dorf, so tritt der Winter zeitig ein. Baden sich Enten und Gänse mit lautem Geschrei, so tritt Tauwetter oder Regen ein. —

V. Schlangen, Kröten.

Die Schlange als Schatzhüterin spielt auch im siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben eine Rolle (Müller S. 44. 84). In den Ueberlieferungen ist zu unterscheiden zwischen natürlichen und verwünschten Schlangen. Letztere müssen, bis ihr Erlöser kommt, an dem Fluche ihrer dämonischen Verwandlung tragen. Wer die Krone des Schlangenkönigs erlangen kann, der wird reich und glücklich. Ladet man in der Neujahrsnacht eine Natter in die Flinte, so verfehlt man mit diesem Gewehre im folgenden Jahre nie das Ziel. Gegen Schlangenbiſs hilft ein Dekokt von Eschenblättern oder Eschenzweigen. In der Nähe einer Esche haust keine Schlange. Zwischen der Esche und der Schlange ist die Feindschaft uralt, und die Eschenblätter sind uralt heilig gegen Schlangenzauber (Friedrich a. a. O. S. 184).

Die Esche ist ja das Abbild der heiligen Weltesche Yggdrasill. An manchen Orten pflegen die Leute der Hausschlange jeden Abend in einem Teller an einem bestimmten Orte Milch hinzusetzen, damit sie das Haus vor Feuer und Unglück bewahre. So in Agnethlen und Zuckmantel. Bedeckt man den Teller voll Milch zur Hälfte mit einem weifsen Tuch, so kann es geschehen, dafs die Hausschlange, so sie ein Schlangenkönig ist, ihr Krönlein auf das Tuch hinlegt und sich entfernt (Haltrich-Wolff S. 310; vgl. „Germania" 29, 101). Auf jedem Hofe ist eine Natter; wenn man die umbringt, so stirbt der ganze Hof aus (Tartlen). Ueber den Drachen berichtet der siebenbürgisch-sächsische Volksglauben: Man sieht den Drachen oft in Gestalt eines Heubaumes mit Feuer über das Dorf fahren. Manchmal kehrt er auch durch den Schornstein in ein Haus ein und läfst entweder Geld oder Feuer zurück. Viele glauben, bisweilen sei ein feuriger Drachen in Gestalt eines langen Sackes, der ganz mit gestohlenem Korn angefüllt gewesen, gekommen und habe das Korn einzelnen bevorzugten Menschen zugeführt. Eine solche Erscheinung wollen ihrer mehrere vor wenigen Jahren erst gesehen haben (Haltrich-Wolff S. 811). Hebt einer beim Dreschen besonders viel Korn auf, so sagt man in Henndorf: „Der hat sich in der Nacht Korn schütten lassen vom Drachen," und in Arkeden wieder hört man den Drachen über der Scheune fragen: „Sal ich schüdden?" (soll ich schütten?); erwidert man darauf: „Schüd, bäs te gedannnert bäst" (schütt', bis du gedonnert bist), dann schüttet er Korn fort und fort, bis es zum Scheunentore hinausfliefst (G. A. Heinrich a. a. O. S. 32). Wenn bei Nacht der feurige Drache Jemandem erscheint, so stecke man schnell eine Gabel in die Erde, und er kann einem nichts antun (Haltrich-Wolff S. 311).

In gleicher Weise haben auch die Kröten grofse zauberwirkende Kraft. So kommen sie oft über das ausgedroschene Getreide auf der Tenne und verschleppen die Körner. Damit man durch sie nun nicht Schaden leide,

wird insbesondere die Kellerkröte geschont. Und in Wurmloch erzählen sich die Kinder geheimnisvoll, dafs der und der mächtige Kröten in seiner Scheune oder seinem Keller unter einem Steine verborgen halte, die er ausschicke, des Nachbars ausgedroschenes Korn von der Tenne ihm heimzubringen (Heinrich S. 32). Wer hexen kann, hat Ameisen und Kröten in Sold. Einem Bauer in Grofs-Schenk stahl eine Trude das Korn aus dem Kasten. Einst kommt er vom Felde nach Hause und findet eine Kröte im Kasten, er will sie mit der Axt töten, vermag es aber nicht, da er diese in der rechten Hand hat. Als er sie in die linke nahm, verschwand die Kröte (Haltrich-Wolff S. 311). „Schon in der altpersischen Religion erscheinen die vom bösen Prinzip geschaffenen bösen Geister in Krötengestalt, und nicht blofs im Altertum, sondern bis tief in die Neuzeit herauf erscheint die Kröte als ein furchtbar giftiges, den unterirdischen Mächten angehöriges Geschöpf; der scharfe Saft, den das ebenso häfsliche wie harmlose und nützliche Tier, verfolgt, von sich spritzt, galt für den Ausflufs feindseligster Gesinnung“ (L. Freytag a. a. O. S. 191). Wenn einen die Kröte bepifst, so bekommt man Krätzen. Dafs dies dämonische Tier auch im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen als Hüter verwünschter Schätze auftritt und in den Hexenprozessen eine verhängnisvolle Rolle spielt, ist selbstverständlich. In der Kond, einer Halde bei Regen, fand ein Mann einen Pferdekopf mit Fröschen gefüllt. Er warf ihn seinem schlafenden Nachbarn zum offenen Fenster in die Stube hinein. Am nächsten Morgen hatten sich diese Tiere in lauteres Gold verwandelt (Müller 2. Aufl. S. 94). Eine alte Hexe kam einst in Gestalt einer Kröte zu einem Landmann auf das Feld, welcher eben seinen warmen Hirsebrei verzehrte. Er träufelte ihr einige Tropfen davon auf den Rücken. Die Kröte entfernte sich sogleich. Nach einigen Tagen kam ein altes Weib zu ihm und beschenkte seinen Sohn mit einem Gürtel. Die Frau stand im Rufe, eine Hexe zu

sein, weshalb der Bauer den Gürtel zuerst seinem Hunde anlegte. Alsobald fing dieser an zu wimmern und zu heulen, schwoll auf und barst. Der Bauer klagte die Hexe vor Gericht an, wo sie beim Verhöre gestand, wie der Bauer sie damals beschädigt und sie jetzt ihre Rache an ihm habe ausüben wollen (Müller S. 140). Erblickt man eine Kröte, so soll man ausspeien, sonst trifft einen ein Unglück. Erblickt man aber viele Kröten beisammen, so bekommt man unerwartetes Geld. Träumt man von Fröschen oder Kröten, so wird man einen Schaden erleiden. Quacken die Frösche laut, so kann man andauernd schönes Wetter erwarten. —

VI. Insekten.

„Spielen" die Mücken im Abendsonnenschein, so dauert das schöne Wetter noch lange an. In einem Mühlbächer Hexenprozesse heifst es: Eine Frau hatte zwei Arbeiter genommen und arbeitete mit denselben den ganzen Vormittag ununterbrochen in ihrem Weingarten. Nach dem Mittagsmahl legten sie sich, wie gewöhnlich ist, nieder, um ein wenig auszuruhen. Um die zweite Stunde nachmittags erhoben sich die Arbeiter und wollten auch die Frau wecken, welche auf dem Rücken unbeweglich und mit offenem Munde dalag. Sie rüttelten und schüttelten an ihr und schrieen ihr ins Ohr. Umsonst; sie lag wie tot und war nicht zu erwecken. Da liefsen die Arbeiter sie liegen und gingen an ihr Geschäft. Um Feierabendzeit kamen sie wieder, um sich samt der Frau auf den Weg zu machen. Sie fanden die letztere noch immer in derselben Lage, wie sie dieselbe verlassen hatten, auf dem Rücken liegend, unbeweglich, mit offenem Munde, einem Toten ähnlich. Indem sie sie staunend betrachteten, kam eine grofse Mücke daher gesummt. Einer der Arbeiter hatte einen ledernen Beutel, fing sie und steckte sie in denselben. Darauf wurden verschiedene Versuche gemacht, an der Frau irgend ein Zeichen von Leben zu entdecken, jedoch immer umsonst. Nach

ungefähr einer Stunde wurde die Mücke aus ihrer Haft entlassen und flog sogleich in den Mund der Frau, welche sofort aufwachte. Nun waren die beiden Arbeiter nicht länger im Zweifel, dafs die Frau eine Hexe sei (Müller, S. Sag. 2. Aufl. S. 150). Schlafenden Kindern soll man den offenen Mund bedecken, damit ihre Seele nicht als Mücke davonfliege. In manchen Ortschaften glaubt man, die Seele verlasse den toten Körper als summende Biene, die in 24 Stunden zum Himmel wandert (G. Schuller a. a. O. S. 41). Wenn der Hausherr stirbt, mufs man es dem Vieh im Stalle und den Bienen klagend mitteilen, sonst hat man Unglück (Haltrich-Wolff S. 295). Träumt man von Bienen, so wird man durch Feuer Schaden erleiden. —

Dies wäre denn die Zusammenstellung aller der Tiere, die im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen eine Rolle spielen. Die Tiere haben eben im Glauben erhebliche Reste hinterlassen; davon ist vieles altmythischen, pangermanischen Ursprungs, manches aber im Laufe der Zeit und durch christliche Färbung unkenntlich oder gar sinnlos geworden. Hieraus lassen sich eben mancherlei Widersprüche im Volksglauben erklären. Religionsgeschichtliche Forschung aber mufs mit jedem Kapitel des Volksglaubens rechnen, sei dasselbe auch noch so vergilbt und verwischt.





VI.

Tod und Totenfetische.

Kein Zweig des Volksglaubens ist von dem Alles zersetzenden Einflufs der Kultur so wenig berührt worden, als die Totengebräuche. „Die bedeutsamsten Ueberreste des ältesten Glaubens," sagt F. S. Kraufs (Ztschr. d. Ver. f. Volksk. I S. 148), „behaupten sich bei allen Völkern in den Totengebräuchen, denn sie unterliegen verhältnismäfsig wenigen Veränderungen, da sie durch die besonderen, Herz und Gemüt aufs mächtigste erschütternden Ereignisse eine eigene Weihe und Heiligkeit besitzen, infolge welcher sie immer wieder neu aufgefrischt und in Uebung erhalten werden." In den Totengebräuchen offenbaren sich eben die allerursprünglichsten und einfachsten religiösen Vorstellungen, die sich eben aus diesem Grunde für religionsgeschichtliche Forschung und vergleichende Völkerpsychologie von ungemein grofsem Werte erweisen. Und wenn auch der eigentliche Sinn dieser Gebräuche bei vielen Völkern schon längst in Vergessenheit geraten ist, so bleibt ihnen doch noch immer die allgemeine Sanktion. Das Tun bringt Glück, das Unterlassen Unglück. „Grofse Fortschritte," sagt Lippert, „hat die Menschheit nie ge-

macht; auch in unserem Jahrhundert lassen wir uns durch viele neue Lebensformen über den Fortschritt des Geistes täuschen."

Die Totengebräuche der Siebenbürger Sachsen weisen in mancher Richtung unverwischte Ursprünglichkeit auf, wenn sie auch vielfach — wie dies nicht anders der Fall sein kann — mit christlichen Anschauungen versetzt sind.

Der Tod wird im sächsischen Volksglauben allgemein als ein bleiches Gerippe dargestellt, das eine Sense oder eine Sichel in der Hand hält. So tritt er zum Totkranken heran, blickt auf die Uhr und mäht, sobald die Todesstunde schlägt, dem Menschen unsichtbar den Kopf ab, wobei er die langen Zähne fletscht; daher sein häufiger Beiname „der Longzandich" (Langzähnige). An manchen Orten erscheint er als spindeldürrer Greis, der in Leintuch gehüllt ist oder nur weifse Unterhosen (Gatjen) an hat und dem Kranken winkt, ihm zu folgen. In Rosenau und auch sonst heifst er auch der „Weifsgatjige". Oft erscheint er mit Menschengebeinen zwischen den langen Zähnen. „Vereinzelt ist mir auch die Vorstellung begegnet," schreibt Georg Schuller in seiner wertvollen Abhandlung „Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis im Siebenb. Sachsenlande" (Schäfsburger Gymn.-Progr. 1863—65), „wonach das Gerippe Krallen an den Händen, Eulenaugen, einen aufgesperrten Schnabel, lange Ohren und zwei vorwärts gebogene Hörner, sowie eine ganz schwarze Farbe hat. Manches an dieser Ausstattung scheint von einer Vermengung mit dem Teufel herzurühren." Auf einer Verwechselung mit diesem beruht es wohl auch, wenn der Tod anderwärts als schwarzer Hund mit feurigen Augen gedacht wird; als solcher führt er dann den mundartlichen Beinamen »Firâgel« (Feuerigel?). Uns Kinder pflegte mein Grofsvater oft zu schelten: „dat dech dér Firagel frésze sul" = dafs dich der Firâgel fressen soll!

In Sagen und Märchen (s. Müllers Sammlung Nr. 44, 57, 43, 45) tritt der Tod in der Gestalt eines „schwarzen"

Mohren, eines Ritters, einer Jungfrau usw. auf. Von den Beinamen des Todes (G. Schuller S. 11) sind zu erwähnen: „der Dörrbâlig" (bâlen = Eingeweide, also: der mit dürren Eingeweiden), der Ruhestörer, der Kaltmacher, der Knicker, der Knickfufs, der Streckfufs, der Gliedausstrecker, der Würger, der Würgengel, Halsumdreher, der Brotsparer, Brautknecht, Ehescheider, der Bischof (in Senndorf sagt man, wenn in einem Hause eine verheiratete Person stirbt: „Der Bischof ist da eingekehrt", was sich auf die Trennung der Ehe bezieht; in genannten Orte sollen viele Ehescheidungen vorkommen, G. Schuller). Aus dem Rumänischen ist die Benennung „Harthangel" (archangelus, Erzengel) entlehnt. „Ein eigentümliches Epitheton," schreibt G. Schuller (S. 11), „führt der Tod in dem Kinderspiel »schâmpelän dîd« (schampelnder Tod), welches gewöhnlich in der Wälschkornernte gespielt wird. Eines der Mitspielenden wird ganz mit Maisblättern bedeckt, das ist der »schâmpelän dîd«; die Anderen stellen sich im Kreise herum und rufen: »schâmpelän dîd, stând âf, et hôt înt geschlôn« = schampelnder Tod, steh' auf, es hat eins geschlagen (eins — zum zweitenmale zwei usw.); er antwortet: »âch, lot mich nôch e wënig schlôfen« (ach, lafst mich noch ein wenig schlafen). So geht es fort, bis in der Anrede die Zahl zwölf genannt wird; da springt der Verhüllte mit den Worten: »ham, ich frészen dich!« auf, die Anderen stieben auseinander und wen er erhaschen kann, mufs nun selber »schâmpelän dîd« werden, womit man von Neuem anhebt" (vgl. Haltrich im Archiv f. siebenb. Landeskunde N. F. III 309). Auch für Sterben gibt es eine Reihe synonymer Redensarten, von denen wir hier nur einige mitteilen: E mâcht hêm ânjd (er macht gegen das Ende); âmegôn (umgehen); e äs iwern (er ist hinüber); hëmeln, hëmelzen (himmeln, in den Himmel ziehen); e lot iwern êrn (er liegt über dem Fufsboden); den Löffel niederlegen; sich den Fleischkasten oder's Holzloch machen lassen; unter den Wermut oder Attich kommen; die Haut lassen oder

verkaufen; auf seine Haut trinken (vgl. die Zeitschr. „Am Urquell" I. 113, 139); Töpfer werden, Erde kauen; Einem die Hufeisen abreifsen. „Dieser merkwürdige Ausdruck," schreibt G. Schuller (S. 13), „ist mir aus drei Orten bezeugt: aus Arkeden, Peschendorf und Zied. Herr Pfarrer Fr. Fronius leitet die Redensart von einem daselbst noch jetzt üblichen Ortsbrauche her. Werden nämlich — was nicht immer geschieht — einem Verstorbenen auch die Schuhe angezogen, so reifst man zuvor die Hufeisen (so heifsen allgemein auf dem Lande die Eisenbeschläge an den Schuhabsätzen, wozu oft noch eine Eisenverzierung hinten an der Schuhferse — „die blêchen" — kommt) von denselben ab. Als Grund hievon gibt das Volk an: es solle dadurch das sogenannte „Blühen" (des Metalls; vgl. Müller, Sagen Nr. 102) verhindert werden — vielleicht damit kein Schatzgräber die Ruhe des Toten störe. Fronius ist indes geneigt, den Grund vielmehr in der frommen Scheu zu finden, vermöge der man vor Gott nicht so mit Eisen bewehrt und geziert erscheinen will (denn auch die „Blêchen" werden abgerissen), und führt als Analogie an, dafs nach den Arkeder Bruderschaftsartikeln (s. Fronius, Bild. a. d. sächs. Bauernl. in Siebenb., S. 48) kein „Knecht" (d. i. konfirmierter Jüngling) mit solchen „blêchen" vor den Altar zum Genufs des heiligen Abendmahls treten dürfe. Die Rumänen, die diesen Brauch auch haben, geben ihrerseits als Grund davon Folgendes an: die Himmelstüre befinde sich neben der Höllentüre; habe nun ein Einkömmling Hufeisen an den Schuhen, so höre ihn der Höllenhund im Himmel auftreten und ziehe ihn in die Hölle." —

Zahlreich sind auch die Todvorbedeutungen im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen.

Will man wissen, ob ein Kranker mit dem Leben davonkommt, so schmiert man seine Fufssohlen mit Speck und wirft diesen einem Hunde vor; frifst er, so wird der Kranke gesund, im Gegenteil stirbt er (Haltrich-Wolff

S. 308; vgl. E. Meier, Deutsche Sagen u. Gebräuche aus Schwaben, S. 508). Oder man schüttet Weihrauch in ein neues Töpfchen, wirft eine glühende Kohle darauf und steigt damit auf den Tisch; zieht der Rauch gerade aufwärts, so genest der Kranke; zieht er aber der Türe zu, so stirbt er. Zu einem, den man zu überleben hofft, sagt man in der Schäfsburger Gegend scherzhaft: „Mit deinen Knochen werfe ich noch Birnen (oder Pflaumen) von den Bäumen" (G. Schuller S. 22). Legt sich ein Kranker am Sonntag ins Bett, so steht er nicht mehr auf. Wenn die Kinder Leiche spielen (stärwe spielen = Sterben spielen, wobei sie Puppen udgl. begraben), Kirche halten oder auf der Strafse Kirchenlieder singen, so stirbt bald Jemand im Orte. Man soll sich nicht im Scherze auf eine Bank oder dgl. legen und unter Singen herum tragen lassen; man stirbt dann bald (vgl. Müllers Sagen Nr. 159). Wer im Wagengeleise oder rücklings geht, ebenso wer das Brot auf die verkehrte Seite legt, dem stirbt bald ein Angehöriger. Wer rücklings geht, von dem sagt man in Kronstadt: er läuft dem Teufel in die Arme. Fällt ein Stern vom Himmel, so stirbt ein Mensch. Sturm bei der Verlobung oder geht der Trauring verloren, so stirbt eines der Eheleute. Von dreizehn Personen, die an einem Tische sitzen, stirbt eine bald. Am eigenen Körper darf man nichts messen; „man mifst sich den Sarg." Strickt eine Frau die angefangene Nadel nicht ab, so stirbt ihr Mann; und ein Weib, dessen Gatten schnell hintereinander sterben, hat eine weifse Leber. Dasselbe glauben auch die Magyaren. Wenn das Brot beim Backen zerspringt, oder wenn im Hause etwas, z. B. ein Spiegel, Glas udgl. ohne sichtbare Veranlassung springt, oder kracht oder fällt, so stirbt Jemand von den Angehörigen des Hauses. Entfernte Verwandte melden sich bei ihrem Verscheiden immer durch etwas an, durch Rufen, Fensterklopfen udgl. Fallen Jemandem plötzlich drei Blutstropfen (nach Anderen ein einziger) aus der Nase, so stirbt ihm ein naher Anverwandter (G. Schuller S. 28). Wenn man von

einem plötzlichen Schauer gerüttelt wird, so sagt man: „Der Tod (oder was in diesem Falle dasselbe bedeutet — der Kantor) ist mir übers Grab gesprungen“ (G. Schuller S. 28). Im magyarischen sagt man: „Jemand ist auf mein Grab (d. h. auf die Stelle des Grabes) getreten“ (valaki a siromra lépett). Fällt dem Tischler die Säge aus der Hand, so mufs er bald einen Sarg machen. Einem Kranken darf man kein Kleidungsstück verfertigen oder anprobieren, sonst stirbt er.

Bald gibt es wieder eine Leiche, wenn dem Toten ein Auge sich immer öffnet oder wenn die Leichenstarre nicht eintritt; ebenso wenn der Leichnam noch einmal erseufzt oder der Mund nahe Bänderzipfel einzieht (G. Schuller S. 29). Wird eine Leiche aus einem Hause fortgetragen, so mufs man schnell die Türe schliefsen, sonst stirbt bald Jemand nach. Stäubt die Erde, die man im Grabe auf den Sarg wirft, oder erklingt der Sarg hohldumpf unter den Schollen, oder niefst der Pfarrer am Grabe, so stirbt bald wieder Jemand.

Geht man durch eine Stelle, wo Pferde sich gewälzt haben, so stirbt man (G. Schuller S. 30). Wenn ein getötetes und zum Sengen zurechtgelegtes Schwein den Kopf nach einer Seite wendet, so sagt man, es sterbe Jemand von den Leuten, die in der Richtung wohnen, nach welcher das Schwein den Kopf gewendet hat; ebenso bedeutet es einen Todesfall, wenn ein lebendiges Schwein auf der rechten Seite liegt und den Kopf hängen läfst. Heulende Hunde, Katzen, die in der Krankenstube kratzen, krähende Hennen und schreiende Eulen (Totenvogel) zeigen einen bevorstehenden Todesfall an. Fliegt ein Vogel oder ein Schmetterling in eine Krankenstube, so stirbt der Sieche bald. „Schlägt die Turmuhr unter dem Glockengeläute, so stirbt bald Jemand im Orte („de stönd schlît än de klôk“ = die Stunde schlägt in die Glocke). Nach Anderen hat der Stundenschlag nur dann die Vorbedeutung, wenn er während des Leichengeläutes oder während des Abend-

glockenläutens erfolgt. Fällt er in das Hochzeitgeläute ein, so stirbt eins von den Brautleuten“ (G. Schuller S. 33). —

Die Parallelen in diesem Gebiete des Volksglaubens mehren sich von Tage zu Tage und gehen in ein ganz überraschendes Detail. Parallelen zu diesen Todvorbedeutungen des Volksglaubens der Siebenbürger Sachsen finden sich bei zahlreichen Völkern vor. Und eben deshalb haben sie für die Volkskunde einen besonderen Wert; denn in der Uebereinstimmung in den Sitten und Anschauungen aller Völker der Erde liegt ein tiefer wissenschaftlicher Wert und ein mächtiger Impuls für eine allgemeine Moral. „Diese Uebereinstimmung lehrt nämlich,“ schreibt Alb. Herm. Post (in der Ztschr. „Am Urquell“ II S. 70), „dafs es im Völkerleben so gut Gesetze gibt, wie in der übrigen Natur, und dafs diese Gesetze für alle Menschen dieselben sind. Eine Erkenntnis dieser Gesetze eröffnet uns tiefere Einblicke in die menschliche Natur, als sie auf irgend eine sonstige Art jemals haben gewonnen werden können; sie lehrt uns, dafs ein Widerstreben des Einzelnen gegen diese socialen Gesetze nur zu seiner Vernichtung führen kann; sie lehrt uns, dafs jede Nation mit jeder anderen verbunden ist durch ein allgemein menschliches Band, welches viel mächtiger ist als die nationale Eigenart. Die Früchte einer solchen Erkenntnis, wenn sie einmal Gemeingut der Menschheit geworden ist, werden nicht ausbleiben.“ —

Richten wir nun unser Augenmerk auf die Gebräuche, die sich auf den Augenblick beziehen, da nach der allgemeinen Auffassung des Todes die Seele den Leib verläfst.

Ist schon keine Hoffnung auf Genesung mehr vorhanden, so wird der Geistliche gebeten, für den Kranken in der Kirche eine öffentliche Fürbitte zu tun („einen frommen Seufzer zu unserem Herrgott zu schicken“) und demselben das heilige Abendmahl zu reichen. Es herrscht dabei der Glaube, dafs nach Vollzug dieser beiden Funktionen entweder Besserung oder der Tod eintrete. Auch glaubt man den Tod verhindern oder hinausschieben zu können, wenn

man unter das Kopfkissen eines Schwerkranken ein „angestorbenes“, d. i. ein ererbtes Kleidungsstück legt (G. Schuller S. 39). Um dem Scheidenden das Sterben zu erleichtern, wendet man ihn auf die linke Seite, oder man breitet ein Tuch oder Kleid „aus dem vierten Familiengliede“ über ihn (Schäſsburg), oder man zieht ihm das Kopfkissen weg (Rohrbach, Reuſsdorf und sonst). Verkürzt auch dies den bitteren Todeskampf nicht, so legt man den Sterbenden vom Federbette weg auf Erbsenstroh (Pruden, Henndorf und sonst), denn es könnten im ersteren Taubenfedern enthalten sein, und auf solchen kann der Mensch nicht ersterben. Schwer sterbende Kinder legt man samt dem Bette in die Stelle, wo sonst der Tisch steht (G. Schuller S. 40).

Auch bei den Siebenbürger Sachsen ist man „von der Vorliebe der Urzeit, die Geister der Väter in seiner Nähe, am Herde, im Hause oder doch in der Hofstätte zu haben, durch christliche Erziehung abgekommen; der Wunsch ist sogar, wie viele Beweise zeugen, ein gegenteiliger geworden“ (Lippert, Christentum, Volksgl. u. Volksbr. S. 384). Es hat daher der Gedanke gesiegt: die Seele gehört sofort der ewigen Ruhe an, und ihres Bleibens darf hienieden nicht mehr sein. Es ist daher das erste, was nach eingetretenem Todesfall zu geschehen hat, daſs man die Fenster öffnet, damit die Seele hinausfliegen könne. Von dieser hat man sehr verschiedenartige Vorstellungen. „Vielen ist sie einfach ein unsichtbares Wesen oder ein unsichtbarer, aufwärts fliegender Geist. Andere meinen, sie sei ein weiſses, unkörperliches und unförmliches Wesen (Hamruden) oder ein Geist mit einem Leintuch umhangen (Alzen). Mancherwärts denkt man sie sich als eine dem Körper, den sie bewohnt hat, ähnliche Gestalt (Kaisd und sonst), oder als einen bloſsen Hauch (= gôlem; Henndorf, Rosenau) oder (in antiker Weise) als einen Schatten (Bogeschdorf). Wieder Andere stellen sich dieselbe als ein Licht oder eine Fackel vor (Schäſsburg), oder als eine weiſse Taube, die zum

Himmel emporfliegt (eine verbreitete Vorstellung), oder endlich als eine summende Biene, die in vierundzwanzig Stunden zum Himmel wandert (Waltersdorf; die Seele als Mücke s. Müller, Sagen Nr. 151). Von der Seele eines bösen Menschen glaubt man (z. B. in Schorsch), sie müsse als schwarzes Hündchen auf Erden umherirren. Aus den Seelen unschuldiger Kinder hingegen werden Engel" (G. Schuller S. 41).

Dem Toten werden Geldstücke auf die Augen gelegt, damit sie sich nicht öffnen; auf den Bauch aber setzt man einen Zinnteller, damit der Leib nicht anschwelle. Diese Geldstücke, der Teller und auch das Rasiermesser, womit man den Toten rasiert hat, werden in den Sarg gelegt und mitbegraben. „Das zum Waschen verwandte Wasser pflegt man an einen abgelegenen Ort oder auch dem Nachbar »in der Grenzfrieden« (Zaun) zu schütten; ebendahin werden die bei dem Waschen gebrauchten Tüchelchen und die Scherben der mit Fleiſs zerbrochenen Waschschüssel geworfen. Zur Reinigung des Leichnams gehört endlich, daſs man ihm die Haare kämme und die Nägel an den Fingern und Zehen beschneide. Diese Nägelschnitzen werden sodann in ein Tüchelchen gebunden und unter einem Balken der Zimmerdecke oder auf einem Schüsselrahmen verborgen, damit das Glück des Hauses mit dem Toten nicht verloren gehe, oder — nach anderer Deutung — damit der Tote nicht noch mehr Familienglieder nach sich ziehe" (G. Schuller S. 43). Und dies Alles geschieht deshalb, eben weil es der Seele so sehr eigen ist, sich an Alles zu hängen, was zu ihr in irgend welche Beziehungen gebracht wurde, was sie wegen dessen sinnlicher Berührung mit dem Leibe als ihr Eigen betrachten kann. „Das wissen seit Urzeiten die Menschen," schreibt Lippert (a. a. O. S. 387), „und sie machen davon Gebrauch, je nachdem sie die Seele festhalten oder bannen wollen. Wenn wir weit von uns in China die Sitte treffen, daſs im Momente, da man eine Leiche aus dem Hause trägt, in demselben eine Wase zer-

schlagen wird, so werden wir den, wenn auch niemand mehr bewufsten Gedankengang leicht herstellen können. In der Volksvorstellung der Siebenbürger Sachsen blieb auch ganz allgemein — zugleich die Basis der Vorstellung vom Exuvialfetische — der Glaube an die Zähigkeit, mit welcher die Seele an all dem Ihren hängt und es mit sich zu reifsen sucht. Darauf weist noch mancher Rest der volkstümlichen Anschauung. Deshalb mufs man dem Vieh und den Bienen den Fall mit den Worten ansagen: „Dein Herr ist gestorben," sonst hat man hinfort kein Glück mit dem Vieh und den Bienen (G. Schuller S. 42). Schlafende Familienmitglieder müssen bei einem Todesfall geweckt werden, sonst sterben sie dem Toten bald nach." In frühere Zeiten verschenkte man auch die Kleider des Verstorbenen an Arme. Lippert (S. 389) erklärt uns in trefflicher Weise diesen Rest uralter Anschauung, indem er schreibt: „In all dem erhielt sich zugleich noch so recht aus des Menschen Urzeit das Angsterregende eines Todesfalles, die Furcht vor dem den Zurückbleibenden ungünstigen Sinne des Gestorbenen ... Dafs derselbe die Schlafenden töte, beruht auf jener alten Volksanschauung, dafs die Seele der Schlafenden aufser dem Leibe weilt. Da trifft sie die auswandernde und nimmt sie mit, ehe sie in den Leib zurückkehren kann; indem man also diesen weckt, ruft man seine Seele in ihn zurück." —

Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hält man überall darauf, dafs alle geknüpften Sachen am Toten, also insonderheit die Bänder, womit Hände und Füfse desselben bis zur Beerdigung zusammengebunden waren, wie auch das Tuch, welches das Kinn festhielt, damit der Mund nicht offen bleibe, — gelöst werden; mancherorten entfernt man sogar alle Stecknadeln, die zur Befestigung von Ausstattungsstücken angebracht waren. „Fragt man die Leute," berichtet G. Schuller (S. 12), „nach dem Grunde dieses Verfahrens, so lautet die gewöhnlichste Antwort: es sei eben nicht gut, wenn man es unterlasse. Manche äufsern sich bestimmter:

Der Tote finde sonst keine Ruhe im Grabe, oder: es seien ihm sonst auch in jener Welt Hände, Füfse u. s. w. gebunden; oder: die zurückbleibende Ehehälfte könne sonst nicht wieder heiraten; oder endlich: es geschehe deshalb, weil auch die Engel im Himmel nicht gebunden seien."

Dafs also die Seele nicht bleibe, den Toten von der Rückkehr überhaupt abzuhalten, das verlangt eine verständige Selbstfürsorge der Überlebenden für ihr eigenes Wohl. Darauf bezieht sich auch der folgende Glaube: Einem Gestorbenen darf man kein Hemde von einer noch lebenden Person anziehen, sonst siecht diese dahin („vergeht auf den Füfsen"), wie das Hemde im Grabe zu Grunde geht. Zieht man ein Kleidungsstück von einer bereits gestorbenen Person einem Toten an, so weichen sich beide im Jenseits aus, sollten sie auch im Leben noch so gute Freunde gewesen sein. Wenn an der Ausstattung (zumal dem Totenkissen) genäht wird, darf man keinen Knoten knüpfen, sonst bindet man den Gestorbenen an dieses Leben, und er kann keine Ruhe im Grabe finden. Manche glauben, das Knotenknüpfen habe auch für gewisse Lebende schlechte Folgen. Eine Frau nämlich, die solches tut, verliert ihren Gatten, ein Mädchen bekommt keinen Mann (Malmkrog). Werden an dem Totenkissen einer verehelichten Person Knoten geknüpft, so kann der hinterbleibende Teil nicht wieder heiraten (Rosenau; G. Schuller S. 64). Dem Nachbarvater (Vorstand der Nachbarschaft, s. Fronius a. a. O. S. 82), der die Todesanzeige beim Pfarrer machen soll, mufs man vorher zwei Becher Wein zu trinken geben, sonst kommt der Gestorbene in einer Nacht zurück, begibt sich in den Keller und richtet den Wein so zu, dafs er keinem Käufer schmeckt (Bogeschdorf; G. Schuller S. 64). Riecht man an einer Blume, die auf einem Toten liegt oder auf einem Grabe wächst, so verliert man seinen Geruch. Dafs er den Geruch verloren, schrieb auch mein Grofsvater diesem Umstande zu. Legt man Blumen auf einen Toten, so verwelkt der Strauch,

von dem sie herrühren, zumal wenn er vom Verstorbenen selbst gepflanzt worden ist. „Kinder, die sich vor einem Toten (oder den Toten überhaupt) fürchten, nötigt man, die grofse Zehe desselben anzufassen, so verlieren sie diese Furcht für immer (Zeiden). In Brenndorf läfst man sie zu diesem Zwecke in die grofse Zehe — beifsen, wodurch zugleich bewirkt wird, dafs ihnen der Tote nachher nicht erscheint. In Hamruden war es früher üblich, dafs die Anverwandten eines Gestorbenen, während dieser auf der Totenbank lag, dreimal um ihn herumgingen und bei jedem Umgange einmal die grofse Zehe eines seiner Füfse berührten; auch wurden kleine Kinder dreimal über den Toten hinübergehoben. Dieses Alles sollte bewirken, dafs der Tote nicht „heimkomme“ (G. Schuller S. 64). Um die Seele von der Rückkehr abzuhalten, ihr gleichsam den Weg oder die Zurechtfindung zu erschweren, beobachtet man nach der Beerdigung noch folgenden Brauch: Um den aufgeworfenen Grabhügel halten die Anwesenden einen feierlichen Umgang, wobei sie dem Toten Abschiedsworte zurufen; eine schwangere Frau aber darf sich nicht daran beteiligen, sonst ist sie bei der Niederkunft unglücklich (Zendersch, Zuckmantel), oder das Kind, das sie gebiert, wird bleich (Hamruden; G. Schuller S. 18).

Selbstmörder, deren Seelen „den Ort der Tat umschweben und dahin zurückzukehren versuchen“, wurden in alten Zeiten verbrannt, später in ungeweihter Erde begraben. Sie wurden nicht über die Schwelle aus dem Hause getragen, sondern man schob sie durch ein Fenster oder ein zu diesem Zwecke unter der Schwelle gebrochenes Loch hinaus (G. Schuller S. 44). Es geschah dies eben auch aus dem Grunde, um der zurückkehrenden Seele den Weg oder die Zurechtfindung zu verwehren (vgl. Lippert S. 391).

Bezüglich unnatürlicher Todesfälle heifst es im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen: Die Leiche eines Ertrunkenen findet man, wenn man in ein ausgehöhltes

Brot ein brennendes Wachslicht steckt und es dann auf dem betreffenden Wasser schwimmen läſst. Wo das Brot stille steht, dort befindet sich der Leichnam. „In Bulkesch hatte sich vor mehreren Jahren ein Mann ersäuft, und man ging „von der Gemeinde“ (d. h. aus jedem Hause eine Person) und suchte ihn, fand ihn aber nicht. Da rief ihm seine Frau durchs „Rauchloch“ (das aus dem Stubenofen in den Rauchfang führt), denn so, glaubte man, müsse er nun zum Vorschein kommen“ (G. Schuller S. 65). Ertrinkt Jemand, so regnet es so lange, bis man seine Leiche findet; und wenn sich Jemand erhängt, so bläst anhaltend der Sturmwind. „Erhängt sich einer so, daſs ihm die Füſse auf den Boden reichen, so macht der Teufel Feuer unter dieselben, und er muſs sie immer weiter hinaufziehen, bis ihm die Kehle gehörig fest zugeschnürt ist“ (G. Schuller S. 66). Tritt der Mörder an die Bahre des Ermordeten, so fangen die Wunden des Leichnams zu bluten an. An der Stelle, wo ein Mord geschehen ist, darf man nicht vorübergehen, ohne ein Reis oder (wenn sie sich nicht im Walde befindet) einen Stein oder ein wenig Erde auf dieselbe zu werfen. In einem nahe bei Schäſsburg gelegenen Walde befindet sich eine solche stets von Reisig bedeckte Stelle (G. Schuller S. 67).

Wir sehen also, daſs im Volksglauben der Sachsen, um die Seele von der Rückkehr abzuhalten, noch positiv abwehrende und negativ vorbeugende Mittel vorhanden sind. Lippert schreibt über diese Mittel (S. 390): „Die ersteren bestehen in der Erschwerung des Weges oder der Zurechtfindung — die anderen in der Beseitigung aller Dinge, an welche sich die Seele besonders gern zu heften pflegt. Die Beseitigung hat wieder zwei Wege: Vernichtung der Gegenstände oder Beisetzung mit dem Toten. So öffnet sich wieder nach dieser Richtung hin das Verständnis zu einer Menge absonderlicher und doch wieder im Gedanken übereinstimmender Bräuche.“

* * *

Im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen kommen auch alle Arten von Totenfetischen vor, die wir im Volksbrauch anderer siebenbürgischer Völkerschaften zum gröſsten Teil wiederfinden. Alles und jedes, was mit der Leiche und deren Teilen in irgend eine Verbindung oder Berührung kommt, verwendet der Zauber zu seinen Zwecken und Absichten. Den Inhalt des vorliegenden Themas bis in alle Einzelheiten hin zu erschöpfen, ein erschöpfendes Ganze für den siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben, bin ich nicht imstande zu liefern; dazu würde eine umständliche, den Umfang eines ganzen Bandes ausfüllende Untersuchung gehören; nur mit einigen Streiflichtern möchte ich den wundersamen Ideenkreis beleuchten, in welchem sich das Bewuſstsein der niederen Volksschichten zu bewegen pflegt, soweit sie noch eben ungestört von dem verhängnisvollen Einflusse einer höheren Bildung in dem Banne ihres ursprünglichen Dämonismus verblieben sind. Zugleich erweist dadurch die Ethnologie wieder ihre „ungemeine, bedeutsame philosophische Verwertung, indem sie nämlich für ein wirklich induktives Studium die einzelnen Bausteine und Entwicklungsglieder beschafft, aus denen wir die Entfaltung irgend einer religiösen oder psychologischen Vorstellung überhaupt uns verständlich machen können" (Th. Achelis in der Zeitschr. „Am Urquell", III. S. 81).

Es heiſst im sächsischen Volksglauben, daſs derjenige, der etwas absichtlich oder unabsichtlich sich aneignet, das dem Toten unmittelbar (Grabblumen, Sargstücke u. s. w.) oder mittelbar (Körperteile) angehört, sein Leben lang unglücklich wird. Eine Bäckermagd, die Nachts um Bier geschickt, über den Kirchhof zur Schenke ging, sah eine weiſse Gestalt auf einem Grabe kauern. Sie meinte, es sei ihr Geliebter, der Bäckergeselle, ging also auf die Gestalt zu, zog ihr das Hemd aus und eilte davon. Es war aber nicht ihr Geliebter gewesen, sondern ein Toter, der in der nächsten Nacht ans Fenster der Maid kam und sie aufforderte, ihm das Hemd an derselben Stelle wieder anzu-

ziehen. Wie sie dies in der folgenden Nacht in Begleitung des Bäckergesellen tat, umfaſste sie der Tote und war im Nu mit ihr verschwunden (s. Müller Nr. 420, G. Schuller S. 67). Diese auch anderen Völkerschaften Siebenbürgens bekannte Sage illustriert am besten den Glauben, daſs man Tote im Besitze ihres Eigentums nicht stören dürfe.

Will man sich etwas von den Toten aneignen, so muſs man folgende Vorschriften einhalten: Man spricht beim Wegnehmen eines Totengutes: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Oder man schlägt in das Grab ein mit einem Kreuz bezeichnetes Hölzchen ein, oder sticht einen eisernen Nagel ins Grab. Die Sache, die man vom Friedhof oder von einer Leiche sich aneignet, soll man zuerst mit der linken Hand angreifen, oder um die Hand ein weiſses Tuch wickeln und so die betreffende Sache nach Hause tragen, das Tuch aber soll man so bald wie möglich nachträglich in den Grabhügel einscharren. Den Tod eines schlechten Menschen (eines Diebes u. s. w.) kann man dadurch herbeiführen, daſs man durch gewisse Personen, die solches gegen gute Bezahlung vermögen, „auf ihn fasten“ läſst. Man sieht nur einmal, daſs er auf den Füſsen vergeht und stirbt (G. Schuller S. 66). Wirft man heimlich in einen Sarg Speichel, Blut u. dergl. einer Person, so siecht diese langsam dahin und stirbt, wenn sie den Grund ihrer Krankheit nicht errät. Steckt man ein Totenknochensplitterchen Jemandem in den oberen Teil des Türstockes, jedoch auf der Seite, die nicht gegen die Stube gekehrt ist, so wird der betreffende Inwohner mit der Zeit ein Stück nach dem andern seines Besitztums verlieren; in die innere, der Stube zugekehrten Seite gesteckt, bewirkt dies Knochensplitterchen rasche Vermehrung des Besitztums (Mühlbach; ähnlich im magyarischen Volksglauben).[1]) Hängt man einen

[1]) S. mein Werk: „Volksglaube u. rel. Brauch der Magyaren“ (München, Aschendorff) sub: Tod.

Lappen von einem Totenkleide an einen Rebenstock, so trägt derselbe keine Trauben mehr; vergräbt man aber einen Totenknochen in die Fruchtkammer, so vertreibt man damit alle Mäuse (Heltau; vgl. Lippert a. a. O. S. 397). Gibt man Speisereste vom Totenmahle den Haustieren zu fressen, so werden dieselben davon fett (Burzenland). Will man einer Person den Schlaf benehmen, so stecke man ihr unter das Kopfpolster das Tuch, mit dem man sich die Tränen abgewischt hat, die man bei einer Leiche geweint. Das Tuch aber darf seither nicht gewaschen worden sein. Die Person wird nun allnächtlich vom betreffenden Toten träumen und so lange keine nächtliche Ruhe haben, bis sie das Tuch nicht verbrennt (Kronstadt; vgl. Lippert S. 409). Dauernden Unfrieden kann man unter Eheleuten stiften, wenn man von ihren Haaren, Nägeln, Speichel, Blut u. dergl. etwas in ein offenes Grab wirft.

Besonders spielt die Heilkraft der Totenfetische auch im Volksglauben der Siebenbürger Sachsen eine Rolle.

„Wenn ein Augenkranker an einem heiteren Frühlingssonntage in der Frühe zum Grabe eines Frommen geht und seine Augen mit frischem Tau von demselben benetzt, so wird er an den Augen geheilt“ (G. Schuller S. 58). Mit unheilbarem Ausschlag behaftete Kranke soll man in einem Bade, in dem sich Kräuter und Erde von einem Grabe befinden, waschen und das Badewasser dann auf den Friedhof gieſsen (Hermannstadt). Gegen Auswuchs und Kropf ziehe man einem Toten durch die Hand einen Seidenfaden und binde ihn dann um den Hals des betreffenden Menschen (Haltrich-Wolff S. 308). Ein seidenes Band aus einem Grabe schützt gegen Fraisen. Am Charfreitage beim Kirchenläuten geht man auf den Friedhof und holt Kräuter, ein Mittel gegen jede Krankheit (G. Schuller S. 58). Stirbt ein Säugling, so legt sich die Mutter Erde vom Grabe desselben auf die Brüste, damit ihre Milch versiege (G. Schuller S. 39). Mit Lappen von einem Totenkleide sollen sich Gichtkranke

den leidenden Körperteil reiben und dann den Lappen allnächtlich an einen Baum hängen (Kronstadt). Gegen anhaltende Krämpfe soll man mit einem Faden einen Toten ausmessen und diesen um den blofsen Leib tragen (Tartlau, Petersberg). Eine Geschwulst oder Warzen werden geheilt, wenn man sich dieselben mit der Hand eines Toten streichelt (Henndorf). „Einen Säufer kann man von seiner Trunksucht gründlich kurieren, wenn man von dem Getränke, das er am liebsten trinkt, ein Quantum über eine Silbermünze, die in dem Munde eines Toten während dessen Ausstattung gelegen hat, giefst und dem Säufer zu trinken gibt“ (G. Schuller S. 65). Was F. S. Krauss (a. a. O. S. 140) aus dem südslavischen Glauben berichtet, teilte mir 1888 eine in Mühlbach gar wohlbekannte Bauernmaid Anna mit. Ne vir coitum facere possit soll das Weib eine Nadel dem Toten in den Leib stecken, dieselbe nach einigen Stunden unbemerkt herausziehen und über sie dann einen Trank dem betreffenden Manne giefsen. Er wird keines Weibes mehr froh werden — nam membro virili ad coëundum firmitas deficiet. Irrsinnigen soll man aus einem Totenschädel zu trinken geben.

Um dem Gebäude Festigkeit zu verleihen, so vergräbt man in den Grund desselben einen Totenknochen. Heimlich lebt nur noch hie und da dieser Brauch fort und wird von der Einmauerung von Pferdeschädeln gänzlich verdrängt. Das Einmauern von Menschen, namentlich Kindern, bei Grundsteinlegung von Gebäuden mag auch unter den Siebenbürger Sachsen in uralter Zeit in Brauch gestanden sein. Nun werden in rudimentärer Weise nur Totenknochen und Tierschädel eingemauert. Das Tier tritt also auch hier in beschränktem Kreise stellvertretend für den Menschen ein, es übernimmt die Rolle, die ursprünglich dem Menschen zugedacht ist. „Von so unheimlicher Zähigkeit sind die Vorstellungen des Volkes und an so unsichtbaren Fäden spinnen sie sich weiter, wenn sie längst abgerissen scheinen!“ (Lippert S. 458). —

Zum Zaubern, besonders „das Glück an sich zu binden“ (det gleck u sech båndjen), eignen sich vor allem Körperteile eines Toten. Nehmen wir zuerst den Liebeszauber. Will man eine Maid an sich fesseln, so eigne man sich einige ihrer Haupthaare an, speie darauf und stecke dieselben dann heimlich in den Sarg eines Toten. Haare von einem Toten und die eigenen Menses vergräbt die Frau an den Ort, wo der Mann das Wasser abzuschlagen pflegt, um sich seiner ehelichen Treue zu versichern. Vergräbt die Maid die Fuſsspur eines Burschen in den Friedhof, so kann dieser nicht von ihr lassen (Mühlbach und sonst). Will man in einer Ehe Unfrieden stiften, so stecke man Totenhaare ins Bett der Eheleute (Grossau).

Durch Totengebein kann man Ratten und Mäuse, Wiesel und Marder vertreiben (s. Feilberg in der Zeitschrift „Am Urquell“, III. 87). Vergräbt man ein solches Gebein oder auch nur etwas Haare von einem Toten in den Boden eines Gebäudes, so wird sich daselbst keines der erwähnten Tiere zeigen. Flechtet man Totenhaare in den (gewöhnlich aus Stroh oder Rohr geflochtenen) Bienenkorb, so hat man stets reichliche Honigernte (ähnlich auch der magyarische Bienenzauber). —

Auch bei den Siebenbürger Sachsen schlieſst sich ein ganzer Wust vom tollen Zauberwahn an Hingerichtete sowohl, als auch an solche Menschen, die sich freiwillig das Leben nehmen. In erster Reihe stehen dabei diejenigen, die durch Erhängen das Leben verlieren. Schön erläutert diesen Volksglauben Lippert (a. a. O. S. 461): „Für uns nicht unverständlich, aber doch an sich merkwürdig, ist das Verhältnis, in welches der Hingerichtete seiner Seele nach zu den Überlebenden tritt. Die Kirche hat wohl auch die Vorstellungen dieser Art in ihr System einzuordnen gesucht, aber eine groſse Zahl zum Teil toll phantastischer Rudimente deutet darauf, daſs es ihr nur theoretisch gelungen sei. Aus Allem ergibt sich das Eine, daſs das Volk bei der unvermeidlichen Verdunkelung einer

gewissermaſsen nur in geheimer Tradition durch die Jahrhunderte fortgepflanzten Vorstellung, alles, was sich auf den zum Zwecke eines besonderen Wächteramtes ins Jenseits Beförderten bezog, auf jeden Hingerichteten überhaupt übertragen hatte. Die nahe Beziehung, in welcher einst Hinrichtung und Opferung gestanden, muſs zu jener Verwicklung der Vorstellungen, aus welcher nur noch das Phantastische in spätere Zeiten hineinleuchtete, beigetragen haben. Der Hingerichtete wurde gleich jenem ein an die Stelle und seine Exuvier gebannter, nicht unmächtiger Geist, das moralische Moment fiel bei einer so altherererbten Vorstellung gar nicht ins Gewicht. Wie der Kannibale kein Bedenken trägt, die Seele aus dem Verruchtesten gerade um ihrer Stärke willen in sich aufzunehmen, so kam auch dort die sittliche Qualität nicht in Betracht. Je schwerer, gewalttätiger und seltener das Verbrechen, desto mehr drängte sich das Volk um die Reste des Verbrechens."

So war es früher; heute aber, wo die Hinrichtungen kein öffentliches Schauspiel bilden, wo der Scharfrichter mit den Überresten des Gerichteten keinen Handel mehr treiben kann, findet das Volk einen Ersatz dafür in den Selbstmördern, und zwar an denen, die sich durch den Strick das Leben nehmen. Warum gerade die Erhängten im Volksglauben eine Rolle spielen und die Überreste auf eine andere Art ums Leben gekommener Menschen gar nicht in Betracht kommen (wenigstens in Ungarn und Siebenbürgen), habe ich bislang bei keinem mir bekannten Volksforscher erklärt gefunden; ich selbst wage es nicht zu erklären, weil sich dabei eine weite Aussicht ins Heidentum und älteste Christentum eröffnet.

Der Hauptgedanke bei diesem Zauber ist: „Alles, was von einem Erhängten herrührt, ist glückbringend," d. h. alles wird der Exuvie eines machtübenden Geistes gleichgezählt, und je nach dem Wege, auf welchem Einer sein Glück sucht, sei es im Stehlen, Rauben, Einbrechen oder wie immer sonst, dafür wird die Exuvie oder Reliquie zum

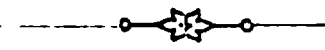
besonderen Zaubermittel, zum Amulet oder Talisman (Lippert S. 463). Ein Knöchelchen des Erhängten im Geldbeutel schafft Geld und schützt den Dieb vor Entdeckung; unter der Schwelle begraben schafft es Glück in jeder Beziehung. Mischt der Dieb ein Stückchen, von welchem Körperteile immer, eines Erhängten unter den Talg und giefst sich daraus eine Kerze, so wird er beim Scheine derselben nie ertappt werden. Blut des Erhängten wird bei Fallsucht angewendet. Selbst ein Stückchen vom Strick oder ein Lappen von den Kleidern des Erhängten bringt Glück ins Haus. Wenn man Pferde, überhaupt Vieh mit einem Fetzen (zader) eines Erhängten bestreicht, so werden sie fett (Haltrich-Wolff S. 309). Bestreicht man mit solchen Lappen einen Gegenstand, den man verkaufen will, so bekommt man viele Käufer. Legt man in ein Wein- oder Schnapsfafs etwas vom Stricke oder den Kleidern, oder gar den kleinen Finger des Erhängten hinein, so kehrt derjenige, der von diesem Getränk getrunken, stets in diese Schenke ein. Näht man solche Fetzen an den Sälaken, so gedeiht die Aussaat aufserordentlich. Totkranke kann man noch sehr lange am Leben erhalten, wenn man ihnen etwas vom Strick eines Erhängten ins Bett legt. So erzählte mein Grofsvater Andreas Roth von einer Grofs-Schenker-Witwe, namens Dietrich, die man in seiner Jugendzeit über ein Jahr auf diese Weise am Leben hielt, bis ihr Sohn vom Militär aus Italien heimkehrte. Als man den Strick aus dem Bette nahm, um „der Frau die Qual zu erleuchtern," so starb sie noch im Laufe desselben Tages. —

Aus dem hier mitgeteilten Volksglauben der Siebenbürger Sachsen kann man immerhin die Einsicht gewinnen, dafs die Bedeutung der Totenfetische für Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte eine ungemein wichtige ist, weil sie eben Kultur und Sitte älterer und neuerer Zeit im innersten Wesen beleuchtet, uns zum erschöpfenden Verständnis nicht nur unserer eigenen

mythologischen und religiösen Volksgebräuche verhelfen, sondern auch solcher primitiver Völker, deren Menschenschlächterei und Menschenopfer uns ohne unsere eigenen Totenfetische eben unverständlich, unerklärlich erscheinen würden, die zwar heute bei Kulturvölkern in die Sphäre der nur symbolischen Ersatzmittel gehören und den „blutigen Ernst des ursprünglichen Opfers und des eigentlichen Zaubermittels verloren haben, nichtsdestoweniger nur durch die animistische Perspektive, dafs es sich hier um den Ersatz eines eigentlichen Menschenopfers handelt, ihre volle Bedeutung erlangen."



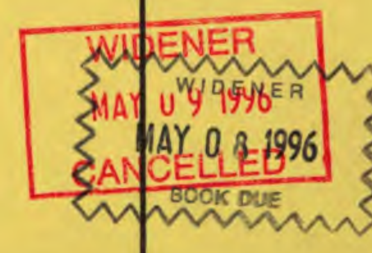
Schlagworte.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.




WIDENER
MAR 2 0 1995
CANCELLED
BOOK DUE


WIDENER
MAY 0 9 1996
MAY 0 8 1996
CANCELLED
BOOK DUE

